

# Niederdeutsches Wort

BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN PHILOLOGIE

begründet von  
WILLIAM FOERSTE †

herausgegeben von  
JAN GOOSSENS

Schriftleitung  
GUNTER MÜLLER

Band 24  
1984



ASCENDORFF · MÜNSTER

Das NIEDERDEUTSCHE WORT wird veröffentlicht von der Kommission für Mundart- und Namenforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe unter Mitarbeit der Niederdeutschen Abteilung des Germanistischen Instituts der Universität Münster.

Die Zeitschrift erscheint jährlich in einem Band.

Herausgeber: Prof. Dr. JAN GOOSSENS  
Schriftleitung: Dr. GUNTER MÜLLER

Magdalenenstraße 5, 4400 Münster

Verlag: Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung GmbH & Co., Münster.

© 1985 by Kommission für Mundart- und Namenforschung  
Westfalens, Magdalenenstraße 5, 4400 Münster

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Die Vergütungsansprüche des § 54, Abs. 2, UrhG, werden durch die Verwertungsgesellschaft Wort wahrgenommen.

Typoskription durch die Redaktion

Druck und Buchbinderei: Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung GmbH & Co., Münster, 1985

ISSN 0078-0545

Inhalt des 24. Bandes (1984)

Claus SCHUPPENHAUER	Robert Burns niederdeutsch. Hinwei- se auf eine vergessene Literaturtradi- tion II: Burns und die Entwicklung der neuniederdeutschen Literatur ....	1
Robert PETERS	Überlegungen zu einer Karte des mittelniederdeutschen Sprachraums ...	51
Gunter MULLER	Ein westfälisch-lippischer Flurnamen- atlas. Zum Einsatz von Sprachkarten bei der Veröffentlichung der Daten des Westfälischen Flurnamenarchivs ...	61
Heinz H. MENGE	Westfälische Stadtsprachenforschung ..	129
Timothy SODMANN	Goswyn van Ghemen genant Provestinck ./.. Die ersamen heren deken unde capitell unde provisoires off kerkmesters Sunt Remigij to Borken. Zur Anwendung des <i>Sachsen- spiegels</i> in einem Rechtsstreit des 15. Jahrhunderts .....	151



Claus Schuppenhauer, Rondeshagen

## ROBERT BURNS NIEDERDEUTSCH.

### Hinweise auf eine vergessene Literaturtradition II: Burns und die Entwicklung der neuniederdeutschen Literatur

1.1. Im ersten Teil dieser Serie von Hinweisen<sup>1</sup> ist, weil Anlaß und Ziel begrenzt waren, von ganzen drei Burns-Übersetzern zu reden gewesen: von Klaus Groth, Carl Friedrich Kerkow alias "Berndin Prinz'n" und Oswald Andrae. Eine Literaturtradition ergibt das gewiß nicht, schon gar nicht eine, die betont dem Vergessen entrissen werden müßte. Zwar ließe sich, nimmt man Groths 'Hans Schander' (1849) für den Anfang und Andraes 'Tam o'Shanter' (1978) für das Ende, eine Spanne von rund 130 Jahren errechnen, in denen man sich bemühte, die Verse des berühmten Schotten hierzulande heimisch zu machen; doch hat eben Andrae von Groths Nachdichtungen erklärtermaßen nichts gewußt, und der eine Kerkow zwischen ihnen kann schwerlich für durchgehende Kontinuität zeugen.

Nun ist aber die Liste, in der ich dingfest gemachte Übersetzer und Übersetzungen von Burns-Gedichten zu verzeichnen pflege, um einiges länger. Die drei Genannten eingeschlossen, weist sie im Augenblick - und nur so vorläufig, vom einstweilen letzten Stand der Dinge ist zu berichten - nicht weniger als 21 Autoren aus. Zwei unserer frühen Klassiker sind dabei, viele wohlbekannte Namen, ein paar auch, bei denen selbst dem Fachmann nicht gleich einfallen dürfte, ob und wo er von ihnen gehört oder gelesen hat. Zusammen vertreten sie den gesamten niederdeutschen Sprachraum, von Schleswig-Holstein bis Westfalen und von Ostpreußen bis Ostfriesland. Was die Chronologie anlangt, verteilen sich ihrer aller Übersetzungen ziemlich gleichmäßig auf die Zeit seit 1845. Bis zur Jahrhundertwende zumal sind die Versuche, Burns ins Niederdeutsche zu bringen, so zahl- wie je für sich umfangreich. Da verging buchstäblich kein Jahrzehnt, in dem nicht neue Übertragungen geschrieben und veröffentlicht worden wären. Mehrfachdrucke sind keineswegs selten, sei es durch Neuauflagen, sei es durch Übernahme der Texte von einem Band in den nächsten, von der Zeitschrift in die Sammelausgabe oder umgekehrt. Nach 1900 dann wird der Strom der Überlieferung, wie es scheint, merklich schmaler; er wird

---

1 C. SCHUPPENHAUER, *Robert Burns niederdeutsch. Hinweise auf eine vergessene Literaturtradition (I)*, Klaus-Groth-Gesellschaft. Jahressgabe 24 (1982) 97-110.

zum Rinnsal, ohne doch je zu versiegen. In jüngster Zeit mehrten sich sogar die Zeichen, daß Burns' Attraktivität für niederdeutsche Schreiber ungebrochen fortbesteht. So sind bis heute, bis in die unmittelbare Gegenwart, immer noch acht Verfasser zu nennen, und auch deren Burns-Nachahmungen gehören verschiedenen Jahrzehnten an.

Die Kenntnis solcher Einzelheiten ist mir im Laufe einiger Jahre zugewachsen, als ich zunächst den mehr oder minder beiläufigen Andeutungen anderer nachging und dann eigene Recherchen anstellte. Von systematischer oder gar lückenloser Such- und Sammelarbeit kann aber mitnichten die Rede sein. Deshalb steht zu vermuten, daß eine sorgfältige Durchforstung der neueren niederdeutschen Lyrik noch weiteres Material zutage fördern würde. Das ist um so wahrscheinlicher, als ich vorderhand nur nach Gedichten Ausschau gehalten habe, die vom Autor ausdrücklich als Burns-Versionen bezeichnet sind. Stillschweigende Übernahme, Umformung und Nachbildung, ob nun von ganzen Gedichten oder von Teilen, ob wortgetreu oder eher frei, dürfte indes recht häufig sein. Die Dichter machen nämlich wenig Aufhebens davon, daß sie mit fremder Feder schreiben. Sie denken nicht einmal daran, die Übersetzungen fein säuberlich von den eigenen Produkten zu trennen. Vielmehr stellen sie die einen oft kommentarlos neben, ja zwischen die anderen, so, als sei das nur natürlich, als gehöre ein Burns in niederdeutscher Sprache einfach dazu. Nicht selten verschwindet denn auch ein ursprünglich vorhandener Herkunftsnachweis wie "na Burns" beim Nachdruck des Gedichts spurlos. Da läuft dann die Übertragung als Eigenschöpfung mit, und wer es nicht zufällig besser weiß, wird kaum Anstoß daran nehmen.

Nach alledem kann als im großen und ganzen erwiesen gelten, daß wir es wirklich mit einer ausgedehnten und durchaus gewollten literarischen Tradition zu tun haben. Offenkundig sogar ist die Auseinandersetzung mit Burns, die rückhaltlose Aneignung dieses an sich doch fremden Autors, eines der konstitutiven Elemente nicht allein für die Anfänge, sondern auch für die Fortentwicklung der neueren niederdeutschen Poesie gewesen. Somit bleibt zu fragen, und zwar vor jeder Detailmitteilung über das Wer, Was, Wann und Wie: Woher eigentlich rührt es, daß dieser Schotte bei niederdeutschen Autoren derart beliebt war und ist, über mittlerweile 140 Jahre hinweg? Welche geistes-, kultur- und literaturgeschichtlichen Zusammenhänge haben dabei eine Rolle gespielt? Liegen dem womöglich, wie so häufig auf niederdeutschem Gebiet, ausgeprägte ideologische Einstellungen zugrunde? Die Antwort kann hier nicht anders als kursorisch geraten. Dennoch wird sie einiges Licht auf Entstehen und Existenz der niederdeutschen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts werfen - und zugleich auf die Art, in der man sich ihr genähert hat bzw. nähern sollte. Auf nichts kommt es ja so sehr an wie auf den prinzipiellen Blickwinkel.

1.2. Eine Literaturtradition, die als solche nicht erkannt wird, verlangt natürlich auch nicht nach Erläuterung. So kann es niemanden wundern, daß noch das neueste und umfassendste Kompendium unseres Fachwissens den Namen Burns ganze zweimal verzeichnet, und das auch nur in Zusammenhängen, in denen solche Erwähnung eine bare Selbstverständlichkeit ist<sup>2</sup>. In der Tat fehlt sonst, von zwei charakteristischen Ausnahmen abgesehen<sup>3</sup>, jede umfänglichere Sichtung, Deutung und Wertung der Burns-Rezeption im Bereich des Niederdeutschen - wie man überhaupt versäumt hat, die Frage nach Umfang und Art des Einflusses hoch- und außerdeutscher Literatur anders als beiläufig zu stellen<sup>4</sup>. Es scheint fast, als hätten die Betrachter, die bloßen Liebhaber wie die Wissenschaftler, allesamt gemeint, wo die Dichter selbst nichts zu erklären fänden, gäbe es auch nichts zu erklären. In diesem Punkte nämlich waren und sind die anders so auskunftsfreudigen und deutungsfreudigen niederdeutschen Autoren keine große Hilfe<sup>5</sup>. Der Bedenkenlosigkeit, mit der sie sich

- 
- 2 *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft*, hrg. v. G. CORDES - D. MOHN, Berlin 1983, S.44, 440.
- 3 *Robert Burns niederdeutsch*. Eingerichtet v. F. SCHULT (Das Gedicht, 4.Jg., Dez. 1937), Hamburg 1937; H.J. KUPPER, *Robert Burns im deutschen Sprachraum unter besonderer Berücksichtigung der schweizerdeutschen Übersetzungen von August Corrodi* (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur, 56), Bern 1979, S.9-48, 290-295. - Beide Verfasser bieten, jeder auf seine Weise und gemäß seiner Intention, einen zwar nicht vollständigen, doch materialreichen Überblick über die niederdeutschen Burns-Versionen des 19. Jahrhunderts. Beide aber auch, der Literaturkenner und Bibliophile Schult wie der schweizerische Philologe Kupper, gehören eben nicht zum engen Kreise derer, die sich forschend oder kritisch begleitend mit niederdeutscher Literatur zu befassen pflegen.
- 4 Zwar behauptet G. CORDES, *Geschichte und Methoden der niederdeutschen Literaturwissenschaft*, in: *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft* (wie Anm.2) S.43: "Die Stellung der nnd. Lit. ist mehr auf komparatistischem Wege bestimmt worden (...)", doch faßt er den Begriff der Komparatistik offenbar reichlich eng. Was er an Ergebnissen und Ansätzen referieren kann, klebt viel zu eng an rein niederdeutschen Gegebenheiten und Sichtweisen, als daß man es als Frucht vergleichender Literaturwissenschaft bezeichnen dürfte. Einen Kommentar verlangt auch Cordes' Formulierung: "Die Biographien zeigen vereinzelt Einflüsse von a u ß e r d e u t s c h e r Lit. an" (ebd. S.44). Dieser Satz hält wohl den Forschungsstand exakt fest, muß aber als Beschreibung puren Unterlassens gelesen werden. Wer nur sporadisch und bei einzelnen Autoren nach solchen Einflüssen fahndet, kann größeren Zusammenhängen schwerlich auf die Spur kommen. Und wo Cordes schließlich einräumt: "Abgesehen von Feststellung der Tatsachen hat sich die Forschung bisher noch wenig mit dieser Frage beschäftigt" (ebd.), da lautet die volle Wahrheit: Selbst von der Nennung und bibliographischen Auflistung der Fakten sind wir noch himmelweit entfernt.
- 5 Die gedankliche Abhängigkeit der 'Merker' von den 'Machern' wäre einmal gründlich zu untersuchen. Da es sich hier um ein Grundproblem niederdeutscher Literaturwissenschaft und -kritik handelt, käme man so den Ursachen für deren anhaltende Misere einen weiteren Schritt näher. Obwohl sich die Einsicht durchzusetzen beginnt, daß die Behandlung niederdeutscher Literatur von Anfang an eher Nicht-Fachleuten überlassen blieb - so

Burnsscher Texte bemächtigen, entspricht ihr beinahe völliger Verzicht auf begründende oder rechtfertigende Theorie.

Ganz ohne ein Quentchen Überlegung konnte das beharrliche übersetzerische Treiben allerdings doch nicht abgehen. Was etwa Groth, eifersüchtig über die richtige Interpretation und Würdigung seines Lebenswerks wachend, im Rückblick zu Burns, seiner Eigenart und seiner Vorbildlichkeit zu sagen hatte, das ist vielfach zitiert worden<sup>6</sup>. Manches andere findet sich in Vor- und Nachworten usw. Doch reicht es, diese verstreuten Äußerungen bei der Vorstellung der einzelnen Übersetzer heranzuziehen. Sie sind eben nicht mehr als Randbemerkungen zum jeweils eigenen Tun. Grundsätzliche Bedeutung haben sie kaum. Das gilt zumindest für das 19. Jahrhundert uneingeschränkt. Bis zu dessen Ende waren Sinn und Legitimität des Übersetzens offenbar über drängenden Zweifel erhaben, und der Musterhaftigkeit des Schotten Burns muß man sich ebenso sicher gewesen sein. Erst den Nachgeborenen im 20. Jahrhundert scheinen derartige Gewißheiten abhanden gekommen oder doch merklich ferner gerückt. Jedenfalls fühlen sie sich aufgerufen, der Frage der Burns-Begeisterung genauer nachzuspüren, historisch-empirisch und phänomenologisch. Die Ursachen dieser Verhaltensänderung sind nirgends ausgesprochen, man war sich ihrer wohl gar nicht bewußt. Indes wird es nicht schwer, sie im folgenden, etwas weiter ausholenden Klärungsversuch mit zu umreißen.

2.1. Seit langem schon haben wir uns angewöhnt, die neuere niederdeutsche Literatur, genauer: jene Epoche, die ohne große

---

jetzt D. STELLMACHER, *Niederdeutsch. Formen und Forschungen* (Reihe Germanistische Linguistik, 31), Tübingen 1981, S.118f., 124; G. CORDES, *Geschichte und Methoden der niederdeutschen Literaturwissenschaft* (wie Anm.4) S.24-68, bes. S.37; dagegen noch sehr vorsichtig G. CORDES, *Verein für niederdeutsche Sprachforschung 1874-1974*, Nd.Jb. 97 (1974) 7-18, hier S.13 -, gibt man sich mit der diplomatischen Formulierung dieses Sachverhalts noch viel Mühe. Dabei kann man die Folgen dieser durch Abstinenz der zünftigen Literaturwissenschaft erzwungenen falschen Weichenstellung gar nicht schwarz genug malen: Unmittelbares Interesse an neuerer Literatur war in der niederdeutschen Philologie nie sehr ausgeprägt; Unkenntnis literarhistorischer Fakten und Abläufe auch und gerade außerhalb des Niederdeutschen paarte sich mit methodischem Unvermögen; die geringe Menge einschlägiger Forschung setzte das Prinzip wechselseitiger Korrektur weithin außer Kraft; mangelnde Kontinuität führte zum Verlust einstigen Wissens, vgl. C. SCHUPPENHAUER, *Robert Burns niederdeutsch I* (wie Anm.1) S.97-98 u. Anm.1-2; die enge Symbiose, wo nicht Identität von Literaturproduzenten und Literaturbetrachtern endlich machte Distanz zur Sache zunichte, förderte dafür Eingeweihtenmentalität, ideologische Fixierung und Selbstbeschränkung.

6 Zuletzt ausführlich bei J. SCHÜTT, *Robert Burns "Tam o' Shanter" - Klaus Groth "Hans Schander". Ein Vergleich*, in: *Festschrift für G. Cordes zum 65. Geburtstag*, hrg. v. F. DEBUS - J. HARTIG, Bd.1: *Literaturwissenschaft und Textedition*, Neumünster 1973, S.186-200; H. KÄHLER-TIMM, *Der Einfluß der mundartlichen Lyrik Burns' auf Groth*, *Klaus-Groth-Gesellschaft. Jahressgabe 22* (1980) 27-66.



Brüche oder Lücken bis in die Gegenwart reicht und die nach gängiger Meinung in besonderem Maße mundartlich geprägt ist, mit dem Dreigestirn Groth, Reuter und Brinckmann beginnen zu lassen. Und wir pflegen dabei zu formulieren, als hätten die drei bahnbrechend Neues zunächst erfunden und dann gegen starken Widerstand zum herrschenden Prinzip gemacht. Nicht, daß wir es nicht besser wüßten, eigentlich und irgendwie. Allein, diese Annahme wirkt auf Anhieb überzeugend, sie prägt sich gut ein und macht die mehr erahnten als bekannten historischen Verhältnisse geordnet verfügbar. Zumal von Groth, dem nach Auftreten und theoretisch-propagandistischer Gründlichkeit ersten in der Reihe, sagt sich ja leicht, er sei "de grondlegger der nieuwe nederduitsche dichtkunst"<sup>7</sup>, er habe sie buchstäblich "begründet"<sup>8</sup>. Sinnfällig erscheint auch die Zuspitzung: "Als er (Groth, C.S.) Fehmarn verlässt, gibt es wieder eine niederdeutsche Dichtung. Ein einziges Werk, sein Werk, hat es ein für alle Mal erwiesen."<sup>9</sup> Danach mutet es nur mehr folgerichtig an, wenn Jörg Eiben-von Hertell Groth neben Hebel zu den Vätern der "eigentliche(n) deutsche(n) Dialektliteratur" rechnet<sup>10</sup>. Und schließlich mag es niemanden verwundern, daß Willy Krogmann, sichtlich mit Blick auf alle drei Klassiker, unter dem viel-sagenden Rubrum "Mundart als literarische Sprache" einfach verfügt: "Von einer neu-niederdeutschen Literatur - nunmehr reiner Mundartdichtung - können wir erst wieder seit der Mitte des 19. Jahrhunderts sprechen."<sup>11</sup>

An dieser Stelle ist nicht weiter darüber zu rechten und zu richten, daß Eiben-von Hertell und Krogmann das Kriterium der 'Mundartlichkeit' handhaben, als sei seine Bedeutung klar, seine Berechtigung unumstritten; ebensowenig darüber, daß sie dies unpräzise, letztlich unangemessene Kriterium<sup>12</sup> sogar direkt für

- 
- 7 H. TESKE, *De Nederduitsche Literatuur* (Kleine Beer Reeks, 4), Brussel 1942, S.24.
- 8 C. BORCHLING, *Entwicklungsgang der niederdeutschen Literatur*, in: *Tausend Jahre Plattdeutsch*, (Bd.1:) *Proben niederdeutscher Sprache und Dichtung vom Heliand bis 1900*, hrg. v. C. BORCHLING - H. QUISTORF, Hamburg 1927, S.48; G. CORDES, *Niederdeutsche Mundartdichtung*, in: *Deutsche Philologie im Aufriß*, hrg. v. W. STAMMLER, 2.Aufl, Bd.2, Berlin 1960, Sp.2408.
- 9 H. TESKE, *Die niederdeutsche Dichtung seit Klaus Groth*, DE VLAG. Zeitschrift der Deutsch-Vlämischen Arbeitsgemeinschaft 1 (1937) 162.
- 10 J. EIBEN-VON HERTELL, *Neuniederdeutsche Mundartdichtung: Lyrik*, in: *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft* (wie Anm.2) S.419.
- 11 W. KROGMANN, *Die niederdeutsche Literatur*, in: *Die Literaturen der Welt in ihrer mündlichen und schriftlichen Überlieferung*, hrg. v. W. VON EINSIEDEL, Zürich 1964, S.538.
- 12 Vgl. C. SCHUPPENHAUER, *Hermann Claudius Mank Muern. Ein Kapitel von niederdeutscher Ideologie und ihren Folgen*, NdW 22 (1982) 115ff., 127f.

die literarhistorische Periodisierung nutzen wollen und sich dabei so prompt wie heillos verheddern<sup>13</sup>. Sieht man davon ab, so bleibt: Solche Setzungen, plakativ wie sie sind, haben ohne Zweifel ihre Attraktivität und ihre Suggestivität. Sind sie aber auch in einem mehr als vordergründigen Sinne wahr?

2.2. Mit Groths Selbstverständnis, soviel ist sicher, stimmen sie nahtlos überein. Je älter er wurde und je deutlicher sich abzeichnete, daß er den Erfolg des 'Quickborn' nie würde wiederholen können<sup>14</sup>, desto hartnäckiger ließ er die Mit- und Nachwelt wissen, wie unvergleichlich sein Verdienst doch sei. Seine Briefe und theoretischen Äußerungen offenbaren seinen Drang zur Selbststilisierung gleich dutzendfach. Wo diplomatische Zurück-

13 Abzulesen daran, daß sie den an sich schon definitorisch gemeinten Begriffen 'Dialekt-' und 'Mundartliteratur' noch qualifizierende Attribute belegen, und zwar so dubiose wie 'eigentlich' und 'rein'. Im übrigen entspricht solch Jonglieren mit dem Sprachstatus allgemeiner Übung bei den Betrachtern niederdeutscher Literatur, und ebenso allgemein ist deshalb die Verwirrung. Beispiele: Krogmann betitelt seine Übersichten über die gesamte niederdeutsche Literatur einmal *Die niederdeutsche Literatur* (wie Anm.11), ein andermal *Niederdeutsche Mundartdichtung* (in: *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*, 2.Aufl., hrg. v. W. KOHLSCHMIDT - W. MOHR, Bd.2, Berlin 1958, S.498-513); Krogmann auch, obwohl er sonst 'Mundartdichtung' durchaus positiv begreift, schreibt gelegentlich vom "Schicksal der niederdeutschen Literatur (...), die, einst selbständig, (...) zu einer bloßen Mundartdichtung wurde" (KROGMANN, *Die niederdeutsche Literatur*, wie Anm.11, S.531); Sanders nennt die niederdeutsche Literatur nach 1850 zwar sehr betont "Mundartdichtung", relativiert jedoch den Begriff durch Anführungszeichen und überrascht wenig später mit dem, betrachtet man die Logik, ziemlich unsinnigen Wortspiel, es gebe "eigentlich keine niederdeutsche Mundartliteratur, (...), sondern lediglich eine Reihe niederdeutscher Literaturmundarten" (W. SANDERS, *Sachsensprache, Hanesprache, Plattdeutsch. Sprachgeschichtliche Grundzüge des Niederdeutschen*, Göttingen 1982, S.187); Gernentz sieht variierend - und sich gleich doppelt distanzierend - "die sogenannte 'klassische' Mundartdichtung (...) in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im nd. Gebiet" entstehen (H.J. GERNENTZ, *Niederdeutsch - gestern und heute. Beiträge zur Sprachsituation in den Nordbezirken der Deutschen Demokratischen Republik in Geschichte und Gegenwart*, 2. völlig neubearb. u. erw. Aufl., Rostock 1980, S.115); die drei Verfasser endlich, die im *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft* (wie Anm.2) die vier Gattungsbereiche der *Neuniederdeutschen Mundartdichtung* behandeln, definieren ihren Gegenstand sogar auf viererlei Art: als "Texte in nnd. Ma." (S.391), "Texte in nd. Sprache" (S.412), "Dichtung in nd. Mundart" (S.436), "Spiele in nd. Sprachform" (S.466). - Etwas mehr gedankliche und terminologische Disziplin täte unserem Fach wahrlich gut. Wofern man auf das Kriterium der 'Mundartlichkeit' trotz allem nicht verzichten mag, wäre es schon ein Fortschritt, wenn man sich auf die klare Opposition "Mundart- und Nichtmundartliteratur" beschränkte und das Spiel mit Zusätzen und Variationen unterließe (vgl. STELLMACHER, wie Anm.5, S.130).

14 Die Ahnung, daß mit dem 'Quickborn' Groths "poetische Mission vielleicht bereits erfüllt" sei, äußerte Storm schon am 5.6.1853 in einem Brief an Fontane; vgl. *Theodor Storm - Theodor Fontane. Briefwechsel. Kritische Ausgabe*, hrg. v. J. STEINER, Berlin 1981, S.37.

haltung und Gesten der Bescheidenheit entbehrlich schienen, begnügte er sich nicht einmal damit, den Ruhm des Begründers der neueren niederdeutschen Literatur für sich zu reklamieren. Da wollte er auch der Pionier für die Wiederentdeckung und Wiedererweckung alles Mundartlichen gewesen sein, die theoretische Grundlegung durchaus eingeschlossen. Im Alleingang sozusagen wollte er die Mundartbewegung ausgelöst und durchgesetzt haben. Eines der rückhaltlosesten Bekenntnisse dieser Art findet sich in dem Brief, den Groth am 3.10.1874 an seinen jugendlichen Bewunderer Martin Börsmann im fernen Amerika schrieb:

"Denk Di blot mal, dat de Hauptsaken vun dat, wat ik in min lütt Book oewer 'Mundarten' seggt heff, mi al voer binah 30 Jahren bekannt un klar weern as dat Dagslicht. Awer damals leep de Welt jüst een annern Weg. Keen löv een Wort darvun. Harr ik't dalschreiben, man harr't nich lest. Ik sprok dat nich ut, to keen Minschen: denn man harr mi foer verrückt holn, wenn ik seggt harr in't plattdütsche Land, wat man nu in amerikansche Zeitungen list. Ik stunn damals ganz allein. Een damals berühmten Schriftsteller, de mit to't sog. 'Junge Dütschland' hör, een Fründ vun Heinrich Heine, Gutzkow u.a., een Mann, de in Kiel an de Universität Vorlesungen oewer Dichtkunst holn harr, (...) disse Mann schreew een Book: 'Soll die plattdutsche Sprache ausgerottet werden? Antwort: Mit Stumpf und Stiel, sobald wie möglich, denn sie macht die Leute dumm, roh, unwissend.' Dieser Mann (...) hieß Ludolf Wienbarg. (...) Wat de Mann in disse Schrift sä, dat löben de alle. Un dat weer de Tid, as ik to allereerst wedder plattdütsch dach, dich un schrew. Damals keem min 'Quickborn' rut. Ik harr min Leben daran sett. Denk Di, wie mi to Mot is, wenn ik nu hör, dat man in New York plattdütsche Statuten foer een Vereen druckt un plattdütsch sprikt (...). Is't nich, as war mi een Tügnis utschreiben, dat ik nich umsunst levt un strevt?

Denn dat all de annern achterna kamen sünd un hölpen hebbt, dat is ja schön. Se sünd awer doch achterna kamen. Un een Amerikaner weet woll, wat een Pionier oder een Backwoodman bedüdt: Dat eerste Lock to haun schall nich ahn Umstänn sin. Doch ik wull nich vun mi spreken, sunnern vun de Sak, de Sprak. Awer man kummt ja op den, de mit de Sak tosamenghangt."<sup>15</sup>

Wie Groth hier "de Sak", die Neueinschätzung und Neubelebung einer spezifischen Mundartkultur, an seinen Namen bindet; wie er von sich als erstem Wissenden in einer Welt von Ahnungslosen und Ungläubigen redet, von einem, der als Rufer in der

15 H.E. HANSEN, *Klaus Groth und Martin Börsmann. Der Briefwechsel zweier Niederdeutscher*, Jahrbuch der Männer vom Morgenstern 49 (1969) 172-173.

Wüste hätte aufstehen mögen, sich aber ob der Ignoranz seiner Umgebung zu resigniertem Schweigen verurteilt sah; wie er vor allem Wienbarg kurzerhand zum Sprecher der Mehrheit erhebt, auf daß seine persönliche pro-niederdeutsche Überzeugung und Leistung in um so hellerem Glanz erstrahle - das alles verrät nicht allein die Eitelkeit und Egozentrik des alternden Dichters, dem der frühe Ruhm zerronnen ist. Vielmehr muß man darin ein gestörtes Verhältnis zur Realität erblicken. Dennoch hat die selbstbeweihräuchernde Einseitigkeit ihre Wirkung nicht verfehlt. Das Zeugnis Groths wiegt nun einmal schwer bei den Freunden von Heimat, Mundart und Mundartliteratur, und allgegenwärtig ist bei ihnen die Neigung, eine Position schon deswegen für richtig, vernünftig oder bedeutsam, ja sogar für fortschrittlich zu halten, wenn sie dem Niederdeutschen günstig ist, und vice versa. Niemanden kann darum erstaunen, daß manch ein Historiker der niederdeutschen Literatur es Groth gleichgetan hat. Auch bei ihnen muß Wienbarg, "der Wortführer der jungdeutschen Literaten" (sic! C.S.), den Buhmann abgeben, dessen "maßlose"<sup>16</sup> und "verständnislose Angriffe"<sup>17</sup> auf das Niederdeutsche eigentlich erst Groth habe parieren und überwinden können.

3.1. Viel Wahres ist daran nicht, nicht mehr jedenfalls, als daß Groth Wienbargs Plädoyer für eine Ausrottung des Niederdeutschen abwegig fand und ihm mit dem 'Quickborn' in der Praxis zuwiderhandelte. Im übrigen war Groth nie der Mann, der Wienbarg hätte Paroli bieten können, weder in den vierziger Jahren noch später. Er mußte es auch nicht. Das zu sehen, genügt die Bereitschaft, einen Blick über den niederdeutschen Gartenzaun zu werfen, d.h. die Argumentationen beider ohne Vorurteil miteinander zu vergleichen und auf den Gang der deutschen Geistesgeschichte zu beziehen. Dann ergibt sich sofort: E r s t e n s war Groth außerstande, Wienbargs Ideen im Kern zu verstehen. Dessen Ziele waren ihm fremd, dessen Denkweise blieb ihm, vom Ansatz bis zum Resultat, rundherum dunkel - nicht obwohl, sondern gerade weil sie rationalistisch war. Er, der auf ganz anderen, nämlich irrationalen bis mythischen, Vorstellungen von Volk und Volksleben, von Volkskultur, -bildung und -sprache fußte, konnte schlechterdings nichts anfangen mit dem Bild einer hierarchisch gegliederten Gesellschaft, die ökonomische, soziale und kulturell-sprachliche Ungleichheit zugleich voraussetzt und schafft. Vollends fern lag ihm der ausgemacht politische Impetus

16 BORCHLING (wie Anm.8) S.49.

17 W. STAMMLER, *Geschichte der niederdeutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart* (Aus Natur und Geisteswelt, 815), Leipzig Berlin 1920, S.84; vgl. die im- und expliziten Verweise auf Wienbarg und sein Verhältnis zu Groth bei TESKE (wie Anm.9) S.162; TESKE (wie Anm. 7) S.24.

des Jungen Deutschland. Daß Wienbarg und seine Gesinnungsgenossen um der Liberalisierung und Demokratisierung willen auf eine Emanzipation des Volkes drängten, daß sie über die Gesellschaftsanalyse und -kritik hinauskommen wollten, hin zu einer förmlichen Revolution - Groth vermochte es im Wortsinne nicht zu fassen. Wie also hätte er gegen eine entsprechend begründete 'Mundartfeindschaft' theoretisch auftreten wollen, wie auch dürfte man ihm das historische Verdienst zubilligen, derart weitreichende Ideen mit Erfolg bekämpft zu haben?

Er hat es nicht einmal versucht<sup>18</sup> und, was wichtiger ist, er brauchte es gar nicht zu versuchen. Zweitens nämlich, und dies nun in diametralem Gegensatz zu Groths ichbezogener Darstellung, war die Position der Jungdeutschen keineswegs die der Mehrheit. So viel die Wienbarg, Laube, Börne, Gutzkow usw. zu ihrer Zeit von sich reden machten, so wenig haben sie die generelle Ausrichtung des Denkens und Schreibens im 19. Jahrhundert auf Dauer beeinflussen können. Ihre Rolle war von Anfang an die von kritischen Oppositionellen, von Außenseitern, und ihre Bewegung im Grunde ein Nachhutgefecht der Aufklärung. Dies Scharmützel endete ziemlich abrupt mit dem Scheitern der Revolution von 1848, es wurde sogar durch Repression beendet. War es bis dahin bereits möglich und in wachsendem Umfange auch üblich gewesen, sich mundartfreundlich zu geben und sich mit niederdeutscher oder sonstwie nicht-standardsprachlicher Poesie auf den Plan zu wagen, so war von Stund an mit radikaler Gegnerschaft für solch Tun überhaupt nicht mehr zu rechnen. Insoweit befand sich Groth mit seinem 'Quickborn', erschienen Ende 1852, von vornherein auf der sicheren Seite. Er schwamm förmlich mit und auf dem Strom der geistig-literarischen Entwicklung. Die war ja, in Deutschland und weit darüber hinaus, auf Heimatlich-Volkstümliches geradezu programmiert. Selbst die Jungdeutschen, das ist drittens hervorzuheben, standen dieser Hinwendung zu Volk und Volkstum nicht im Wege. Sie haben im Gegenteil zu diesem allgemeinen Trend kräftig beigetragen. Ihre entschiedene volkspädagogische Zielsetzung, ihr Erbe aus der Aufklärung eben, hätte anderes gar nicht erlaubt. Nur dort, wo die gängige, im wesentlichen Herdersche Interpretation von 'Volk', 'Volkskultur', 'Volkssprache' etc. auf Verschleierung und somit Verfestigung von Klassenunterschieden hinauslief, wo also die Neuentdeckung des Phänomens 'Volk' sofort in die Beschwörung einer heilen Welt mündete und die bloße Nennung des Begriffs 'Volkssprache' die Vorstellung von einem

18 Wo Groth später direkt auf Wienbarg zu sprechen kommt, begnügt er sich - wie im Brief an Börsmann - stets damit, dessen 'Mundartfeindschaft' global abzutun, vgl. K. GROTH, *Sämtliche Werke*, hrg. v. (F. PAULY) - I. BRAAK - R. MEHLEM, Bd. 6: *Über Sprache und Dichtung*, Flensburg Hamburg 1961, S. 159, 300.

unproblematisch reinen, idealen Wert wachrief - da erhoben die Jungdeutschen lautstarken Protest, Wienbarg mit seiner Forderung nach Abschaffung des Niederdeutschen an der Spitze.

Zu einer so differenzierenden Würdigung der jungdeutschen Einstellung zu Volk, Dialekt etc. haben sich freilich die Fürsprecher des Niederdeutschen kaum verstehen mögen, mindestens bis zum Ende des Dritten Reiches nicht. Sie hatten an dem Feindbild vom mundartverachtenden Jungen Deutschland genau das, was sie zur Glorifizierung der eigenen Sache und ihrer Protagonisten brauchten. Deshalb zitieren sie in der Regel auch nur Wienbargs bewußt übertreibenden und somit provozierenden Titel. Die Frontstellung ist ihnen wichtig, nicht die Begründung. Dabei bleibt unklar, ob sie wahrhaftig nicht sahen, wie begrenzt Zweck und Wirkung der gegnerischen 'Mundartfeindschaft' waren, oder ob sie solche Einsicht wohl hatten, jedoch schlicht verdrängten. Wie aber auch immer, den Ausschlag gab ohnehin ihre Ideologie - eine, die kurzerhand reaktionär zu nennen man sich nur scheut, weil Respekt vor der Geschichte das gebietet. Es war eben bis weit ins 20. Jahrhundert hinein die vorherrschende Ideologie, und ihre ganze Einseitigkeit und Brüchigkeit offenbarte sich erst - dann allerdings endgültig - in der nationalsozialistischen Pervertierung: Wer je die Tiraden gelesen hat, mit denen pro-niederdeutsche Eiferer da über Wienbarg und seine Genossen herfielen, diese Mischung aus dunkel volkstümelndem Geraune und blankem, auch rassistischem Haß<sup>19</sup>, der dürfte nie wieder versucht sein, die geistes- und literaturgeschichtliche Leistung Groths und seiner Nachfolger als triumphalen Sieg über das Junge Deutschland aufzufassen<sup>20</sup>.

19 Vgl. z. B. K. SCHULTE KEMMINGHAUSEN, *Mundart und Hochsprache in Norddeutschland*, Neumünster 1939, S.66-72; W. MEYER-SEEDORF, *Sterbende Mundart. Ein Weck- und Mahnruf*, Hildesheim 1941, S.13-14; H. JANSSEN, *Leben und Macht der Mundart in Niedersachsen* (Veröffentlichungen des Provinzial-Instituts für Landesplanung und niedersächsische Landesforschung Hannover-Göttingen, 14), Oldenburg 1943, S.138-139. Eine der bösesten, ungeschminkt nazistischen Rempelen bei H. QUISTORF, *Nieder mit dem Plattdeutschen!*, Moderspraak. Monatsschrift für de Plattdütsch Gill Sleswig-Holsteen 24 (1937) 172-174, hier S.174: "Vor 100 Jahren wurden also die Lehrer vom 'Führer des jungen Deutschland', wie Wienbarg (...) genannt wird, aufgefordert, die Wurzeln echten Volkstums aus den Herzen der ihnen anvertrauten Kinder zu reißen; heute werden sie vom Führer des ganzen Deutschland gemahnt, sie wieder sorgsam zu pflegen, die echten Menschenwerte aus vererbtem Stammesblut und -boden wachsen zu lassen, damit das deutsche Volk aus seiner wahren Kraft zur Größe gelange und die deutsche Kultur in gerader Richtung von unten nach oben sich entfalten kann."

20 Ansätze zu einer Neubewertung der jungdeutschen Haltung gegenüber dem Niederdeutschen etwa bei I. BRAAK, *Ludolf Wienbarg und Klaus Groth*, Klaus-Groth-Gesellschaft. Jahrgabe 9 (1965) 8-12; D. BELLMANN, *Mit dem Herzen dafür, mit dem Verstand dagegen. Eine Notiz von L. Wienbarg zu einem Gelegenheitsgedicht von Ph. O. Runge*, ebd. 17 (1973/74) 105-111; C. SCHUPPENHAUER, *Nachwort*, in: *Niederdeutsch gestern. Eine Sprache in Pro und Contra 1: Jonas Goldschmidt und andere, 1845/46*, bearb. v. C. SCHUPPENHAUER, Leer 1980, S.71-74; STELLMACHER (wie Anm.5) S.16-17, 32.

Sonst aber gab es keine Person, keine Gruppe oder Denkschule, die sich dem allgemeinen Interesse für Volkstümliches, im besonderen der Herausbildung einer mundartlichen Literatur hätte grundsätzlich entgegenstemmen wollen und können. Mindestens war da niemand, der das - dank seines Ranges und Einflusses - mit Aussicht auf Wirkung oder gar Erfolg zu tun vermocht hätte. Statt dessen herrschte Freizügigkeit, mag sie gelegentlich auch nur von der Art gewesen sein, die aus Unsicherheit und Inkonsequenz geboren wird. Was den Wert der verschiedenen Sprachformen, ihre Eignung für die Poesie und überhaupt den kulturellen Sinn nicht-standardsprachlichen Dichtens betrifft, schwankte man eben dauernd zwischen einander widerstrebenden Maximen.

3.2. Rundheraus zwiespältig war etwa die Haltung der zünftigen Fachleute. Einerseits beruhte die neu entstehende germanistische Wissenschaft mit ihrer Bündelung historischer, sprachlicher und volkkundlicher Interessen wesentlich auf dem vertieften Sprach- und Kulturverständnis Herders und der Romantiker, und das wiederum schloß die Neigung zum Volkhaft-Dialektalen ein. Andererseits waren ausgerechnet die tonangebenden Vertreter der neuen Disziplin, vorweg die auf Jacob Grimm fußenden Junggrammatiker, ganz für die hochdeutsche Schrift- und Gemeinsprache eingenommen. Sie galt ihnen als die Verkörperung vollkommener Sprachbildung, als abschließender Höhepunkt auf dem Wege sprachlicher Läuterung und Verfeinerung, kurzum: als mühevoll erkämpftes, aber endlich doch erreichtes Ziel aller nationalen Sprachkultur. Für die übrigen Redeweisen blieb bei solcher Werteordnung nichts als ein Platz weit unterhalb dieses idealen Hochdeutschen. Zumal die Mundarten mußten dem Verdikt verfallen, aller persönlichen Gefühlsbindung zum Trotz. So mühte sich der Grimm-Schüler August Lübben gewiß nicht nur um Verständnis für andere, sondern sprach auch von seiner eigenen Gemütslage, als er schrieb: "Es hält schwer und man fühlt eine Art von Beklemmung und Gewissensangst, von einer Sprache, die man mit der Muttermilch eingesogen hat, und zu der man wieder greift, wenn sich das Herz den Freunden aufschliesst und mit ihnen sich in die Poesie der Jugendzeit eintaucht, sagen zu müssen, dass sie schlechter ist als die, welche man durch den Zwang der Schule und des Lebens gelernt hat." Solche subjektiven Aufwallungen wollte er freilich angesichts des vermeintlich objektiven wissenschaftlichen Befundes beiseitegeschoben wissen, denn bei der vorangehenden Analyse des Niederdeutschen - einer der ersten nach junggrammatischer Methode - war er allenthalben auf Kennzeichen sprachstruktureller 'Armut' und 'Rohheit' gestoßen. Also folgerte er: Der "Geist der Geschichte" habe ein- für allemal entschieden, daß der Fortschritt auf der Seite des Hochdeutschen sei, während auf der des Niederdeutschen unaufhaltsamer Verfall regiere; deshalb müsse man, bei aller Liebe, vom Nieder-

deutschen lassen. Als Medium der Dichtung und der Bildung insgesamt taugte nur mehr die Einheitssprache Hochdeutsch, auch das sei durch den Gang der Ereignisse ausgemacht. Und diesen nach dem letzten Stand sprachwissenschaftlicher Einsicht geführten Beweis für die Notwendigkeit hochdeutsch-schriftsprachlicher Einsprachigkeit krönte Lübben sodann mit dem Argument, das im ganzen 19. Jahrhundert als höchster Trumpf ausgespielt wurde: mit der beschwörenden Forderung nämlich, um des Vaterlandes willen müßten Partikularinteressen hintangestellt, Partikularsprachen geopfert werden. Nicht von ungefähr bediente er sich dabei der Worte Jacob Grimms, der so autoritativ wie absolut verfügt hatte, den Vorteil der einheitsstiftenden Nationalsprache könne "kein Stamm glauben zu theuer gekauft zu haben oder um irgend einen Preis hergeben zu wollen."<sup>21</sup>

Diese Botschaft war sicher um nichts weniger mundartfeindlich als die des Jungen Deutschland, eher im Gegenteil. Obendrein wurde sie verkündet von denen, die wie niemand sonst berechtigt schienen, über Sprachliches zu urteilen. Und kein Zweifel ist erlaubt daran, daß Jacob Grimm, seine Vorgänger und seine Gefolgsleute landesweit hohes Ansehen genossen. Anders als die Männer um Wienburg gerieten die Repräsentanten der germanistischen Wissenschaft ja nie in die Gefahr, wegen ihrer kritisch-oppositionellen Haltung zu schieren Außenseitern der nationalen Kulturszenerie abgestempelt zu werden. Die Zeichen waren also durchaus so gestellt, daß die Gelehrten mit ihrem Plädoyer für die eine Hochsprache und die eine hochsprachliche Literatur hätten Gehör finden können. Just davon kann indes keine Rede sein. Wenn eine Gruppe nachhaltig zur Entstehung und Ausbreitung der Mundartbewegung beigetragen hat, dann ist es die der Germanisten gewesen. Sie hielten sich in der Praxis kaum an die Mundartfeindschaft, die ihre sprachpolitische Theorie ihnen vorschrieb. Vielmehr handelten sie nach dem Gesetz, nach dem sie überhaupt erst angetreten waren: Mit Feuereifer widmeten sie sich den Gegenständen der Volkssprache und -literatur, für die ihnen Herder und die Romantiker die Augen endgültig geöffnet hatten.

Nun lag der Begeisterung, mit der sich Gelehrte und Laien ans Aufspüren, Sammeln, Ordnen und Deuten des Volksgutes machten, nicht zuletzt der Glaube zugrunde, man müsse rasch noch in die Scheuer fahren, was überständig sei und deshalb demnächst verschwinden werde. Wirkung auf die Wissenschaft, auf die Öffentlichkeit und somit auf die geistesklimatischen Strömungen hatte aber nicht diese Negativprämisse. Wirkung, und zwar fördernde, hatte das Tun selbst, hatten die aus ihm flie-

21 Vgl. A. LÜBBEN, *Das Plattdeutsche in seiner jetzigen Stellung zum Hochdeutschen*, Oldenburg 1846; jetzt in: *Niederdeutsch gestern. Eine Sprache in Pro und Contra I* (wie Anm. 20) S. 35-62, Zitate S. 61-62.



Benden Erkenntnisse und Anregungen. Binnen kurzem und fast wie eine nationale Gemeinschaftsaktion anmutend, jedenfalls unter Beifall und Teilnahme des gebildeten Deutschland, erwachsen ganze Wissenschaftszweige aus dem Nichts. Dialektologie und Volkskunde wurden bald schon auf breiter Basis, mit differenzierten Fragestellungen und nach festen Regeln betrieben. Vor allem jedoch ging mit der rezeptiv-betrachtenden Hinwendung zur Sprache und Literatur des Volkes häufig eine produktiv-pflegerische einher. Mustert man die Ansätze niederdeutscher Literatur vor Groth unter diesem Blickwinkel, zeigen sich solche Querverbindungen zwischen Gelehrsamkeit und Dichtungsproduktion wieder und wieder. Dabei tritt wechselseitige Abhängigkeit in den unterschiedlichsten Spielarten auf. An dieser Stelle müssen ein paar Andeutungen ohne Einzelbelege und nähere Interpretation genügen.

3.3.1. Bereits die auf Volksnähe zielenden, noch aus vorromantischen Quellen gespeisten Dichtungsversuche, die im Umkreis des Göttinger Hains entstanden, sind schwerlich ohne den gelehrt-theoretischen Hintergrund zu denken<sup>22</sup>. Förmlich mit Händen zu greifen ist er beim berühmtesten Beispiel, bei Johann Heinrich Vossens niederdeutschen Idyllen: Text und Textgeschichte verraten auf Schritt und Tritt die ausgedehnte literatur-, sprach- und verskundliche Kennerschaft des Autors. In den nachgeschobenen Anmerkungen zum 'Winterabend' führt Voß sie dann selbst vor - mit allerhand Sach- und Spracherklärungen, mit den vielzitierten Worten gegen ein "verwahrlosetes" oder rein landschaftliches Plattdeutsch und für einen "schüchternen Nachhall der sassischen Buchsprache", mit Hinweisen auf das Dorische seines Vorbildes Theokrit usw.<sup>23</sup> Er hatte merklich seine liebe Not mit dem so ungewohnten wie ungewöhnlichen Medium. Und Klopstock dürfte es nicht anders ergangen sein, als er 1775 eine seiner 'teutsch' getönten Oden ins Niederdeutsche übertrug. Tüftlerisch wie Voß, aber weniger mundartkundig, mußte er sich bei der Übersetzung fremder Hilfe bedienen. Nach Nennung nur zweier Namen wird also schon deutlich, daß die Wahl des Dialekts nicht geringeren, sondern höheren Aufwand an Wissen und Handwerk verlangte. Dabei sollte sie doch eigentlich Volkstümlichkeit verbürgen. Nach Lage der Dinge, d. h. bei der gegebenen Sprachsituation, war solch innere Widersprüchlichkeit zwangsläufig. Trotzdem bleibt sie auffällig genug, vor allem, weil sie niemanden gestört zu haben scheint. Denn an die-

22 Über den Hain als Keimzelle neuniederdeutschen Dichtens gerafft, aber un-  
gemein kenntnis- und perspektivenreich W. RABELER, *Johann Heinrich Voß  
im Werdegang der plattdeutschen Literatur*, Nd.Jb. 89 (1966) 161-169.

23 J.H. VOSS, *Idyllen*. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1801, mit einem  
Nachwort von E.Th. VOSS (Deutsche Neudrucke, Reihe Goethezeit), Hei-  
delberg 1968, S.353-354.

ser Paradoxie änderte sich in der Folgezeit nichts, am allerwenigsten bei denen, die mit Voß und Klopstock niederdeutsches Dichten als eine bloße Spielart ihres sonstigen literarischen Tuns begriffen, als dessen direkte Fortsetzung mit anderen Mitteln.

In erster Linie ist hier an die intensive Ausstrahlung zu erinnern, die der Göttinger Hain auf die norddeutsche Kulturszene gehabt hat, besonders im Raum Westfalen<sup>24</sup>. Da war Bernhard Gottfried Bueren (1771-1848) aus Wolbeck, später Richter in Papenburg, ein Mann, der außer hoch- und niederdeutsch "mit gleicher Gewandtheit französisch, lateinisch und griechisch dichtete."<sup>25</sup> Ein einziger Text aus seiner Feder vermag zu zeigen, mit welcher Selbstverständlichkeit man damals die Inhalte und Formen der zeitgenössischen Hochsprachenliteratur niederdeutsch nachahmte: Seine Verse 'An Sophie' (1792) spiegeln haargenau die herzerwühlende Schreibart, die in der Freundschafts- und Liebeslyrik Klopstockscher Prägung ritualisiert war. Und da gab es den gleichaltrigen Theobald Wilhelm Broxtermann (1771-1800). Er hatte Kontakte zu den Hainbündlern, unterlag als Osnabrücker jedoch auch dem direkten Einfluß Möasers. Davon zeugen beredt seine hochdeutschen Epen nach Stoffen aus der westfälischen Heimatgeschichte. Dem Niederdeutschen wandte er sich zu, als er - inspiriert von dem um sich greifenden Glauben an die volkpoetische Musterhaftigkeit der 'alten' englisch-schottischen Ballade - das Lied von 'Fair Rosamond' deutsch nachbilden wollte: 'Schön Rosamond. In niederdeutscher Mundart' (1794) überschrieb er seine Fassung der historischen Volksballade, die mit Thomas Percys 'Reliques' (1765) nach Deutschland gekommen war. Der Titelzusatz, fast überflüssig zu sagen, bezeichnet einfach die Abkehr vom sprachlichen Standard, den Willen zur Volksnähe. Mundartlich im linguistischen Sinne ist Broxtermanns Diktion beileibe nicht. Vielmehr ist sie stilisiert, wie das die literarische Konvention für diese Gattung verlangte. Von der Diktion vergleichbarer hochdeutscher Texte unterscheidet sie sich deshalb allein in den Lauten.

Soweit man an den Göttinger Hain denkt, liefen also Hochsprachenliteratur und volkstümlich gemeinte Dialektliteratur in weithin gleichen Bahnen. Die vielfache Begrenztheit mundartlicher Sprache wurde mitnichten so empfunden, daß sie Teilhabe am aktuellen literarischen Geschehen be- oder verhindert, daß sie überhaupt geistiger Weite und Tiefe im Wege gestanden hätte. Diese Begrenztheit wurde kurzerhand aufgehoben. Bewußt und mit viel handwerklicher Mühe stutzte man die Mundart so zu-

24 Dazu jetzt im Zusammenhang mit dem aufkommenden Regionalismus R. VON HEYDEBRAND, *Literatur in der Provinz Westfalen 1815-1945. Ein literarhistorischer Modell-Entwurf* (Geschichtliche Arbeiten zur Westfälischen Landesforschung. Geistesgeschichtliche Gruppe, 2), Münster 1983, bes. S.8ff.

25 H. SCHÖNHOF, *Geschichte der Westfälischen Dialektliteratur*, Münster 1914, S.10.

recht, daß sie höchsten ästhetischen Anforderungen genügen konnte; sie wurde schlicht literarisiert. Dialektale Poesie blieb damit gebunden an erlesene Bildung und Gelehrsamkeit. Ein irgendwie volkstümlich zu nennendes und insoweit dann unverwechselbares Gesicht konnte sie auf die Weise schwerlich gewinnen, ebensowenig eine besondere Position neben der Hochsprachenliteratur. Das um so weniger, als sie im Schaffen der einzelnen Dichter stets nur die Ausnahme von der Regel bildete und insgesamt nie den Beigeschmack des Gelegentlichen und Experimentellen verlor. Freilich gilt es einzusehen, daß sich die Männer des Hains eine selbständige, eigenwertige 'Mundartliteratur' weder vorstellen konnten noch wollten. Diese Idee, besser: die Verwirklichung dieser Idee in Produktion und Poetologie, ist erst jüngeren Datums<sup>26</sup>.

Das heißt nun nicht, Voß und seine Freunde hätten sich der Suche nach dem Volk und der Volkspoesie verweigert. Schon am 24.2.1773, Jahre vor Entstehen der niederdeutschen Idyllen, forderte Voß Ernst Theodor Johann Brückner, den Pastor im mecklenburgischen Groß-Vielen, dringlich auf: "Sollten in Mecklenburg nicht noch einige von unsern alten (Balladen, C.S.) sich erhalten haben? Wenn ich nicht irre, hab' ich bisweilen solche alte Abenteuer absingen hören. Bemühe Dich doch um alte Gassenhauer, und wenn Du was Gutes findest, so theil 's mit." Da er offenbar nicht bekam, was er wollte, mahnte er am 13.6. noch einmal: "Aber, lieber Brückner, ja alte Gassenlieder mit Geschichten gesammelt."<sup>27</sup>

Welchen Erfolg solche Aufrufe auch jeweils gehabt haben<sup>28</sup>, sie belegen unzweideutig, wie groß das Interesse an der Volkskultur im Bannkreis des Hains war. Liest man sie genauer, dann geben sie zugleich Aufschluß über die Art dieses Interesses. So sollte Brückner zwar im heimatlichen Mecklenburg nach volksliterarischen Resten Ausschau halten, doch wurden die - die Worte

26 Wer daran vorbeisieht und die niederdeutsche Literatur aus der Sphäre des Hains wegen mangelnder Volkstümlichkeit und Mundartlichkeit nicht allein rügt, sondern für prinzipiell gescheitert erklärt, sündigt wider den Geist einer auf Fakten gegründeten historischen Wissenschaft, von allerlei weiteren theoretischen Fehlleistungen zu schweigen. Da diese Art von 'Wertung' in der niederdeutschen Literaturwissenschaft allgemein üblich ist, mag als beispielhafter neuerer Beleg J. Meiers Urteil über Voß genügen: vgl. *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft* (wie Anm.2) S. 438.

27 Zitate nach U. ZIEROW, *Dr. Adolf Brückner (1744-1823)*, Nd.Jb. 60/61 (1934/35) 185-190, hier S.186.

28 Von Ernst Th. Joh. Brückner ist immerhin zu berichten, daß er sich später an plattdeutschen Dichtungen versuchte, auch mit Übersetzungen aus dem Griechischen. Sein Bruder Adolf Friedrich Theodor lieferte sogar, mit der Widmung "Herrn Voß", die einzige niederdeutsche Eintragung im Stammbuch des Hainbundes: den idyllischen Dialog 'De Pirdjungs'; vgl. die Angaben und den Abdruck einer Zweitfassung bei ZIEROW (wie Anm.27) 186-189.

"von unsern alten (Balladen)" verraten es - von vornherein nicht einer regionalen, sondern der gemeinsamen deutschen, der nationalen Kulturüberlieferung zugerechnet. Die mehrfache Betonung ihres Alters verleiht der Suche die historische Tiefendimension; Begriffe wie "Abentheuer" und "Geschichten" lassen an die aufkommende Begeisterung speziell für mittelalterliche Erzählstoffe denken; endlich werden Merkmale literarisch-ästhetischer Formung ins Spiel gebracht, ob nun von der verbliebenen Sangbarkeit des gesunkenen Kulturguts oder von seinem einstigen "Balladen"-Charakter die Rede ist. Die Wahl just dieses Gattungsbegriffs erinnert überdies daran, daß von nun an und für gut ein Jahrhundert die 'alte' englisch-schottische Ballade zum Leitbild deutscher Volkspoese werden wird - so, wie man sie, angeregt durch Macphersons 'Ossian' (1760 ff.), in Percys 'Reliques' (1765), Scotts 'Border Minstrelsy' (1802/03) und nicht zuletzt im Werk von Robert Burns verkörpert fand.

Selbst die beiläufigen Briefnotizen vermitteln also noch eine Ahnung von der Gründlichkeit und Reichweite Vossischer Gelehrsamkeit. Von nahem besehen, bieten sie gar etwas wie eine Theorie der Volksliteratur in nuce. Natürlich ist das nicht seine eigene, sondern die nach Herder und später Bürger gängige. In dieser Theorie nun fehlt merklich ein Faktor, der im Laufe des 19. Jahrhunderts mehr und mehr bestimmend geworden ist: der Glaube oder, wenn man will, das Wissen, daß Volkspoese eine selbständige, an besondere Voraussetzungen geknüpfte, mit eigentümlichen Kennzeichen ausgestattete Spezies sei, und daß sie folglich von der übrigen, der normalen Gebildeten-Literatur strikt getrennt werden müßte. Dazu hätte es genauerer Anschauung bedurft und ebensowohl des Willens, in Gegensätzen zu denken, bis hin zur Spaltung des Kulturbegriffs. An beidem mangelte es jedoch. Wohl hatte man das Volk entdeckt und rief es laut bei seinem Namen; indes betrachtete man es kaum einmal, wie es leibt und lebt, d. h. als eine unter spezifischen ökonomischen und sozialen Bedingungen existierende Bevölkerungsgruppe. Noch weniger gelang es, die im Volksmunde vermuteten, ihm dann auch abgelauschten Traditionen in ihrem Sosein zu begreifen und samt ihren Charakteristika auf die Lebensumstände zu beziehen. Allem Annäherungs- und Sammelstreben zum Trotz war man ja am Ende des 18. Jahrhunderts weder fähig noch bereit, die Kulturäußerungen des Volkes rein von ihrer selbst willen ernst zu nehmen. Was man in ihnen suchte, war Hilfe beim Gang zurück zu den Müttern: zu den Urgründen germanisch-deutscher Geschichte im allgemeinen, zur wahren Poesie voller Phantasie und Gefühl im besonderen, zur Ursprünglichkeit an sich.

Gewiß war man nicht völlig blind für die Realien der Volksliteratur. Die in ihr überkommenen Stoffe, Themen, Sprach- und Stilformen machte man sich liebend gern zunutze. Auch haben

die Dichter aus dem Problemfundus mit Namen 'Volkskultur', der ihnen da zufiel, öfter helle Funken fortschrittlich-demokratischen Denkens zu schlagen gewußt, als das bürgerlich orientierten Wissenschaftlern später ohne weiteres klar geworden ist<sup>29</sup>. Alles in allem genommen, gilt aber Bausingers Satz, daß Volkspoese in dieser Zeit "nicht etwa ein Faktum der mündlichen Überlieferung ist, sondern eine schöpferische Fiktion, die Volk und Kunst zusammenführt."<sup>30</sup> Anders ausgedrückt: 'Volk' und 'Volksliteratur' sind hier zuvörderst erdachte Kategorien, sind schiere Ideen, mehr der Wesensschau denn der Anschauung verpflichtet. Als solche werden sie, obwohl entdeckt als Elemente der Hoffnung auf Rückkehr zu wahrer Poesie, in das herrschende Welt- und Kulturverständnis hineingenommen, ihm nicht gegenüber- oder gar entgegengesetzt. Die Folgen dieser Integration waren einschneidend für beide Seiten. Die deutsche Nationalliteratur insgesamt wurde um den Bereich des Volkstümlichen und um das Prinzip der Volksnähe bereichert. Ihre generelle Ausrichtung änderte sich ziemlich rasch auf die neuen Ziele hin. Umgekehrt blieb, was immer unter solchen Vorzeichen an volkstümlicher Poesie entstand, a priori den Einflüssen, Vorstellungen und Verfahrensweisen verhaftet, die auf dem literarischen Felde allgemein wirksam waren.

3.3.2. Das Bild wandelte sich erst bei den Dichtern der zweiten Traditionslinie, die auf Groth zu führt. Diederich Georg Babst etwa gehört dazu, noch am Ausgang des 18. Jahrhunderts, und in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts dann die nicht minder bekannten Wilhelm Bornemann, Friedrich Wilhelm Albrecht und Jürgen Niklaas Bärmann. Wie tiefgreifend der Wandel war, zeigt schon die reine Menge der poetischen Produktion an. Hatten die Jünger vom Hain immer nur einzelne Texte niederdeutsch abgefaßt und dafür meistens noch einen besonderen Anlaß gebraucht, so wurde niederdeutsches Schreiben bei den Babst, Bornemann usw. zur regelmäßigen, wo nicht alleinigen literarischen Betätigung. Da füllten sich rasch ganze Bände, aus den Bänden wurden durch Fortsetzungen oder erweiterte Neuauflagen Serien, und die wieder fügten sich am Ende zu förmlichen Oeuvres, die nach Sammel- oder Auswahlgaben verlangten. Angesichts derartiger Quantität, Kontinuität und Normalität darf man hier erstmals ungescheut von einem Stück neuniederdeutschen Literaturlebens sprechen.

29 Vgl. deshalb die - nun entgegengesetzt ideologisierte - Darstellung des Autorenkollektivs G. BURDE-SCHNEIDEWIND, S. KUBE, S. NEUMANN, H. STROBACH und W. WOELLER in: *Geschichte der deutschen Volksdichtung*, hrg. v. H. STROBACH, Berlin 1981, bes. S. 78ff.

30 H. BAUSINGER, *Formen der 'Volkspoese'* (Grundlagen der Germanistik, 6), Berlin 1968, S. 14.

Grundlage dieser Entwicklung war eine Auffassung von volkstümlich-mundartlicher Literatur, die mit der eines Voß, Klopstock oder auch Buener wenig gemein hat. Ob Babst die behaglich dahinfließenden Schilderungen Rostocker Ereignisse und Zustände als 'Allerhant schnaaksche Saken tum Tietverdriew; afers Wahrheiten üm sick meeto to spegeln in unse Moderspraak' (1788-90) präsentierte; ob Bornemann seine Sammlung betont 'Plattdeutsche Gedichte' (1827, 1843) nannte und gleich in den ersten Reimen kundtat, daß Lachen und altmärkische Heimatlichkeit leitende Prinzipien seines Schaffens seien<sup>31</sup>; ob der Pfarrer Albrecht die 'Plattdeutschen Gedichte von einem altmärkischen Landmann' (1817 ff.) anonym hinausgehen ließ, ihrem Urheber jedoch eine sehr gezielt fingierte, weil regional und sozial bestimmte Teilidentität beilegte; ob schließlich Bärmann 'Dat grote Höög- un Häwel-Book' mit dem Untertitel versah: 'Dat sünd Dichtels, Rymels un Burens pillen in hamborger plattdüüdscher Mundart' (1827) - die Formulierungen, jede für sich und erst recht alle zusammen, stecken einen höchst eigenen Bezirk literarischen Tuns ab. In ihm herrscht der Wille, ernst zu machen mit der vielberufenen Volkstümlichkeit. Und die Texte halten durchaus, was die Titel versprechen.

Nach den Sternen der Literarizität greift hier niemand mehr. Die Dichter haben die Rolle des bürgerlich gebildeten Literaten aufgegeben und sich die Perspektive des 'Volks' zu eigen gemacht, und sei es nur fiktiv. Als sozusagen echtste Verkörperung des 'Volks' gilt ihnen gemäß alter Tradition der Bauer, mindestens der Kleinbürger im ländlichen Lebensbereich. Der große nationale, ja internationale Zusammenhang verschwindet aus ihrem Blickfeld oder wird wissentlich konterkariert. In den Mittelpunkt rückt die Region, rückt, genauer ausgedrückt, die Lokalität in all ihrer Nähe, Heimlichkeit und Unverwechselbarkeit. Deren Gegebenheiten, Personen wie Sachen, Ereignisse wie Zustände, werden zum Gegenstand der Literatur. Nach einer etwaigen 'höheren' Bedeutung wird dabei nicht gefragt. Ob ein Mensch, ein Stoff, ein örtlicher Brauch den Dichter reizt und deshalb für literaturfähig befunden wird, das bemißt sich im Gegenteil nach seiner lokaltypischen Aussagekraft - bzw. nach dem, was man dafür ansehen will. So genau nämlich Babst sein Rostock kennt und Bärmann sein Hamburg, so ungebrochen und naiv die Sympathie anmutet, die Bornemann und Albrecht für Land und Leute der Altmark hegen - eine eigentlich realistische Darstellung regionalen Volkslebens ist ihrer aller Sache nicht.

31 Vgl. W. BORNEMANN, *Gedichte in Plattdeutscher Mundart*, 4. umgearb. Aufl., Berlin 1827, S.3: "Dat Lachen is't, wat in de Welt / De Minschen glatt un stief erhölt: / Dat Lachen is, dat Lachen blift / Dat beste Krankheits Gegengift"; S.5: "Ollmärker bin ick! drup vörwoahr / Bin ick recht ordlich stolt: / Ollmärksche Trü! dat is un woar / En Sprüchwoort, boar wy Gold."

Wo nicht schon die Wahrnehmung, da ist doch die poetische Verarbeitung der Wirklichkeit ideologisch bestimmt: Geschildert wird ein bewußt einseitig gewählter Ausschnitt aus der Welt des Volkes, und dem werden ebenso bewußt ganz besondere Werte zugerechnet.

Ihr Schreiben, geben die Babst, Bornemann etc. vor, sei eine Nebensache, schierer Zeitvertreib. Anderes als "Dichtels, Rymels un Burenspillen" wollen sie nicht liefern. Zum Vorwurf nehmen sie deshalb auch nicht einfach das Alltägliche und Kleine, das Vertraute und Idyllisch-Positive. Vielmehr interessieren sie sich mit Vorliebe für dessen vergrößernde und ungewöhnliche Abarten: für das eher Originelle als Originäre, für "schnaaksche Saken" eben. Unterhaltung schwebt ihnen als Ziel vor; je geballter dabei das 'Högen' und die Komik, desto besser. Und die letzte, alles umgreifende regionaltypische Wirkung, das wahre Lokalkolorit, gewinnen sie durch Verwendung des Dialekts. Daß sie von der Mundart den Ausdruck entschiedener Heimatlichkeit erwarten, kann man unschwer an den Titeln ablesen. Warum sie dieses Glaubens sind und worin die einschlägigen Qualitäten des Plattdeutschen bestehen sollen, das verraten im einzelnen die sprachideologischen Äußerungen, die sie bezeichnenderweise in ihre Veröffentlichungen einstreuen. Für Babst, den Mann des 18. Jahrhunderts, gilt das noch nicht so sehr; um so klarer ist das Image der Sprache bei den drei anderen ausgeprägt. So prangt auf dem Titel von Bärmanns großem 'Höög- un Häwel-Book' (1827) unmißverständlich der Spruch: "En hoogdüüdsch Rymels let gauw as en Klööv sick backen; / Man plattdüüdsch sünd et Nööt, dee nich heel öd to knacken!"<sup>32</sup> Das Motto charakterisiert die Lage, in der sich diese plattdeutsch schreibenden Dichter befanden. Es beklagt die sprachtechnischen Schwierigkeiten, läßt jedoch zugleich den Stolz dessen erahnen, der ungewohnte literarische Wege geht. Vor allem aber belegt es, wie säuberlich die beiden Sprach- und Literaturwelten voneinander geschieden werden. Von der Auffassung und dem Verfahren der Hainbündler, die den Dialekt als variierendes Stilmittel in eine ansonsten als einheitlich begriffene deutsche Literatur einbrachten, ist hier nichts mehr geblieben. Niederdeutsche Sprache und Literatur sind Dinge an sich, sind damit aber auch Ansichtssache geworden.

Die beiden Altmärker, Bornemann und sein Nachahmer Albrecht<sup>33</sup>, sind sich in der Beurteilung der Sprachsituation einig.

32 Vgl. J. N. BÄRMANN, *Das grote Höög- un Häwel-Book. Dat sünd Dichtels, Rymels un Burenspillen in hamborger plattdüüdscher Mundart*, Hamburg 1827, Titelblatt.

33 Im folgenden zitiere ich Bornemann nach der Ausgabe: W. BORNEMANN, *Plattdeutsche Gedichte*. Aus den hinterlassenen Handschriften des verstorbenen Dichters, unter Wiederaufnahme älterer Dichtungen desselben, ges. u. hrg. v. C. BORNEMANN, 7. Aufl., Berlin 1868; die Fundorte werden im Text durch nachgestellte Seitenzahl belegt. - Für Albrecht verweise ich auf

"Plattspräken", so Bornemann, "geit von Stunn to Stunn / By Stadt- un Buerlüd' to Grunn" (IX), und Albrecht nennt die Ursache direkt beim Namen: Das Hochdeutsche habe sich, heuchlerisch-schmeichlerisch eindringend, auf Kosten seiner niederdeutschen Schwester breit gemacht. Solch Sprachwandel indes ist nach beider Meinung ein Umsturz der ganzen Welt- und Wertordnung. Die "ännre Sproakwies" ziehe eine "ännre Sitt'" nach, bedauert Bornemann, die "plattdütsche Herzigkeit" gerate in Gefahr (IX). Und er umreißt seine Ausgangs- und Zielvorstellungen recht genau:

"Wynländer - fung'n hochredig an,  
Beerländer - kehrten sick nich dran.

Hoch - lett furthen vereddeln sick,  
Platt - hät doato nich dät Geschick;  
Hoch - weet mit Höchstet umtogoahn,  
Platt bleeft by Huusmannskost bestoahn.

Platt - hölt et mit trüherz'gen Schnack,  
Mankin verbrämt mit Schoabernack,  
Un freut sick dran, wenn Jung'n un Oll'n  
Vör Lachen sick de Ribben holl'n." (X)

Das Hochdeutsche erscheint Bornemann als Inbegriff von Geist und Bildung, Ernsthaftigkeit und Fortschritt. Dagegen definiert er das Niederdeutsche anfänglich einfach ex negativo; ihm fehle, sagt er, jedes Merkmal höherer Kultur. Was wie die klassische, z.B. auch bei den Junggrammatikern übliche Beschreibung des Verhältnisses von Standardsprache und Dialekt aussieht - 'oben' die eine, 'unten' der andere - ist allerdings mitnichten so gemeint. Vielmehr deutet Bornemann den Mangel sogleich in einen Vorzug um, indem er ihn für unverfälschte Naturwüchsigkeit nimmt. Er bewegt sich damit ganz auf der Bahn zeitgenössischen Denkens, denn die Suche nach der 'Volks-' und 'Naturpoesie' im zunächst Herderschen, dann auch Goetheschen Sinne ist ja im Kern nichts anderes als eine Suche nach dem Ursprünglichen und Urtümlichen. Wirklich neu und deshalb von gar nicht zu überschätzender historischer Bedeutung ist allein die Radikalität, mit der die Dichter vom Schlage der Babst, Bornemann usw. den Dialekt Niederdeutsch zur Inkarnation von Volkstümlichkeit und Ursprünglichkeit erheben - gleichsam die pure, alle Zeiten überdauernde Natur soll er sein.

So erinnert Bornemann in den Versen "Hät plattdütsch Volk doch Ens sogoar / In England mit befoahl'n" nicht nur an das Alter und die einstige Reichweite des Niederdeutschen, sondern

---

die Sammlung einschlägiger Passagen bei F. WENZLAW, *Friedrich Wilhelm Albrecht, der Verfasser der Plattdeutschen Gedichte von einem altmärkischen Landmann*, Nd.Jb. 26 (1900) 85-112, hier S.90-91.



gibt dem Gedankengang mit "Wovon wy zund, noah dusend Joahr, / Noch Sitt un Recht uns hoal'n" (209) eine zusätzliche anti-hochdeutsche Wendung: Wer rechte plattdeutsche Volkstümlichkeit erstrebe, soll das gemäß dem herrschenden Glauben heißen, der halte sich an englische, nicht an untaugliche hochdeutsche Vorbilder. Von der "Muttersproak" Plattdeutsch ist weiter die Rede, von "dät uroll derbe Woort", das wie "to Hermanns Tied" überall klipp und klar verstanden werde (295); schließlich ohne Umschweife von den unsterblichen "Ursproaken", die stets etwas wie "Bröderschaft" empfinden lassen (IX). Der Aufruf zur Pflege des Plattdeutschen kann da nicht ausbleiben (295), ebenso wenig ein Bannfluch gegen alles Hochdeutsche, wie Albrecht ihn ausstößt:

"O Düütsche! o Landslüede! hörten Ji mi,  
Denn wär't met dem hochdüütschen Plunner vörbi. -  
O nehmt doch de Soake moal recht in de Moak  
Un joagt doch tum Düwel de hochdüütsche Sproak!"

Damit war nun erstmals eine regelrechte Ideologie des Niederdeutschen geschaffen, eine, die dieser Sprachform so viele ur-eigene Qualitäten und Werte zubilligte, daß strikte, als Gegnerschaft interpretierte Trennung vom Hochdeutschen unabdingbar war. Diese Trennung betraf nicht allein die Sprachen selbst. Da nämlich die Sprachen nicht länger als bloße Medien, sondern als Hauptkennzeichen, ja, als tragende Säulen der ihnen jeweils zugehörigen Lebens- und Kultursphäre betrachtet wurden, schied der Schlachtruf 'Hie Hoch! - Hie Platt!' geradewegs die Welten. Und bei dieser Spaltung, besser: bei dieser Abspaltung des Niederdeutschen ist es seither geblieben. Je länger es dauerte, desto fester glaubte man an den Sinn solcher Isolation und suchte ihn ständig neu zu begründen - mochte in Geschichte und Geistesgeschichte kommen, was da wollte.

Nicht, daß man die heimatisch-niederdeutsche Welt immer für das absolute Gegenbild der großen hochsprachlichen Welt ausgegeben und als nackte Provinzialität gepriesen hätte. Das durften die Lokalpoeten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts tun, weil die Situation es ihnen nahelegte. Spätere mußten den Ruh des ungeschminkt Provinziellen eher fürchten. Sind jedoch die Bereiche erst einmal fest abgesteckt, ist etwa eine selbständige niederdeutsche Literatur neben der hochdeutsch-allgemeinen etabliert, dann mag man leicht vergessen, daß die Polarisierung willentlich erfolgte, und das aus sehr zeitbedingten Motiven. Dann wächst auch die Neigung, die nebeneinander existierenden Phänomene als wohl verschieden, aber doch irgendwie gleichberechtigt anzusehen. Wechselseitige Beeinflussung wird so, unbeschadet der grundsätzlichen Trennung, erneut möglich; der Gedanke an Konkurrenz, mindestens auf Teilgebieten, rückt wieder näher.

Spuren einer Wiederannäherung der niederdeutschen Literatur an die nationale und übernationale Entwicklung beobachten wir sogar bei Jürgen Niklaas Bärmann, dem Hamburger in der Reihe entschiedener Lokalpoeten<sup>34</sup>. Allerdings ist es eine besondere Form der Annäherung. So weist Bärmann, darin einem Babst, Bornemann oder Albrecht gleich, zwar jedweden ästhetischen Anspruch von sich: Er sei beileibe nicht "Stolt un köörsch" auf seine "Rymels", denn "Dee dar häwelt, dee dar höögt, will sick nich verwagen prysen" (V); nur "Unse oolde, snigg're Spraak" wolle er "to'm Läwen bringen." Anders als seine Kollegen im Geiste läßt er es aber bei Ablehnung des Hochdeutschen und betonter Pflege des Plattdeutschen nicht bewenden. Statt dessen deutet er mit "Darüm hett he wys't, wat unse Mundart is in Rymeln weert" (VI) die Idee eines sprachlich-literarischen Wettstreits zwischen beiden an. Und das Feld, auf dem er diesen Wettstreit zu führen gedenkt, ist durchaus nicht das der reinen Provinz:

"Hett de Dichtels van Jan Hinrich üm dat  
 dubbelde vermehrt;  
 Hett to raden Ju wat maakt, sprook en Woord in  
 Trioletten;  
 Maakd' in Flunkersnack sick breed un in Veer-  
 teinrymsonetten;  
 Hett wat Trurigs un wat Slurigs mit wat  
 Glauw'm tohoop Ju backt;

...

Wyl 'Kwatern!' dat Burens spill Byfall finnden  
 däd by Lüden,  
 Leet in Oold- un Nytdorp hee 'Wind- un  
 Watermööl' sick brüden;  
 Uut dem Franschen, Italjän'schen un Hispan'schen  
 schreev hee üm,  
 Un dem oolden Engelsmann syn' Hexensingsang  
 dreid' hee 'rüm" (VI-VII).

Die Bestandteile einer spezifisch regionalistischen Dialektdichtung - etwas "to raden", "Flunkersnack", "wat Slurigs", "Burens spill" - tauchen also in der programmatischen Erklärung Bärmanns wohl auf, werden jedoch von anderen, der Hochliteratur entlehnten Elementen schier erdrückt. Dabei ist deutlich zu merken, daß diese Verlagerung der Gewichte gewollt ist, der Autor sogar seinen Stolz darein setzt. Ein flüchtiger Blick auf

34 Die folgenden Zitate und Verweise nach BÄRMANN (wie Anm.32); Seitenzahlen im Text nachgestellt.

seine Texte tut ein übriges. Er belehrt uns nämlich darüber, daß Bärman vor keinem Formkunststück, keiner alten oder neuen Sprache und keinem großen Dichternamen zurückschreckt. Belesen, umtriebzig und stilistisch geschickt wie im ungleich umfangreicheren hochdeutschen Teil seines Riesenwerkes<sup>35</sup>, so gibt er sich auch in seinen niederdeutschen "Rymels": Ob Idyllen, Sonette, Romanzen oder gar "Trioletten"; ob griechisches oder lateinisches, englisches oder französisches, italienisches, spanisches oder nur hochdeutsches Original; ob Voß, Goethe, Schiller oder der unbekannte Pastor Minder, ob Ariost oder Goldsmith, Shakespeare oder Charles Francois Panard usw. usw., - buchstäblich nichts ist diesem gewandten Vielschreiber zu ernst, zu schwierig, zu fern und zu fremd, als daß er es nicht ins Niederdeutsche brächte, mit Lokalkolorit versähe und so mit wirklich autochthonen und volksläufigen Dingen in eine Reihe stellte.

Willkür ist das nicht, schon gar nicht ein Verstoß gegen die Absicht, dezidiert regionale Mundartpoesie zu schaffen. Vielmehr erweist sich an diesem Verfahren, bis zu welchem Extrem die 'niederdeutsche' Ideologie vorgetrieben werden kann: Der Glaube an die exklusiven - anti-hochsprachlichen und anti-kulturellen - Ausdrucksqualitäten des Niederdeutschen ist so verfestigt, Bärman hat ihn so verinnerlicht, daß niederdeutsche Sprachform allein ausreicht, um jedem Stoff und jeder Aussage volkstümlich-provinziellen Charakter zu verleihen. Niederdeutsch ist Provinzialität. Diese Grundüberzeugung aller niederdeutschen Regionalisten seiner Zeit spricht Bärman aus, wenn er im "Vöörwoord" seine Poesien so einordnet:

"Oolde Leeder week un fram, maakd' hee mundrecht  
 so för'n Buren  
 As för düüdsche Börgerslüüd, dee keen Hoogmood  
 deiht beluren;  
 Dee dar föhlt un ingestahn doht, datt de defftig-  
 platte Spraak  
 Woll en nüwer Ding för sick is, un en rare oolde  
 Saak;  
 Dee dar mit äm denkt un seggt: 'Laat de ööwer-  
 kloken Fynen  
 Unse truwe, kasche Mundart man bepruusten un  
 begrynen ...'" (VII-VIII).

Wüßte man es nicht, es gäbe kaum einen zwingenden Grund, Bärman für den Verfasser dieser Zeilen zu halten. Für sich

35 Vgl. die schier endlose Liste seiner Publikationen bei H. SCHRÖDER u. a., *Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart*, Hamburg 1849-1883, Bd.1, S.118-122.

genommen, könnten sie ohne weiteres von irgendwem sonst stammen, sogar von einem sehr viel späteren Vorkämpfer niederdeutscher Eigenart. Der Einmaligkeitsstatus des Niederdeutschen, sein Alter, seine Gemüthaftigkeit und naturbelassen derbe Direktheit; dazu seine Bindung an Mentalität und Milieu der 'kleinen Leute'; endlich der Trieb, mit ihm überkommene heimatliche Werte gegen lieb- und verständnislosen Hochmut zu schützen - das alles sind ja Ingredienzien jener Ideologie, auf der die gesamte niederdeutsche Bewegung ruht. Im einzelnen zwar ist dies ideologische System im Laufe der Zeiten immer wieder angefochten und durchbrochen worden, weil es die Entfaltungsmöglichkeiten der Autoren stark einengt; der Tendenz nach gilt es jedoch bis heute. Das heißt nun aber auch, daß die theoretische Basis, auf der die neuniederdeutsche Literatur sich entwickelte, lange vor Groth gelegt war, und das von Männern, denen man es am wenigsten zutrauen möchte: von rigorosen Provinzialisten.

Denn natürlich bleibt der Wortlaut der zitierten Verse hinter Bärmanns wahren Absichten zurück. Natürlich haben wir hier, die Umstände mit betrachtet, das Manifest einer Gegen-Literatur vor uns. Es ist das eine Literatur, die durch Abwesenheit von Ernst, Geist und Kultur geprägt sein soll, die statt dessen auf extreme Regionalität, auf Anti-Intellektualismus, kleinbürgerliche Idyllik und einen gelegentlich grobianischen Primitivismus zielt. Insofern ist, was die Babst, Bornemann, Albrecht und Bärmann wollten und realisierten, als Ganzes eine Literatur der ideellen Kontrafaktur zu nennen.

Nur offenbart sich halt der Kontrafaktur-Charakter ihrer Texte nicht sofort und quasi von allein. Am ehesten noch wird man ihn dort erkennen, wo Bärmann berühmte Zeugnisse aus den europäischen Hochliteraturen in die 'Niederungen' niederdeutscher Provinzialität zieht. Selbst hier bildet freilich der klare Fall die Ausnahme. Wenn etwa aus dem 'Lied von der Glocke' bei ihm "Dat vältelaavte Koffee-Leed" wird, ausdrücklich angekündigt als "En Gegenstück to F. v. Schiller's hoogberöht Klocken-Leed" und obendrein versehen mit dem Zusatz "Difficile, satiram non scribere" (27), dann kann eigentlich niemand das Prinzip der verkehrten Welt übersehen. Zumeist aber fehlen so unmißverständliche Leseanleitungen. Zumeist auch sind Bärmanns niederdeutsche Versionen den hoch- bzw. fremdsprachlichen Originalen in Gedankenführung, Sprachgestus und Bildlichkeit recht nahe. Das macht es dem Betrachter nicht leichter, vom Wortlaut auf die Intention einer Kontrafaktur zu schließen. Näher liegt auf den ersten Blick ja die Annahme, es handle sich um den ernsthaften Versuch einer Übertragung in gleicher Stilhöhe, nur sei der dem Übersetzer mehr oder minder mißglückt - wegen mangelnden Könnens beispielsweise. Und angesichts der Eigenschöpfungen der Regionalisten vervielfältigen sich naturgemäß die Interpretationsschwierigkeiten. Die vielen tief provinziellen

Anekdoten und Witzeleien, die da in kunstlosen, nicht selten holprigen Reimen vorgetragen werden, lassen schwerlich gleich an den Plan einer literarischen Gegen-Welt denken. So mancher hat sich deshalb damit zufriedengegeben, in diesen Texten die Bedeutungslosigkeit und hinter ihnen die bemühten, aber gescheiterten Autoren zu erblicken.

Das Verfahren ist grotesk, und es entlarvt seine Urheber; nichtsdestoweniger halten die Historiker der niederdeutschen Literatur bis heute an ihm fest: In ihren Darstellungen werden die Babst, Bornemann, Albrecht und Bärmann in allen Einzelheiten gekennzeichnet als das, was sie sind: ausgemachte Provinzschreiber. Indes erfolgt diese Charakterisierung im Tone der Herablassung. Sie dient - je später, desto einseitiger - allein dem Zweck, das ästhetische Unvermögen und geschichtliche Ungenügen dieser Männer hervorzuheben. Zu mehr als Provinziellem, lautet der Richtspruch, habe es bei ihnen nicht gereicht; überregionale Wirkung hätten sie nicht erzielen, eine Tradition der neuniederdeutschen Literatur vor Groth also nicht begründen können<sup>36</sup>. So wird den Autoren besserwisserisch als Schwäche angekreidet, was sie selber für den besonderen Sinn ihres Schreibens angesehen und, wie zu zeigen war, in wohl-durchdachter Programmatik erläutert haben. Ihnen wird förmlich die Identität geraubt und damit ihre Position und ihr Rang in der Geschichte. Das alles um einer normativen Idee von niederdeutscher Literatur willen, die ihnen noch völlig fremd war, weil sie ganz an Groth orientiert ist<sup>37</sup>.

Dabei haben die, die derart Urteil durch Vorurteil ersetzen, den Schlüssel zur historischen Einordnung dieser niederdeutschen Provinzschiffstellers immer schon in der Hand. Sie benutzen ihn nur nicht. In kaum einem Abriß der niederdeutschen Literaturgeschichte fehlt nämlich der Hinweis, daß Goethe 1822 sehr freundliche Worte für den Rostocker Babst gefunden hat. Doch bleibt das ein bloßes Aperçu - das Lob der Großen schmückt eben auch dann, wenn es die eigene Voreingenommenheit Lügen straft. Hätte man nachgelesen, verstanden und beherzigt, was Goethe da notierte, man hätte viel von ihm gelernt: Leute vom Schlage eines Babst galten den Zeitgenossen geradezu als Pioniere, als Erfinder und Wegbereiter einer neuen literarischen Strömung. "Naturpoeten" nennt Goethe sie und fügt hinzu, in ihrer Gesamtheit verdienten sie "wohl eine besondere Rubrik in

36 Methode und Ergebnis sind von jeher gleich geblieben. Für die Frühzeit niederdeutscher Literaturgeschichtsschreibung genüge der Hinweis auf STAMMLER (wie Anm.17) S.80-84; für die Gegenwart vgl. EIBEN-VON HERTELL (wie Anm.10) S.417; J. MEIER, *Neuniederdeutsche Mundartdichtung: Erzählende Dichtung*, in: *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft* (wie Anm.2) S.438f.

37 Es ist dies, wohlgemerkt, dieselbe Art von 'Wertung', der auch J.H. Voß und alle Hainbündler zum Opfer gefallen sind, vgl. Anm.26.

der deutschen Literatur (...), weil die sich vermehrende Erscheinung aller Aufmerksamkeit und Ermunterung wert" sei. Wie er dann die spezifischen Fähigkeiten und Leistungen sowohl Babsts als auch des ganzen Dichtertyps umreißt<sup>38</sup>; wie er bei anderen Gelegenheiten über weitere Vertreter des neuen Genres spricht<sup>39</sup>, sich um Definition und Würdigung von "Natur-" bzw. "Volkspoesie" überhaupt müht<sup>40</sup> - das macht, alles in allem, zweierlei klar. Zum einen durften sich die Provinzialisten damals ungeteilter, ja erwartungsfroher Zustimmung erfreuen, sogar bei höchsten Autoritäten. Und das, zweitens, weil ihr Tun als die direkte Folge des Dranges nach 'Volkstümlichkeit', 'Natürlichkeit' und 'Ursprünglichkeit' erschien, weil sie also auf ihre Weise halfen, einen großen Wunschtraum der nachromantischen Zeit zu erfüllen.

Diese Einsicht zwingt dazu, die Provinzdichtung gegen die übliche Unterschätzung in Schutz zu nehmen, denn die ist in ihrer Normativität nichts als ahistorisch. Obendrein zeigt die von Goethe vermittelte Einsicht, daß die beiden bisher behandelten Ausformungen niederdeutscher Literatur vor Groth zwar in Ansatz und Resultat unterschiedlich sind, aber einer Wurzel entstammen. Das ist so befremdlich nicht, Abstrakt und etwas zugespitzt gesagt, steht ja niederdeutsche Literatur wie alle Mundartliteratur in einem Spannungsfeld zwischen Heimat und Ästhetik. Im konkreten Einzelfall gewinnt sie ihr Gepräge je nach dem, auf welchen der beiden Pole der Autor das Hauptgewicht legt. Gibt er dem ästhetischen Moment, der Literarizität, den Vorzug, werden seine Produkte nahe an die Hochsprachenliteratur heranrücken oder ganz in ihr aufgehen. Das trifft etwa auf Voß und die Hainbündler allesamt zu. Bei extremer Betonung der Heimatlichkeit, wie von den Provinzialisten praktiziert, wächst umgekehrt die Entfernung von der 'großen' Literatur. Niederdeutsches Dichten wird dann mehr und mehr zur abseitigen Spezialität, mag die nun als Genügsamkeit oder als bewußte Gegenbildlichkeit aufgefaßt werden. Insofern repräsentieren diese vor-Grothschen Richtungen der niederdeutschen Literatur, beide aus der Ideologie der Volkstümlichkeit erwachsen, bereits modellhaft die volle Bandbreite der Möglichkeiten, die dieser Literatur gegeben sind.

3.3.3. Zu diesen beiden Entwicklungslinien gesellt sich nun noch eine dritte. Sie fügt sich allerdings nicht zu einer regelrechten Schule des Denkens und Schreibens. Eher scheinen Autoren un-

38 Vgl. J.W. GOETHE, *Sämtliche Werke in 18 Bänden* (Unveränderter Nachdruck der Artemis-Gedenkausgabe, hrg. v. E. BEUTLER u.a.; mit Registerband), Zürich München 1977, Bd.14, S.499-500.

39 Vgl. ebd. S.428-436 (zu J.K. Gröbel), S.436-444 (zu J.P. Hebel), S.473-490 (zu J.G.D. Arnold), S.504-506 (zu A. Fürnstein).

40 Vgl. z.B. ebd. S.224, 499f., 505, 570, 613.

terschiedlicher Herkunft und Zielsetzung zur Gruppe geeint, weil sie tendenziell eine bestimmte Sicht- und Arbeitsweise gemeinsam haben. Dieser Trend entspringt im Kern der immer gleichen volkstumsideologischen Haltung, ergänzt jedoch die literarisch bedingte Motivation für das Entstehen von Mundartpoesie um eine gelehrte Nuance. Man könnte von einem im weitesten Sinne wissenschaftlichen Antrieb sprechen. Das früheste und einfachste Verfahren, das diesem Antrieb zu danken ist, bildet geradezu die Basis der sich ausbreitenden volkskundlichen Sammelstätigkeit. Es ist das die direkte Anknüpfung an heimische Volksüberlieferungen, die - schematisch gesprochen - vom Finden über das sprach- und stilsichere Aufschreiben der Zeugnisse zum eigenen (Nach)schaffen führt. Zwar waren schon die Männer vom Göttinger Hain bestrebt gewesen, sich an die Volkskultur anzulehnen, und nicht minder die auf Lokalkolorit so erpichten Provinzpoeten; doch hatten sie alle das, was der Volksmund hergab, kurzerhand ihren literarischen Zwecken dienstbar gemacht. Das Gefühl für die Eigenart der mündlich tradierten Volksdichtung und für deren authentische Wiedergabe wuchs erst allmählich mit dem Bemühen um systematische Dokumentation.

Berühmt gewordene Früchte dieses Bemühens sind dann etwa die niederdeutschen Stücke in den Grimmschen 'Kinder- und Hausmärchen', allen voran 'Von dem Fischer un syner Fru' (Nr. 19) und 'Von dem Machandelboom' (Nr. 47). Philipp Otto Runge hatte diese Märchen während seiner Hamburger Zeit in pommerischem Platt aufgezeichnet, und als er sie - zum Dank für den ersten Band von Arnim-Brentanos 'Wunderhorn' - am 24.1.1806 an den Verleger Zimmer in Heidelberg schickte, da verband er das mit feinsinnigen Erwägungen über den Charakter des im Volk umlaufenden Erzählgutes: Nicht allein sah er "an einem rechten Volksliede, Ballade, Märchen usw. (...) eine geistige Färbung" hängen, "wie die Staubfäden an den Blumen", und führte diesen Schimmer auf das "Wie? oder Wodurch?" zurück; nicht allein bestätigte er Herders Meinung, "daß die Melodien dabei gehören", und fragte, ob das nicht auch für den Dialekt gelte, "in welchem so ein Lied gemacht worden" - sondern er hob nachdrücklich hervor, er habe sich bemüht, "sie so aufzuschreiben, wie sie sich anhören", denn es sei "nie zu vergessen, daß die Sachen nicht gelesen, sondern erzählt werden sollten."<sup>41</sup> Zwei Jahre später legte er einen weiteren Aspekt der Seinsweise aller Volkspoesie fest, indem er seinen persönlichen Anteil an der Formulierung der beiden Märchen herunterspielte und sie selbst zum Allgemeingut erklärte<sup>42</sup>. Mit heutigem Wissen verträgt sich diese romantische Auffassung kaum noch; damals war sie gang

41 Vgl. Ph. O. RUNGE, *Briefe und Schriften*, hrg. und kommentiert v. P. BETHAUSEN, Berlin 1983, S.177-178.

42 Runges Brief an Achim von Arnim v. 31.5.1808, vgl. ebd. S.207.

und gäbe. Für die Brüder Grimm, so sehr sich ihre Arbeitspraxis wandeln mochte, sind deshalb die Rungeschen Texte zeit- lebens der Musterfall geblieben, in dem der Erzählton des Volkes ideal getroffen war. Ein größeres Maß an volkskundlicher Offenheit und Genauigkeit, d.h. an ungeschönter Echtheit, hätte Verzicht auf inhaltliche und formale Stilisierung verlangt. Die aber konnte man zu einer Zeit, da man das Wesen der 'Volks-' oder 'Naturdichtung' zuvörderst poetologisch begriff und gleichsam poesiereformerisch nutzen wollte, schlechterdings nicht preisgeben<sup>43</sup>. Trotz alledem hat sich Runge, haben sich die Grimms und andere Sammler der Wirklichkeit niederdeutscher Volkskultur so weit und so direkt genähert, wie das weder den Hain-Leuten noch den Provinzialisten jemals geglückt ist. Dafür sorgte ihre Methode, die im Prinzip eben doch die des dokumentierenden Gelehrten und nicht die des Literaten war.

Ein ausgeprägt volkskundliches Interesse - obschon von ganz anderem Zuschnitt - leitete auch die beiden Osnabrücker Johann Aegidius Rosemann genannt Klöntrup (1755 - 1830) und Friedrich Wilhelm Lyra (1794 - 1848). Dabei ist der ältere Klöntrup, wenn überhaupt, dann vorwiegend als Verfasser von Sachtexten bekannt. Belletristisches hat er wenig geschrieben, und das Wenige ist obendrein verstreut und an entlegener Stelle gedruckt. Drum heißt es kurz und bündig von ihm: "er trat auch als lyrischer Dichter hervor, wenngleich seine Gedichte keine andauernde Wertschätzung erfahren."<sup>44</sup> Über seinen Standort in der niederdeutschen Literaturgeschichte sagt das freilich nicht viel. Von deren kritischen und wissenschaftlichen Betrachtern, sollten sie gemeint sein, wäre solche "Wertschätzung" eh nicht zu erwarten. Sie sind zu sehr auf die vermeintliche Pionierarbeit Groths fixiert, um dessen mehr oder minder schüchtern probierende Vorläufer anders als buchhalterisch, d. h. der Vollständigkeit halber, zu erwähnen. Und über die Reaktionen der Zeitgenossen auf Klöntrups Dichtungen wissen wir einstweilen nicht genug - Lyra einmal ausgenommen. Überdies sind nicht diese Dichtungen an sich bedeutsam. Als historisch bemerkenswert erweisen sie sich erst, wenn man sie im Zusammenhang mit Klöntrups sonstigen Aktivitäten sieht und dann auf die Wirkung seines Lebenswerks als Ganzes schaut.

43 Dazu etwa Rölleke in: Brüder GRIMM, *Kinder- und Hausmärchen*, Ausgabe letzter Hand mit den Originalanmerkungen der Brüder Grimm. Mit einem Anhang sämtlicher, nicht in allen Auflagen veröffentlichter Märchen und Herkunftsnachweisen hrg. v. H. RÖLLEKE, Bd.1-3 (Jubiläumsausgabe), Stuttgart 1984, Bd.3, S.597-599.

44 (ohne Verf.), *Johann Aegidius Rosemann genannt Klöntrup. Leben und Werk*, in: *Niederdeutsch-Westphalisches Wörterbuch von Johan Gilges Rosemann genannt Klöntrup*, bearb. v. W. KRAMER - H. NIEBAUM - U. SCHEU-ERMANN, Bd.1-2 (Veröffentlichungen des Instituts für historische Landesforschung der Universität Göttingen, 16-17), Hildesheim 1982, 1984, S.7\*-13\*; Zitat Bd.1, S.8\*. - Auf diese gründliche, mit minutiösen Belegen ausgestattete Darstellung sei ein- für allemal verwiesen.



Dies Lebenswerk ist von Anfang an und in allem das eines vielseitigen volkskundlichen Gelehrten und Schriftstellers. Klöntrups enger Kontakt mit dem Hainbund, während seines Jura-studiums in Göttingen 1775 - 1778 angeknüpft, zog wenig später Gedichtveröffentlichungen in den Göttinger Musenalmanachen und in westfälischen Zeitschriften nach sich. Die Sprache seiner Lyrik ist - nach dem Vorbild des Hains - meistens hochdeutsch, gelegentlich osnabrückisch-plattdeutsch. Dem Osnabrücker Land, genauer: den einstigen Lebensverhältnissen des Volkes in dieser Region, sind auch die zahlreichen rechtshistorischen Arbeiten gewidmet. Dabei zeigt sich der Zugriff des Nachromantikers offenbar nicht allein in dem Faktum, daß hier die Rechts- und Sozialgeschichte der engeren Heimat dokumentiert und aufgearbeitet wird. Vielmehr glauben Fachkenner, den Einfluß Herderschen Geistes bis in Klöntrups juristische Auffassungen und Gewichtungen verfolgen zu können<sup>45</sup>. Endlich sind da die beharrlichen Bemühungen um die Sammlung, Sichtung und lexikographische Bewahrung des osnabrückisch-westfälischen Dialektwortschatzes, die in das große 'Niederdeutsch-Westphälische Wörterbuch' münden<sup>46</sup>. In der "Vorerinnerung" zu diesem immer bekannten, aber letztthin erst gedruckten Werk<sup>47</sup> äußert auch Klöntrup die Ansicht, die an der Wiege aller Dialektologie gestanden hat: die Befürchtung nämlich, daß es wegen des "Untergang(s) unseres altsächsischen Idioms" höchste Zeit sei, "an ein brauchbares niederdeutsches Wörterbuch zu denken" (III). Das Adjektiv "brauchbar" nun läßt die wenige Sätze zuvor formulierte Kritik an der Unzuverlässigkeit des Strodtmannschen Idiotikons nachklingen. Zugleich sagt es, was Klöntrup sich vorgenommen hat. Sein Ziel ist die volkskundlich-dialektgeographische Genauigkeit, die aus der intimen Kenntnis von Land und Leuten entspringt: "Deswegen habe ich jedes Wort so geschrieben, wie es in der Gegend von Osnabrück auf dem Lande (...) von den mehresten ausgesprochen wird. An den osnabrückschen Dialekt mußte ich mich halten; es war der einzige, den ich genau zu kennen mich rühmen kann" (III/IV).

So spiegelt das Schaffen dieses merkwürdigen, im Leben recht unglücklichen Mannes ein gut Teil der Entwicklung, die seit der Entdeckung des Volkes und seiner Kultur vor sich gegangen war. Herders idealische, dunkel raunende Beschwörung von Volk,

45 Vgl. D. MUNZEL, *Klöntrup, Johann Aegidius*, in: *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte*, Bd.2, Berlin 1978, Sp.879.

46 Näheres bei H. NIEBAUM, *Beiträge zur Geschichte der westfälischen Lexikographie (1750 - 1850)*, in: *Gedenkschrift für Heinrich Wesche*, hrg. v. W. KRAMER - U. SCHEUERMANN - D. STELTMACHER, Neumünster 1979, S.165-201; DERS., *Weddingen und Klöntrup. Ergänzungen zur Geschichte der westfälischen Lexikographie*, NdW 20 (1980) 131-146.

47 *Niederdeutsch-Westphälisches Wörterbuch* (wie Anm.44) S.III-V.

Volkstum und Geschichte nahm er auf; zu direkter und kritischer Anschauung der Regionalkultur stieß er vor. Die literarische Annäherung an das große Thema seiner Zeit wußte er mit der systematischen des Wissenschaftlers zu verbinden. Schon diese Konstellation muß die Aufmerksamkeit des Literaturhistorikers erregen.

Hinzu kommt, daß Klöntrups lyrisches Oeuvre, so klein es ist, ähnliche Zwiegesichtigkeit zeigt. Seine hochdeutschen Gedichte, der Zahl nach überwiegend, verraten in Thema und Stil allesamt den Schüler des Hainbundes. Da wechselt die Nachbildung der Horazischen Ode ab mit dem Gesang auf die Nornen der Frühzeit oder mit der Verserzählung "Nach Ossian", dem mythischen Idol aller Herder-Adepten. Daneben stehen, ohne daß irgendeine Trennung erkennbar wäre, die wenigen plattdeutschen Poeme, und unter ihnen gibt es nun doch Stücke von deutlich unterschiedlichem Gestus: Mit 'De Absolution, Na Hindrik van Alkmar' beteiligt sich Klöntrup an der üblichen romantischen Wiederentdeckung des Mittelalters. Indes bringt er es fertig, den alten Stoff, der seiner skeptischen bis zynischen Neigung so entgegenkommt, für den Ausdruck moderner, individueller Weltanschauung zu nutzen. Umgekehrt gelingt ihm mit 'Dat Fensterbeer' ein frühes Genrebild ländlicher Sitten und Bräuche, lebensecht in der Anschauung von Natur und Mensch, volksliedhaft im Ton, bis in einzelne Wendungen hinein exakt bei der Wiedergabe volksläufiger Redeweise. Es ist, kurzum, der Prototyp des sozusagen volkskundlichen Gedichts, wie es nach Groth die niederdeutsche Lyrik beherrschen wird - voll von volkstümlicher Authentizität, jedoch arm an individuellem Fühlen und Denken. Was Wunder also, daß ausgerechnet dies Gedicht noch in den überregionalen niederdeutschen Anthologien des 20. Jahrhunderts auftaucht<sup>48</sup>. Die Geschichte der niederdeutschen Literatur des 19. Jahrhunderts, vorzüglich der Lyrik, ist ja auch eine Geschichte fortschreitender Einengung ihrer ästhetischen Möglichkeiten, jedenfalls, was die normensetzende Ideologie betrifft.

Über Lyra, den zweiten Osnabrücker, ist an anderer Stelle ausgiebiger zu reden. Von ihm stammt ja, soweit bisher bekannt, die früheste niederdeutsche Übertragung eines Burns-Textes. Dennoch müssen seine 'Plattdeutschen Briefe' (1845) hier gestreift werden. Immerhin führen sie Klöntrups Arbeit unmittelbar fort, und zwar bis an Groths Anfänge heran. Seinem Ansatz nach ist dies ein durch und durch volkskundliches Buch<sup>49</sup>. Wie

48 Zusammenstellung der Abdrucke von Klöntrups Gedichten: (ohne Verf.), *Johann Aegidius Rosemann, genannt Klöntrup. Leben und Werk* (wie Anm. 44), S. 8\*, Anm. 4. - Zu korrigieren ist das Erscheinungsjahr der Erstauflage von F.W. Lyras 'Plattdeutschen Briefen': Nicht 1844, sondern 1845 gibt das Titelblatt an; dagegen ist der "Vorbericht" mit "im März 1844" gezeichnet.

49 F.W. LYRA, *Plattdeutsche Briefe, Erzählungen, Gedichte, usw. mit besonderer Rücksicht auf Sprichwörter und eigenthümliche Redensarten des*

Klöntrup, auf den er sich mehrfach beruft und dessen Kritik an Strodtmann er stützt, begreift dabei Lyra volkskundliches Streben durchaus allumfassend: Er will "nicht allein die Sprache der Landleute Westphalens in allen ihren Eigenthümlichkeiten", "sondern auch das Thun und Treiben derselben" schildern, und er schließt "die früheren Gewohnheiten" sehr betont ein (V). Das schon deswegen, weil er - wiederum mit Klöntrup - der gängigen Meinung anhängt, daß die alte Sitte und Sprache vom Verfall bedroht sei und demnächst verschwinden werde (V - VII). Die zahlreichen Sach- und Worterklärungen am Fuße fast jeder Seite sind die Folge dieser Überzeugung. Endlich stimmt er mit seinem Vorläufer Klöntrup darin überein, daß um der Authentizität willen größte Genauigkeit geboten sei. Daher rühmt sich Lyra seiner Rolle als Augen- und Ohrenzeuge (V); befleißigt sich einer aussprachegetreuen Schreibweise (VI); beteuert, sich "streng des Osnabrücker Idioms" bedient zu haben (VII), und rechtfertigt sogar die "in diesen Darstellungen vorkommenden, dem heutigen Geschmacke vielleicht nicht mehr zusagenden Kraftausdrücke; die, wollte ich anders den Landmann älterer Zeit und seine Weisen richtig zeichnen, nicht zu vermeiden waren" (IV).

In dieser Passage schlägt das Bemühen um volkskundliche Echtheit merklich in Ideologie um. In die Suche nach der Wirklichkeit des Volkslebens schleicht sich unversehens ein Stück Vorurteil ein - das Volk, sagt es, ist nun einmal etwas derb und unkultiviert. Das läßt geradewegs an die Grundeinstellung der Provinzialisten denken. Deshalb kommt ein Satz wie dieser keineswegs unvermittelt: "Die plattdeutsche Sprache hat eine Menge ausdrucksvoller, scharf bezeichnender, witziger Redensarten, weshalb sie, anerkannt, zu humoristischen, aus dem Leben gegriffenen Darstellungen ganz vorzüglich geeignet ist" (VI). Kein Zweifel, dies ist haargenau die Argumentation der Bornemann, Albrecht oder Bärmann. Man hebt die Besonderheit niederdeutscher Sprache und Literatur hervor, um so deren Notwendigkeit zu begründen und zugleich das eigene Festhalten am heimatlichen Idiom zu verteidigen.

Der Inhalt des Bandes nun entspricht der im Ansatz vorhandenen Mischung aus neutraler Gelehrsamkeit und ideologisch bedingter Literatenwillkür. Zumal die "Breve" und Erzählungen - volkskundliche Plaudereien und als solche frühe Beispiele nicht nur für niederdeutsche Prosa, sondern für die noch seltenere Spezies niederdeutscher Sachprosa - zeugen von Lyras Willen, das Leben des osnabrückischen Landvolkes in seiner Sprache detailreich abzumalen. Unverkennbar ist hier der Wissenschaftler und Antiquar am Werke. Ebenso unverkennbar hat aber der Literat Lyra eine Vorliebe für die drastische und komische Seite der

---

*Landvolks in Westphalen*, Osnabrück 1845; Zweite wohlfeile (Titel-)Ausgabe Osnabrück 1856. - Die bei Zitaten und Hinweisen im Text nachgestellten Seitenzahlen beziehen sich auf beide Auflagen.

Volksüberlieferung. Und die Prämisse, daß Volkstümlichkeit per se, d. h. immer und überall, etwas mit derbem Humor zu tun habe, erlaubt dem Schriftsteller dann auch, das selbst gesteckte Ziel beiseitezuschieben. Mit den im Anhang mitgeteilten Gedichtproben verläßt er nämlich die Position dessen, der osnabrückische Regionalkultur aus eigener Beobachtung dokumentiert. Wohl sind die meisten dieser Stücke Anekdoten mit viel Lokalkolorit, jedoch stammen eben nicht alle von seiner Hand. Und manche haben zu Osnabrück keine Beziehung mehr als die, daß ihre 'Volkstümlichkeit' zu den Umständen zu passen schien, die Lyra am Orte gefunden zu haben glaubte. So druckt er Texte der Osnabrücker Klöntrup und Böntkemeyer neben seine Version von Burns' berühmtem 'John Barleycorn' (164-166). Auch scheut er nicht davor zurück, zwei Poeme des altmärkischen Provinzschreibers Albrecht ins Osnabrücker Platt zu übertragen und, ohne jede Herkunftsangabe, seinem Buch einzuverleiben (76-78, 167-172)<sup>50</sup>. Eines davon folgt dann direkt auf die Verse des Schotten, so daß ein in ganz Westeuropa bekanntes Zeugnis ausländischer Hochliteratur nahtlos in ein typisches Produkt der später so mißachteten Provinzliteratur übergeht.

Vor dem zeitgenössischen Begriff der 'Volkstümlichkeit', darf man füglich sagen, wird letztlich alles gleich. Und mit dieser pointierten Feststellung wird nicht einfach die Regel gekennzeichnet, die für die Rezeption neuniederdeutscher Dichtung fast kanonische Geltung erlangt hat. Mit ihr wird auch erklärt, woher diese ideologiebedingte und deshalb längst obsolet gewordene Regel rührt. Sie hat ihren Ursprung - und ihre historische Berechtigung - im nachromantischen Streben nach 'Volkstümlichkeit' aller Art.

Bleibt zu ergänzen, daß Lyra dem Greifswalder Lexikographen Kosegarten Einblick in Klöntrups Wörterbuch verschaffte und daß er seine 'Briefe' erstens Kosegarten und dem Berliner Anthologie-Herausgeber Firmenich, zweitens aber seinen "lieben Landsleuten in Westphalen" widmete. Nimmt man das nun zusammen mit allem, was zum Komplex Klöntrup - Lyra skizziert werden konnte, einem Kontinuitätsstrang von 60 Jahren immerhin, so ergibt sich: Die am Ende des 18. Jahrhunderts einsetzende Hinwendung zu Volk, Volkssprache und Volksliteratur geriet auch auf niederdeutschem Sektor zu einer zwar vielgestaltigen, aber allumfassenden und insoweit wieder einheitlichen Bewegung. Und als solche wurde sie, je länger, desto mehr, auch empfunden. Es entwickelte sich eine niederdeutsche Literatur von erheblicher Quantität und Bandbreite, mit mehr als einer bloßen Andeutung von literarischem Betrieb. Einflüsse reichten über zeitliche und räumli-

50 Diese und andere 'Anleihen' vermerken WENZLAU (wie Anm.33) S.109; A. MEYER, *Friedrich Wilhelm Lyra und seine 'Plattdeutschen Briefe'*, Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück 51 (1930) 83-160, hier S.126-129.

che Entfernung hinweg, Anleihen machte man unbekümmert um divergierende Absichten und Verfahrensweisen, Kontakte und wechselseitige Zitate wurden immer häufiger. Als Groth zu schreiben begann, heißt das, war der Boden, auf dem sein 'Quickborn' wachsen konnte, lange kultiviert.

Dies Fazit mag, gemessen an der landläufigen Meinung, unerhört anmuten. Wie zum Beweis für seine Richtigkeit, kommt mir aber eben noch ein Büchlein aus dem Jahre 1847<sup>51</sup> in die Hände; und zwar in fachfremdem Zusammenhang. Obwohl das Buch und sein Autor Johannes Diermissen in einschlägigen Bibliographien erfaßt sind<sup>52</sup>, werden beide in der niederdeutschen Literaturgeschichte offenbar nirgends erwähnt. Das wird sich ändern müssen. Die selten gewordene Schrift beleuchtet nämlich wie wenige andere die Situation der niederdeutschen Literatur am Vorabend von Groths Auftreten. Mit staunenswerter Belesenheit schlingt Diermissen hier ein Band um alles, was nach seinem Verständnis zur volkstümlich-niederdeutschen Dichtung gehört oder zum Vergleich mit ihr geeignet ist: Er liefert - als Kern sozusagen - Reime, Rätsel und Döntjes, die er in seiner lauenburgischen Heimat aufgelesen hat. Sodann bietet er eigene, sich mehr oder minder an die Volksüberlieferung anlehrende Gedichte, leiht sich ein Motto aus Schmelzkopfs 'Immen', paraphrasiert Stellen aus dem allseits beliebten 'Reinke de Vos', druckt Mundartgedichte aus der Schweiz, zieht in hochdeutscher Übertragung volkspoetische Traditionen der Kalmücken und Tartaren ans Licht usw. Und nicht zuletzt weiß sich Diermissen in seinem "Woord vörut" theoretisch zu äußern: "De nieen sassischen Leeder, de hier vörlegt ward, söllt besunners wiesen, wo de sassische Spraek sick noch vullkamen to ene utergewönliche Utdrucks-wies egent. Smelzkop hett mit sienen 'Immen' all en gooden Anfang makt, un so ward man hier ut veelen seen können, (...) wo leevmodig sick ook mit sassischen Worden schriewen ledt. - Meistens heft se de Meenung, de Buer edder de geringen Lüed mössen sassisch in de Böker snacken un dütt bewiest ook de Schriften von Bornemann, Joh. H. Voß, dat utgeteekente Book von Lyra u.a. m. (...) Zipp is de Spraek nich, aber weekhartig kann se sien. - De Poar schwizer un dütschen Gedicht (...) ward, denk ick, keen unwillkamene Togav sien" (VI).

51 (J. DIERMISSEN), *De Lüttje Strohoot*, Kiel 1847. Der Band erschien anonym; sein Verfasser ist der am 3.8.1823 in Lauenburg/Elbe geborene Volkskundler Diermissen; in Anspielung auf den einst im Lauenburgischen ansässigen Volksstamm der Polaben zeichnet er sein "Woord vörut" mit: "En Polaw." - Ich hoffe, demnächst mehr über Buch und Autor sagen zu können.

52 Etwa bei R. ECKART, *Handbuch zur Geschichte der plattdeutschen Literatur*, Bremen 1911, S.281; W. SEELMANN, *Die plattdeutsche Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Biobibliographische Zusammenstellung*, Nd.Jb. 22 (1896) 49-130, hier S.69 (Neudruck: Leer 1979).

Eine intensivere Beschäftigung mit diesem Buch wird folgen müssen. Schon jetzt ist aber klar, daß Diermissen den Versuch macht, die Vorstellung von den spezifischen Ausdrucksqualitäten des Niederdeutschen auf Bereiche auszudehnen, die mit Vokabeln wie "leevmodig" und "weekhartig" zu umschreiben sind. Und er tut das in dem Bewußtsein, daß die vorhergehenden Poeten oft die derberen, die komischen Aspekte in den Vordergrund gerückt hatten. Ist das also ein Programm, das - zusätzlich zu allen sonstigen Vorbereitungen für Groths Auftreten - nun auch noch die Grothsche Weichheit und Gefühligkeit vorwegnimmt?

4.1. So viel, mindestens, müßte nach unserem Gang durch die vor-Grothsche Szenerie einleuchten: Die Überzeugung Groths und seiner Nachbeter, Wissenschaftler oder nicht, er sei von verständnislosen Feinden des Niederdeutschen umgeben gewesen, als er die neuniederdeutsche Dichtung quasi aus der Taufe hob, ist absolut nichtig. Bestenfalls handelt es sich dabei um eine eklatante Selbsttäuschung. Historisch richtig ist das genaue Gegenteil. Statt Widerstand hat es für die Versuche, niederdeutsch zu schreiben, stets nur Zustimmung gegeben, vor und in Groths Zeit. Und nichts am 'Quickborn' war so überwältigend neu, daß man nicht hätte sagen dürfen, Ähnliches sei schon da gewesen.

Ob man auf die volkskundlich-regionalistische Grundabsicht schaut, die im Untertitel "Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart" verkündet wird, oder auf die praktische Durchführung in den Balladen und Lyrismen aus bzw. nach Volkes Mund - im Prinzip ist dergleichen auch früher zu finden. Die 'Mundartlichkeit' gar, die man an Groths Dichtersprache anhaltend gerühmt hat, können wohl eher die Provinzialisten oder Lyra für sich in Anspruch nehmen, Groth aber schwerlich. Sein Platt, urteilt Rabeler wider das allgemeine Urteil abwägend, "ist genau so gut eine Literatursprache wie das Plattdeutsch von Voß"; freilich steht es "der mundartlichen Ausdrucksart bedeutend näher"<sup>53</sup>. Überhaupt hat Voß die Stilisierung des Volkes bereits weiter vorgetrieben gehabt als Groth, der seine Gedichte "lauter Ideale" nennt<sup>54</sup>. Den Mann des 18. Jahrhunderts hat man allerdings auch weidlich für diesen vorgeblichen Mangel an Volkstümlichkeit getadelt. Groths lebenslanges Bemühen vollends, seine schöpferischen Leistungen wissenschaftlich zu untermauern, vom Glossar bis zur voll ausgebauten Theorie der Sonderexistenz niederdeutscher Sprache und Literatur, reicht über die bündelnde Wiederholung von Altbekanntem nicht hinaus.

53 RABELER (wie Anm.22) S.168.

54 *Das Leben Klaus Groths von ihm selbst erzählt*. Aus Selbstdarstellungen des Dichters zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen von J. HARTIG, Heide 1979, S.15.

Wohin man auch blickt bei Groth, man wird nicht leicht feststellen, daß er völlig unbegangenes Terrain erobert hätte. So richtig es ist, daß er binnen weniger Jahre ein Werk vorlegte, das in Umfang, Eigenart und Anspruch ohnegleichen war; daß er Sinn und Ziel seines Dichtens gründlicher als andere bedachte und vor aller Augen erläuterte; daß er Schule machte wie niemand zuvor – so unabweisbar richtig ist eben andererseits, daß all das nicht ihm allein gutgeschrieben werden darf. Seine wahrlich epochemachende Leistung ist vielmehr erst voll zu begreifen, wenn man sie für das Ergebnis, die zwingende Folge eines langwierigen Prozesses nimmt. Mit anderen Worten: Groth war nicht mehr, aber auch nicht weniger als der richtige Mann zur richtigen Zeit. Was viele andere über lange Frist in Theorie und Praxis möglich gemacht hatten, das wußte er in bis dahin unerreichter Quantität und Qualität zu realisieren. Und dabei ist, notabene, keineswegs nur oder in erster Linie an Fortsetzung, Ausbau und Vollendung der bis heute unterschätzten Arbeiten eines Voß, Bornemann, Bärman oder Lyra zu denken. Sie und all die anderen waren ja ihrerseits Glieder in der Kette, erste Nutznießer jener großen geistesgeschichtlichen Entwicklungen, die sich weit jenseits der Sphäre des Niederdeutschen angebahnt und durchgesetzt hatten und die auf niederdeutschem Felde bloß mitvollzogen wurden. Die neuniederdeutsche Literatur hatte hier, wo sie entstand, schlicht teil an der allgemeinen Geistesströmung, besser: Sie war deren integrierter Bestandteil. Die Abkoppelung vom allgemeinen Lauf der Dinge erfolgte erst nach Groth, indes nicht ohne sein Zutun. Schuld daran war, daß er die niederdeutsche Literatur endgültig an das Axiom band, daß sie 'volkstümlich' zu sein habe, und daß die Nachfahren dies historisch bedingte Axiom fortan für ewig hielten. Der Schaden, den diese einseitige Ideologie angerichtet hat, ist spürbar bis heute.

4.2. Darf man, muß man Groth mit seinem Werk für den krönenden Abschluß einer Epoche – der biedermeierlichen<sup>55</sup> – ansehen, dann bleibt zu fragen, wieso man ihm derart hartnäckig Pioniercharakter hat beilegen können. Ein Hinweis auf seine ungewöhnliche Begabung und den entsprechend höheren Rang seiner Dichtung, so berechtigt er wäre, würde zur Erklärung nicht genügen. Nicht bei einem Manne, der in so vielem als Erbe und Fortsetzer erscheint. Näher an die Lösung des Problems führt da schon die Beobachtung, daß Groth der niederdeutschen Literatur einen goldenen Mittelweg zwischen den Polen Heimat und Ästhetik gewiesen hat. Weder verstand er sich zu dem literarischen Höhen-

55 Zur Position der Dialektliteratur im Biedermeier F. SENGLE, *Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815 - 1848*, Bd.1, Stuttgart 1971, S.391ff; zum distanzierteren Verhältnis der Realisten zur Dialektliteratur ebd. S.267ff.

flug eines Voß noch begab er sich in die Niederungen der Provinzialität, Beides wäre zu seiner Zeit nicht mehr angebracht gewesen, nicht nach der Entwicklung, die speziell die niederdeutsche Literatur inzwischen genommen hatte, und erst recht nicht nach der geistesgeschichtlich-poetologischen Entwicklung insgesamt.

Genie, Erlebnis, Individualität, Subjektivität, Originalität, Emotionalität, das etwa sind Begriffe, die anzeigen, wie tiefgreifend die Umwälzungen im Bereich der Poetik zwischen dem Ende des 18. und der Mitte des 19. Jahrhunderts gewesen sind. Und wenn Groth abwehrend beteuerte, seine Gedichte sprächen "fast nie Selbsterlebtes in Goethescher Weise aus; man suche weder mich, noch andere in persona darin"<sup>56</sup>, so war das eher eine reservatio, die er dem anderen, älteren Dogma schuldig zu sein glaubte: "Die wahre Poesie ist immer das gemeinsame Werk eines Volkes, niemals das eines einzelnen Menschen", betonte er ganz im Sinne Herders, und er fuhr fort, seine Bücher seien nichts als die Darstellung des Dithmarscher Volkes<sup>57</sup>. In Wahrheit enthalten vor allem seine Gedichte viel persönliches Erleben; mindestens sind sie durch sein Denken und Fühlen gefärbt und insoweit individuell. Just das verleiht ihnen jenen Hauch von Modernität, der die Zeitgenossen begeisterte und Spätere in der Überzeugung bestärkte, dies sei nun der eine, immerwährende Typus niederdeutscher Lyrik.

Die Schlacken der Zeit, die an seinem Werk haften, wurden gern übersehen. So individuell, so originell, so frei in der schöpferischen Entfaltung seines Ichs war Groth ja wieder nicht. Nicht allein blieb er der überkommenen Volkstumsideologie verpflichtet; er war auch abhängig von Mustern. Nur hatte er das Gespür, sich neben dem lehrhaften und erbaulich-idyllischen Hebel ein Vorbild zu wählen, das Einklang mit allem verbürgte: Robert Burns. Dessen Werk erfüllte einerseits die alte Sehnsucht nach der 'Volkspoesie'. Andererseits entsprach es, obwohl so jung nicht mehr, dem Zeitgeschmack um die Jahrhundertmitte voll und ganz. Es wurde sogar länger noch als gleichbleibend modern empfunden.

5.1. Von allen englischen Dichtern, die seit der Romantik auf die deutsche Literatur eingewirkt haben, war dem Schotten Burns (1759 - 1796) gewiß nicht der fruchtbarste und nachhaltigste, wohl aber der am längsten andauernde Einfluß beschieden<sup>58</sup>. Zunächst freilich, am Ende des 18. und im ersten Quartal des 19.

56 Wie Anm.54.

57 Ebd. S.16.

58 Zur Rezeptionsgeschichte etwa H. HECHT, *The Reception of Burns in German Literature. I: Weimar and Berlin*, *Burns Chronicle* 14 (1939) 52-60; KUPPER (wie Anm.3) S.9-48; L.M. PRICE, *Die Aufnahme englischer Literatur in Deutschland 1500 - 1960*, Bern München 1961, S.316-317.



Jahrhunderts, war man auf die Beschäftigung mit seinem Werk noch nicht sehr begierig gewesen. Das änderte sich in den dreißiger und vierziger Jahren von Grund auf. Dazu hat, angeregt von seinem Freunde Carlyle, Goethe wesentlich beigetragen. Er schrieb ja nicht nur: "Mehr jedoch als unser Freund (Carlyle, C.S.) vermuten mochte, war uns Robert Burns bekannt; das allerliebste Gedicht John Barley-Corn war anonym zu uns gekommen, und, verdienterweise geschätzt, veranlaßte solches manche Versuche, unsrer Sprache es anzueignen", oder: "Und wie wir den Deutschen zu ihrem Schiller Glück wünschen, so wollen wir in eben diesem Sinne auch die Schottländer segnen. Haben diese jedoch unserem Freunde so viel Aufmerksamkeit und Teilnahme erwiesen, so wär es billig, daß wir auf gleiche Weise ihren Burns bei uns einführen"<sup>59</sup>, sondern er sorgte selbst für Übersetzungen, befürwortete Nachdrucke des Originals usw. In der ausgehenden Biedermeierzeit genoß deshalb Burns bereits hohes Ansehen in Deutschland<sup>60</sup>. Diesen Ruf verdankte er erstens seiner Liebes-, Natur- und Regionallyrik, seiner 'volkspoetischen' Seite insgesamt also, zweitens dann seinen sozialkritischen Versen, die den demokratischen Bewegungen vor 1848 Stoff und Muster zu liefern vermochten.

Die Begeisterung für Burns, für den Mann mit einer mannigfaltig gebrochenen Lebensgeschichte wie für den ebenso zwiegesichtigen Autor, hielt weiterhin an, ja, sie steigerte sich noch. Als z.B. Fontane 1889 für eine Umfrage eine Liste der Bücher aufstellte, die ihm besonders wichtig waren, da merkte er zu Percys 'Reliques' und Scotts 'Minstrelsy' an: "übten unter allem den größten Einfluß auf mich", und nannte unmittelbar danach die Gedichte von Burns sowie Byron, Tennyson und noch einmal Walter Scott<sup>61</sup>. Die Namen belegen, in welcher Tradition Fontane seinen Burns stehen sah: im Kontext der von Herders Zeiten heraufreichenden Rezeption englisch-schottischer 'Volkspoesie'. Genau in diesem Sinne - einseitig als den naturwüchsigen Volksdichter, den "heaven-taught ploughman" - hat schließlich das geistige Deutschland Burns zu seinem hundertsten Todestag 1896 gleichsam abgefeiert. Der Ruhm des zuletzt nur mehr als Lichtgestalt, als Mythos gepriesenen Mannes war jetzt endgültig verblaßt. Nach rund einem Jahrhundert gläubiger Verehrung und Aneignung geriet Burns bei den Literaten in Vergessenheit. Nur die Wissenschaft hat seither Mühe, den Autor und sein

59 GOETHE (wie Anm.38) Bd.14, S.941f., 946. Weitere Äußerungen Goethes in den Werken unter Anm.58.

60 Vgl. SENGLE (wie Anm.55) Bd.2, Stuttgart 1972, Fußnote S.482.

61 Th. FONTANE, *Aufsätze zur Literatur*, hrg. u. mit einem Nachwort v. K. SCHREINERT, München 1963, S.498.

Oeuvre von den angewucherten Ranken verfälschender Glorifizierung zu befreien<sup>62</sup>.

5.2. Die Einäugigkeit, mit der man Burns zu betrachten pflegte, übrigens schon in seiner Heimat, kam niemandem mehr zu-statten als den Freunden von Dialekt und Dialektliteratur. Ihnen muß das Bekanntwerden mit dem Schotten geradezu wie ein Wink des Himmels erschienen sein. Was immer sie gesucht haben mochten, er hatte es - und zwar in Vollendung. Er stammte aus dem Land, das seit Macphersons 'Ossian' immer neue Impulse für die Ideen von Volk, Volkstum usw. geliefert hatte. Und er verstand sich rundheraus als Glied in der Kette dieser Tradition. Das trug seinem Dichten die Weihe des Geschichtlichen und sogar Vorgeschichtlich-Ursprünglichen ein, schuf ein Bewußtsein von Regionalität, das bis zum regionalen Patriotismus reicht, führte ihn dazu, Land und Leute seiner Umgebung zu schildern. Daß dies von Geburt an eine ländlich-kleinbürgerliche Welt war und über weite Strecken seines Lebens blieb, daß er sich dazu mit erklecklichem Bauernstolz bekannte, paßte ins Bild. Nicht minder fügte sich in diesen Rahmen das enge, kreatürliche Verhältnis zur Natur, die Lust an möglichst feucht-fröhlicher Geselligkeit, der Hang zu derbem Humor. Über allem aber schwebte, einem Heiligenschein gleich, das Wissen, daß dieser Mann im Dialekt geschrieben hatte, und auch das mit nachdrücklichem Stolz. Burns erfüllte also sämtliche Bedingungen, die nach der Volkstumsideologie an einen Mundartautor zu stellen waren.

Das war jedoch nicht alles. Zum absoluten Vorbild machte ihn vielmehr erst die Tatsache, daß er diese Bedingungen auf eine Weise erfüllte, die den Literaten der Jahrhundertmitte nichts zu wünschen übrig ließ. Er war der Autor, der dem geistes- und literarhistorischen status quo vollauf gerecht wurde. In der Anschauung des Volkes bot er just das Maß an Konkretheit und Anteilnahme, das den Eindruck vollkommener 'Echtheit' vermitteln konnte. Auf Stilisierung verzichtete er dennoch nicht. Unverkennbar ist ebenso eine gewisse Individualität und Subjektivität, ist die Präsenz des Dichter-Ichs. Die Distanz dessen, der von oben nach unten blickt, geht aber mitnichten ganz verloren. Auch Burns' Kunst war, wie Friedrich Sengle einmal geschrieben hat, "etwas für die Feinschmecker, nicht für das Volk."<sup>63</sup> So eng er sich an das sangbare Volkslied anlehnte, so formstreng und ästhetisch kalkuliert ist das Ergebnis. Heute mag man all das für Einschränkungen der Natürlichkeit und Volksnähe anse-

62 Vgl. R. REITEMEIER, *Geschichte der englisch-schottischen Burns-Kritik 1786 - 1955 (Die Entstehung eines Mythos)*, Diss. Göttingen 1957; DERS., *Das Bild Robert Burns': Tradition und Wandel*, Die neueren Sprachen NF 9 (1960) 313-329.

63 SENGLÉ (wie Anm.55) Bd.1, S.391.

hen, die Zeitgenossen waren entgegengesetzter Auffassung. Fontane hat sie, alles zusammennehmend, in denkwürdige Worte gekleidet: "Die Schotten (...) sind ein Volk des Gesanges und haben den Ton des Liedes in einer Weise getroffen wie kaum ein anderes Volk. Alle die Züge, die unsere deutsche Lyrik so vorteilhaft charakterisieren, finden sich auch bei ihnen: Kürze, Knappheit des Ausdrucks, der Zauber des Halbdunkels, Simplizität und Wohlklang, Tiefe der Empfindung, natürliche Grazie und Schelmerei. Es braucht nur den Robert Burns zu lesen (den man durchaus als eine Inkarnation der schottischen Volksdichtung betrachten darf), um alle diese Züge beieinander zu finden."<sup>64</sup>

Der so autoritativ 'heimgeholte' und vor den deutschen Lyrikern auf den Sockel gestellte Burns mußte den probierenden Dialektpoeten schlechterdings zum Beispiel werden. Sie waren ja die letzten, denen die Unvollständigkeit und zeitgemäß tendenziöse Einseitigkeit des Burns-Bildes hätte aufgehen müssen oder können. Das geistige Deutschland verherrlichte in dem großen Schotten den reinen 'Volksdichter', der wie der Vogel singt, frei und natürlich und schön - wie hätten ausgerechnet sie merken, warum sich dafür interessieren sollen, daß hinter der Fassade Risse und Sprünge klafften? Den klassizistischen Dichter, den anti-kirchlichen Satiriker, den Erotiker, den sozialrevolutionären Rebellen, der zum "Vorboden der Emanzipationsbewegung der unterdrückten Schichten" in England wurde und damit zum Idol der englischen Arbeiterliteratur<sup>65</sup> - nichts sahen sie, die Groth, Corrodi usw. Den Mann Burns gar mit seinen vielen Liebschaften und seiner Trinkerfreude, den dürften sie in ihrer Vorstellung vom Naturburschen anstandslos mit untergebracht haben. Anders denn als volkspoetischen Sänger konnten und wollten sie ihn nicht begreifen, denn das hätte ihre Ideologie gestört, d. h. auch: ein Nachdenken über die Frage verlangt, wie berechtigt die Burns-Nachahmung denn sei. So aber waren sie eins mit sich und der Welt. Sie übersetzten ihn, heimsten Beifall dafür ein und fühlten sich dadurch wiederum bestärkt in ihrem Tun. Da der ideologische Zirkel zwischen Produktion und Rezeption geschlossen war, genügte zur Begründung das eine Wort: Burns sei der 'Volksdichter' par excellence.

5.3. Bis an die Jahrhundertwende hatten die niederdeutsch schreibenden Burns-Bewunderer, -Nachahmer und -Übersetzer auch allen Anlaß, ihrer Sache sicher zu sein. Zum einen durften sie sich durch das geistig-literarische Klima in Deutschland gestützt und bestärkt fühlen. Das nicht einfach, weil die allgemeine, idea-

64 FONTANE (wie Anm.61) S.371.

65 Ph.M. ASHRAF, *Englische Arbeiterliteratur vom 18. Jahrhundert bis zum ersten Weltkrieg. Entwicklungstendenzen im Überblick*, Berlin Weimar 1980, S.200ff.

lisierende Vorliebe für den Schotten bis in diese Zeit fort dauerte. Vielmehr beruht dies Phänomen seinerseits auf prinzipielleren Tatbeständen, die mit der Gesamtsituation der deutschen Literatur und der ihr zugrundeliegenden Poetik zu tun haben. Die Lyrik, eine der Hauptgattungen des Biedermeier, hatte um die Jahrhundertmitte noch einen Neuerungsschub dadurch bekommen, daß die alte Nachbarschaft zur Didaktik aufgelöst wurde. Die Herausbildung einer modernen Lyrik war aber dann gebremst worden, weil es die Realisten vorzugsweise zur Prosa drängte. Obendrein erwies sich speziell das romantische Lyrikkonzept als besonders widerstandsfähig gegen jede Art von Wandel. Die Vorstellung von der Volkspoesie, die zugleich Urpoesie, Universalpoesie, 'wahre Poesie' ist, mußte ja von Natur aus gegen Neuerungen resistent sein. Die heftige Reaktion der Heimatkunstabewegung auf den naturalistischen Ansatz - der sich im übrigen gutenteils auf das Drama bezog - zeigt das zur Genüge. Mit anderen Worten: Was die Lyrik, ihre Geltung und ihren Fortschritt anlangt, waren die modernistischen Bestrebungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weder zahlreich noch durchschlagend. Und besonders die konservative Richtung, der die Mundartdichter samt ihrem Burns-Eifer von Haus aus zugehören, blieb in ihrem Kern ungebrochen.

Den Dialektschreibern gab zum anderen die inner-niederdeutsche Entwicklung Rückhalt. Das Bemühen um Pflege und Förderung des Niederdeutschen hatte sich stetig gesteigert. In den achtziger und neunziger Jahren hatte es sogar organisatorisch festere Formen gewonnen. Es hatte sich damit, nicht zuletzt im Selbstverständnis der Beteiligten, zur regelrechten Bewegung ausgewachsen - mit allen Kennzeichen einer solchen. Der sowohl ideologischen als auch organisatorischen Geschlossenheit nach innen folgte, wo nicht längst vorhanden, die Abkapselung von der Außenwelt auf dem Fuße. Einengung der literarischen Möglichkeiten des Niederdeutschen auf das 'Volkstümliche' und Abtrennung der niederdeutschen Kultur von der zunehmend als feindlich betrachteten hochdeutschen bedingten einander. Noch indes hielt das Band der Gemeinsamkeit. Die Heimatkunstidee und die beiderseits unbeschwerte Vergötterung des 'Volksdichters' Burns dokumentieren das.

6.1. Am Anfang unseres Jahrhunderts sah die Szenerie dann endgültig anders aus. Hatten die niederdeutschen Lyriker schon die naturalistischen Impulse kaum genutzt, sie stattdessen direkt konterkariert, so wußten sie - bis auf wenige - Neuromantik, Im- und Expressionismus erst recht nicht mitzuvollziehen<sup>66</sup>. Die nie-

66 Vgl. aber z.B. W. RABELER, *Plattdeutsche Literaturströmungen im Beginn des 20. Jahrhunderts*, Nd.Jb. 91 (1968) 153-162; C. SCHUPPENHAUER, *Hermann Claudius. Auf der Höhe der Zeit - seinerzeit*, in: DERS., *Platt-*

derdeutsche Bewegung lag gerade im Dornröschenschlaf. Die Stimulanzien aber, die sie daraus wieder erweckten, waren nicht dazu angetan, progressiv zu wirken. Da war zunächst die patriotische Aufwallung bei Kriegsausbruch, die für die 'Niederdeutschen', als Vertreter des 'Volks', zugleich die Hoffnung auf ein Stück Gleichberechtigung und auf staatsbürgerliche Teilhabe in der Zukunft symbolisierte<sup>67</sup>. Und da war die Aufbruchsstimmung nach der Niederlage, die ihre Kraft entschieden aus der Rückbesinnung auf die vermeintlich unbelasteten, weil ewigen Werte von Heimat und Volkstum bezog<sup>68</sup>.

Unter dem Eindruck dieser deutlich rückschrittlichen Antriebschübe weitete sich nun zu einer wahren Volksbewegung, was einst einzelne an verschiedenen Orten und mit je eigenen Zielen begonnen hatten<sup>69</sup>. Diese Bewegung erfaßte nicht nur allmählich den ganzen niederdeutschen Raum, sie erhielt auch eine organisatorisch wie ideologisch straffe Struktur. Das heißt nicht, daß Personen und Institutionen nicht erbittert miteinander konkurriert

---

*deutsche Klassiker 1850 - 1950. Wege zur niederdeutschen Literatur* (Schriften des Instituts für niederdeutsche Sprache, Reihe Dokumentation 7), Leer 1982, S.126-147; DERS., (wie Anm.12).

- 67 Diese Gefühlsmischung war in der niederdeutschen Bewegung weit verbreitet; hier sei auf nur zwei Belege verwiesen, einen poetischen und einen theoretischen: H. CLAUDIUS, *Hörst du nicht den Eisenschritt. Zeitgedichte*, Hamburg 1914, S.38-40 ('De Nieter', 'De Barg'); J. BÜDEWADT, *Weltkrieg und Niederdeutschum. Kulturpolitische Betrachtungen* (Plattdütsche Volksböcker, 5), Garding 1915.
- 68 In allen einschlägigen Zeitschriften finden sich sofort nach Kriegsende trotzig ermunternde Aufrufe wie dieser: "Bei den schweren Aufgaben, die uns die kommende Friedenszeit zu lösen gibt, wird ein großer Teil unserer Bevölkerung die Kraft zu neuer Arbeit aus der Heimat schöpfen wollen. In unserem bodenständigen Volkstum liegen ja letzten Endes die Quellen unserer schaffenden und aufbauenden Kraft. Pflege des niederdeutschen Volkstums, so umfassend und tief wie nur möglich, ist somit eine sich von selbst ergebende Forderung. Daß wir unsere Jugend mehr als bisher mit niederdeutschem Geiste durchtränken müssen, ist eine in der letzten Zeit mehrfach erhobene Forderung" (D. STEILEN, *Die Quickbornarbeit nach dem Kriege*, Mitteilungen aus dem Quickborn 12 (1918/19) 40-41, hier S.41).
- 69 Solange die Geschichte der niederdeutschen Bewegung nicht geschrieben ist - im *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft* (wie Anm.2) fehlt leider jeder Ansatz dazu - wird man Fakten und Zusammenhänge wenigstens zur Geschichte der Institutionen suchen müssen bei K. SEEMANN, *Ut de Geschichte von'n 'Allgemeinen Plattdütschen Verband'*, Niedersachsen 27 (1921/22) 428-431; R. DOHSE, *Gefahr im Verzuge! Ein Wort zur Erhaltung des Plattdütschen. Der heutige Stand der niederdeutschen Dichtung. Moderne Bestrebungen zur Pflege der niederdeutschen Sprache und Literatur* (Von deutscher Sprache und Art, 2), Leipzig 1911; K. GASSEN, *Die Niederdeutsche Bewegung der Gegenwart. Pflege plattdütscher Sprache und Literatur durch Bibliotheken, Institute, Vereine und Bühnen des niederdeutschen Sprachgebiets* (Aus den Schätzen der Universitäts-Bibliothek zu Greifswald, 8), Greifswald 1933; O. CARLSSON - H. RIEPENHAUSEN, *Der Niederdeutsche Rat*, Mitteilungen des Vereins für Niedersächsisches Volkstum e.V. Bremen 35 (1960) H.65, S.12-17.

hätten oder daß sie über den einzuschlagenden Weg nicht uneins gewesen wären. Man hatte aber eine einigende Idee, und man arbeitete zusammen, über Entfernungen und Querelen hinweg. Auch widmeten nicht wenige führende Vertreter der Heimatbewegung einen erheblichen Teil ihrer Zeit und Kraft dem Streben für Mundart und Volkstum. Es ist deshalb nicht übertrieben, wenn man von mindestens halbprofessioneller Tätigkeit spricht. Noch dazu spielte sich all das in relativ hochgradiger Spezialisierung und Arbeitsteilung ab, in Sparten wie Literatur, Theater, Kirche, Wissenschaft, Vereins- und Verbandswesen, deren jede über eigene Gremien, Tagungen, Publikationsorgane etc. verfügte.

Alles in allem ergab das schon nach kurzer Frist eine besondere Kulturlandschaft. Eine niederdeutsche Neben- oder Subkultur hatte sich neben der Nationalkultur etabliert. Je dynamischer sich diese eigenständige niederdeutsche Szenerie entwickelte, desto dringender wurde es, ihren Sinn, ihren Stellenwert und ihr Ziel klarzulegen - wie umgekehrt auch gilt, daß erst die dynamische Entwicklung die Möglichkeit für eine standortbestimmende Diskussion eröffnete. Das geistig-literarische Klima, in Deutschland wie rundherum in Europa, hatte sich doch grundlegend gewandelt. Da bedurfte es bei den Vorkämpfern für den Heimatgedanken und für eine niederdeutsch-volkstümliche Kultur schon des Bewußtseins eigener Kraft, wollten sie gegen die modernen Tendenzen etwas ausrichten. Denn so, als eine anti-zivilisatorische Wende, begriffen sie mittlerweile ihr Tun.

Die wichtigsten Anhaltspunkte für die Definition der Ziele, die der niederdeutschen Bewegung gesteckt sein sollten, bot - wie auch anders - die Geschichte. Also kreisten die Erörterungen ständig um die Fragen: Wie und warum hat das alles angefangen? Was hat Klaus Groth, der Begründer der niederdeutschen Literatur und ihr unübertroffener Meister, gedichtet und gedacht? Welche Richtung hat das Geschehen nach ihm genommen, innerwie außerhalb des niederdeutschen Bereichs? Bis zu welchem Grade kann und darf man sich auf die moderne Welt einlassen? An der Rolle des Schotten Robert Burns konnte man dabei schlechterdings nicht vorbeigehen. Daß er den Vorläufern im 19. Jahrhundert als exemplarisches Muster gedient hatte, wußte man; daß er den hochdeutschen Literaten seit längerem nichts mehr bedeutete, konnte man nicht übersehen. Wofern man also an der Verehrung für ihn und an der Nachahmung seiner Dichtungen festhalten wollte, war Stillschweigen nicht mehr angebracht.

6.2. Unter den Propagandisten niederdeutscher Sprache, Literatur und Kultur im 20. Jahrhundert gibt es nach meinem Wissen zwei, die sich lebenslang nicht genug tun konnten, ihren Mitstreitern Robert Burns als leuchtendes Vorbild vor Augen zu halten: den Paderborner Gymnasiallehrer Ferdinand Wippermann, geboren am 19.8.1876, und den Bremer Oberschulrat Dr. Gustav Dehning, geboren am 22.6.1882.

Wippermann kam es vor allem darauf an, die Bedeutung Hebels und Burns' für Entstehung und Fortentwicklung der neuniederdeutschen Literatur zu betonen. Schon 1910 schreibt er: "Kein Geringerer als Klaus Groth hat sich an Hebels wie an den Liedern des verwandten schottischen Dialektdichters Burns früh berauscht", und wenige Sätze danach spricht er von der "genialen Kraft, mit welcher der Quickborndichter Burnssche Liedchen zu herrlichen, echt plattdeutschen Besitztümern neugeschaffen hat."<sup>70</sup> Damit ist der Grundtenor angesprochen. Der historische Befund wird von vornherein einseitig und ideologisch befrachtet vorgetragen: Groth ist der unvergleichliche Gründervater der niederdeutschen Dichtung, Burns allein der Sänger mundartlicher Lieder, beide sind so nah verwandt, daß die Texte des Fremden ohne weiteres zu spezifisch plattdeutschem Eigentum umgemünzt werden können. Anderthalb Jahrzehnte später, wiederum im Zusammenhang mit Hebel, begnügt sich Wippermann mit einem relativ sachlichen Fingerzeig: "Nau en annerer Mann, dei up Platt dichtet hiät, hiät ne graute Bedüitunk für de plattdütsken Dichters hatt, nit tom weingsten för Klaus Groth - dat is dei Schottlänner Robert Burns, dei hiät sau wunnerwackere Leiekes up schottsk Platt maket."<sup>71</sup> Immerhin fällt auf, wie unbeschwert hier Burns' sprachliches Medium als "Platt" bezeichnet und so dem Niederdeutschen gleichgestellt wird.

Wie kurz von daher der Weg war in die Volks- und Schrifttumsideologie des Dritten Reiches, wie konsequent aber auch, ihn zu gehen, und zwar besten Wissens und Gewissens - das offenbart unzweideutig ein Zeitungsartikel von 1939. Unter der Überschrift "Ein Schotte war der Erwecker niederdeutscher Dichtung" hält Wippermann da bündig fest: "Zwei nichtniederdeutsche Dichter haben an der Wiege des neuplattdeutschen Schrifttums gestanden: der Oberdeutsche Hebel und der Schottländer Burns (...). Auf den 'Alemannischen Gedichten' fußt nicht nur die oberdeutsche, sondern die ganze deutsche Dichtung in der Volkssprache. Kaum geringer - wenigstens für den Bereich des blutsverwandten Niederdeutschen - ist die Bedeutung des schottischen Sängers. Klaus Groth hat sein Leben lang eine warme Verehrung für den großen schottischen Naturdichter gehegt (...). Doch ist der Dithmarscher nicht der erste, der unter dem Eindruck der quellfrischen, volks- und erdnahen Burnsschen Lyrik stand." Und weiter: "In der Tat verdankt der plattdeutsche Klassiker (Groth, C. S.) dem Schotten außerordentlich viel. Doch hat er

70 F. WIPPERMANN, *Einiges von Hebel und der plattdeutschen Literatur*. Zu Hebels 150. Geburtstag (10. (11.) Mai 1910), *Niedersachsen* 15 (1909/10) 311-312.

71 F. WIPPERMANN, *Johann Peter Hebel un dei p(1)attdütsken Dichters*. *Tau Hebel seynen 100. Stirwedage* (22. September), *De Eekboom* 44 (1926) 194-196.

diese (sic, C. S.) fast immer in Gehalt und Gestalt zu echt niederdeutschen Gebilden gewandelt."<sup>72</sup>

Burns' Anteil an der 'Erweckung' der deutschen, besonders der niederdeutschen Dialektlyrik wird also global, jedoch nicht unzutreffend charakterisiert. Dabei legt Wippermann dem Schotten und seinem Werk genau die Attribute bei, die man seit eh und je für die Kennzeichnung niederdeutscher Dichter und Dichtungen gebraucht hat, bis in die Fachwissenschaft der Gegenwart hinein<sup>73</sup>. Das Recht dazu wächst ihm ganz selbstverständlich aus der tradierten Volkstümlichkeitsideologie zu. Vor ihr und durch sie wird gleich, was verschieden ist: Die sprachliche und literarische Mehrgesichtigkeit sowohl Burns' als auch der niederdeutschen Lyrik wird kurzerhand übergangen, d. h. normativ verdrängt. Zusätzlich stützt sich Wippermann auf die Vorstellung, daß Schotten und 'Niederdeutsche' verwandt seien. Auch diese Vorstellung stammt aus dem 19. Jahrhundert, doch wird sie hier zeitgemäß zugespitzt. Erstens nämlich zeugt das Fortschreiten vom bloßen "verwandt" im Jahre 1910 zum "blutsverwandt" im Jahre 1939 für die Anpassung an nationalsozialistisches Gedankengut. Zweitens führt die Behauptung einer engeren Blutsbindung zwischen Schotten und 'Niederdeutschen' merklich zur Ausgrenzung des oberdeutsch-hochdeutschen Bereichs. Die ideologische Trennung von Niederdeutsch und Hochdeutsch ist nunmehr endgültig vollzogen.

Der Vollständigkeit wegen erwähne ich noch, daß Wippermann 1960 erneut auf sein Lieblingsthema zurückgekommen ist, teils wort- und überall inhaltsgleich mit seinen früheren Veröffentlichungen. Da er sich jetzt mehr auf Hebel konzentrierte, wiederholte er zu Burns allein die Sätze, die dessen Einfluß auf Groth ziemlich sachgerecht umreißen<sup>74</sup>. Bezeichnend bleibt freilich, daß er seine Grundüberzeugungen im Laufe eines halben Jahrhunderts um nichts geändert hat, nicht hat ändern müssen. Die niederdeutsche Bewegung war, was ihre Hauptrichtung angeht, ins Niemandsland abgedriftet. Sie wollte mit den sozialen, politischen, ökonomischen und kulturellen Entwicklungen in Deutschland nichts zu tun haben - es sei denn, diese Entwicklungen stimmten mit ihrer eigenen Tendenz so nahtlos überein, wie das im Dritten Reich der Fall war.

Eine ähnliche gedankliche Kontinuität läßt sich am Beispiel Gustav Dehnings nachweisen. Anders als Wippermann hat er kein Repertoirethema, das Burns automatisch einschließt. Er kommt auf

72 F. WIPPERMANN, *Ein Schotte war der Erwecker niederdeutscher Dichtkunst*, Kölnische Volkszeitung v. 28.1.1939; zitiert nach dem Abdruck in: *Niederdeutsche Welt* 14 (1939) 211.

73 Vgl. C. SCHUPPENHAUER, *Niederdeutsche Literatur - Versuch einer Definition*, NdW 12 (1972) 16-34; DERS. (wie Anm.12).

74 F. WIPPERMANN, *Johann Peter Hebel und die plattdeutsche Dichtung*, Mitteilungen aus dem Quickborn 50 (1960) 19-21. - Es handelt sich hier im wesentlichen um eine Kompilation aus den in Anm. 70-72 aufgeführten Artikeln.



Burns und Verwandtes bei verschiedenen Gelegenheiten zu sprechen. So stößt man in einem Aufsatz von 1923, betitelt "Die niederdeutsche Ballade", etwa auf folgende interessante Aussagen: "(...) sind wir, seitdem die großen schottischen und englischen Vorbilder ihren Eroberungszug antraten, zu der engeren Umgrenzung gelangt, daß Volkstümlichkeit und Gegenständlichkeit, strophische Gliederung (wie sie sich aus der Sangbarkeit ergab), knapper, dramatisch drängender Rhythmus, Naturschilderungen mit vorwiegend düsteren Farben, Hineinklingen höherer Gewalten und meist ein tragischer, aber nie ins klare Licht des Erkennens gerückter Ausgang die Hauptkennzeichen der Balladendichtung sein müssen"; und: "So verwandt wie die melancholische Grundstimmung der schottisch-nordischen Gebirgsklüfte und Seeküsten, der Heiden und Moore der unsrigen ist, (...)"; und: "(...) aus der gleichen norddeutschen Erdgeborenheit und Erdschwere erklärt sich (...)".<sup>75</sup>

Der Name Burns fällt nicht, und dennoch wird ihn jeder Kenner der Materie sofort mitdenken. Wer die deutsche, besonders die niederdeutsche Ballade aus der englisch-schottischen Balladenpoesie herleitet und in der Fußnote eigens Macpherson und Percy nennt; wer raunend stammespsychologische Fäden zwischen schottischem, nordischem und niederdeutschem Volk spinnt; wer schließlich aus der angenommenen gemeinsamen Wesensart gemeinsame poetologische Anschauungen fließen sieht - der wird seinen Gesinnungsfreunden bei erstbestener Gelegenheit auch Robert Burns als Muster anpreisen. Das geschieht sechs Jahre später, als Dehning einen Gedenkartikel für den eben verstorbenen August Iwersen mit den Worten ausklingen läßt: "Wir wollen diesen kurzen Gruß an den Toten mit seiner wundervollen Übersetzung des bekannten Liedes des schottischen Volksdichters Robert Burns schließen, um seine große Gabe auch auf diesem Gebiet - vor allem aber auch um zu erweisen, welche dankbaren Aufgaben hier unseren plattdeutschen Dichtern überhaupt noch zu lösen gegeben sind."<sup>76</sup>

Ein weiteres Mal verrät Dehning seine Belesenheit in Sachen Burns und seine schrankenlose Bewunderung für den 'Volksdichter' aus Schottland in einer kleinen, aber für die Situation charakteristischen Zeitschriftennotiz. Die niederdeutsche Bewegung, die unter anderem ja auch Traditionen der Jugendbewegung fortführte, hat sich gern des Tischgebets von Burns bedient, das - in der niederdeutschen Übertragung von Karl Eggers - folgendermaßen lautet: "De Een hett Hunger un keen Brot, / De Anner

75 G. DEHNING, *Die niederdeutsche Ballade*, in: *Niedersachsenbuch. Ein Jahrbuch für niederdeutsche Art*, hrg. v. R. HERMES, 7.Jg., Hamburg 1923, S.19-25; Zitate S.22.

76 G. DEHNING, *August Iwersen zum Gedächtnis*, *Die Tide. Niederdeutsche Heimatblätter* 6 (1929) 24.

Brot un mach nich eten. / Wi hebben Hunger, hebben Brot; / Gott! lat den Dank uns nich vergeten,"<sup>77</sup> Als nun 1931 wieder einmal auf diesen Vers aufmerksam gemacht, dabei aber Burns' Name nicht erwähnt wurde<sup>78</sup>, korrigierte Dehning den Irrtum und setzte hinzu: "Diese Übertragung ist so vortrefflich und kommt der Urform an Innigkeit und Wärme so völlig gleich, daß dieser Hinweis dem plattdeutschen Dichter durchaus keinen Abbruch tut." Hingegen empörte er sich über die hochdeutsche Version einer Marie Jacobi mit den Worten: "Sie scheint (...) die Herkunft dieses 'Wandspruches' nicht geahnt zu haben, sie hätte sonst den großen Volksdichter nicht durch die (...) Übertragung verunehren können (...)." <sup>79</sup> Nun ist die Fassung der Marie Jacobi wirklich nicht sonderlich gelungen. Es scheint aber, als habe Dehning eine hochdeutsche Übertragung prinzipiell argwöhnisch betrachtet.

Zu dieser Deutung ist man spätestens geneigt, wenn man liest, was er noch 1964 über Burns und sein Tischgebet vorbringt. Den "groten Volksdichter" der Schotten will er da den Niederdeutschen ans Herz legen, der weniger "hoch oeber de Wulken" schwebt als z. B. Goethe und Schiller. Zu diesem Zweck erzählt er einiges zu dessen Leben und Werk, hebt sein "Genie" sowie seine europaweite Wirkung hervor und endet bei der Feststellung, viele seiner Gedichte seien in andere Sprachen übertragen worden, nur: "Dat mag abers wull keen Spraak geben, de se so fein un so sinnig weddergeben kann as unse plattdütsche Mudderspraak." Den Beweis dafür, meint er, liefere ein Vergleich des Burnsschen Original-Tischgebets mit Eggers' Übertragung. Von der nämlich glaubt er sagen zu dürfen: "Schöner lett sick dat wiß in keen annere Spraak seggen. Uns dücht doch meist, as wenn dat up Plattdütsch noch leefliker klingen dä as up Ingelsch. Ick heff dat ook up Hochdütsch leest; dat mag ick hier garnich hersetten, dat döcht rein garnix." Drum ruft er auch aus: "Robert Burns, de Buerjung ut Schottland, dat grote Dichtergenie, he hett woll verdeent, dat he ook in Nedderdütschland un in unse Harten wiederleben deit!"<sup>80</sup>

77 So in: *Trämsen. Plattdeutsche Dichtungen in mecklenburger Mundart* von Friedrich und Karl EGGERS, hrg. mit sprachlichen Erläuterungen und vollständigem Wörterbuche v. K. NERGER, <sup>2</sup>Breslau 1876, S.27.

78 Vgl. Niedersachsen. Verbunden mit Tide und Schimmelreiter 36 (1931) 558. - Eine ähnliche Notiz in *De Eekboom* 40 (1922) 44. Im übrigen wird die völlige Einbürgerung des Gebets in die niederdeutsche Szenerie durch eine persönliche Reminiszenz bestätigt: In den 'Niederdeutschen Studienwochen', die mein Lehrer Walther Niekerken nach jedem Semester zu veranstalten pflegte, gehörte dieser Spruch zu denen, die bei den gemeinsamen Mahlzeiten ständig rezitiert wurden. Von Burns war dabei nie die Rede.

79 Niedersachsen. Verbunden mit Tide und Schimmelreiter 37 (1932) 231.

80 G. DEHNING, *Ook een groten Volksdichter*, *Kiek in de Welt* 13 (1964) Nr. 143, S.11-13.

Wie Wippermann, so wertet demnach auch Dehning die Nachahmung des Fremden in eine Quasi-Heimholung des eigentlich 'Artgemäßen' um. Der Mythos von der 'Volkstümlichkeit', der ohne Zweifel inzwischen zum Mythos von Volk, Blut und Boden geronnen ist, erlaubt eben jeden geistigen Salto mortale, auch den einer vollkommenen Mißachtung bekannter historischer Zusammenhänge. Wippermann und Dehning wußten nur zu gut, daß die Hinwendung zur Poesie der Schotten und Engländer zunächst eine allgemeindeutsche Angelegenheit gewesen ist - sie selbst hätten vermutlich sogar von einer Angelegenheit der 'Hochdeutschen' gesprochen - und daß die niederdeutschen Dichter des 19. Jahrhunderts diesem Trend nur gefolgt sind. Gerade deshalb markieren ihre Äußerungen über Burns die Position der niederdeutschen Bewegung des 20. Jahrhunderts. In ihnen zeigt sich ja die typische, allein als monomanisch zu bezeichnende Fixierung auf das Niederdeutsche, die uns bei den Liebhabern dieser Sprache allenthalben begegnet.

Diese Vergötzung des Niederdeutschen wird ins Feld geführt, weil und wo der Wert des Heimatidioms bedroht erscheint. Und sie dient der Abwehr jedes Versuchs, die Entwicklung der niederdeutschen Literatur mit der Entwicklung anderer Literaturen, speziell der hochdeutschen, im entferntesten in Verbindung zu bringen. Wer das Niederdeutsche und seine Literatur für zutiefst eigenständige, letztlich einmalige Phänomene hält, muß den Gedanken an einen womöglich prägenden fremden Einfluß weit von sich weisen. Wer sich allerdings nicht scheut, die erdachte Einmaligkeit mit so zwielichtigen Begriffen wie 'Volk', 'Blut' und 'Boden' oder schlicht mit allerlei subjektiven Ideologismen zu umschreiben, der kann selbst das offenkundig Fremde wieder anstandslos in seine Idee vom Niederdeutschen integrieren. Er braucht, wie die Beispiele lehren, nicht lange zu fragen, was es wohl mit Burns' Beliebtheit bei den niederdeutschen Autoren auf sich habe. Für ihn ist das gar kein Problem.

6.3. Das gilt sogar für Personen, von denen man es nicht von vornherein glauben möchte, etwa für Friedrich Schult, den Herausgeber der kleinen Anthologie 'Robert Burns niederdeutsch'<sup>81</sup>. Anders als Wippermann und Dehning gehörte ja Schult der niederdeutschen Bewegung nicht direkt an, weder als Funktionär noch als Literat. Zudem besaß er, der Bibliophile, ausgedehnte literarhistorische Kenntnis. Er wendet sie auch an, zitiert in seinem Vorwort eingangs Goethes Appell, es wäre "billig, daß wir (...) Burns bei uns einführen", und nennt die Übersetzer Kaufmann, Freiligrath, Leuthold sowie Bartsch beim Namen. Trotzdem meint er, Goethes Forderung habe sich "in dem höheren Raume unserer

81 Wie Anm.3. Die Zitate im Text aus dem Vorwort, S.4-6.

Sprache niemals bis aufs letzte erfüllt", denn: "Die Angerufenen (...) blieben fast überall, aus ärmerer Natur, und nicht nur deswegen, weil es dem Hochdeutschen an der kürzend und verdichtend zusammenziehenden Kraft des schottischen Originalen ohnehin gebricht, weit unter dem Anspruche, der hier erhoben war."

Weiter haben selbst die sprachideologischen Auguren der niederdeutschen Bewegung ihre Herabwürdigung und Distanzierung des Hochdeutschen nicht getrieben. So ist es nur ein winziger Schritt zu der Feststellung: "Erst die Niederdeutschen zwischen 1840 und 1870, nach langer Armut mitten wieder in dem neu gewonnenen Erbe stehend, einem älteren Erbe, das nach Laut und Landschaft dem Dichter näher und gerechter war, konnten in dem nah verwandten, reinen Elemente, wenigstens für einen Teil des Werkes, mit ähnlich reinen Kräften auch bestehen" (4). Die Vokabeln 'Blut' und 'Boden' also meidet Schult, nicht aber deren Bedeutung. Auch für ihn ist Burns von Haus aus heimisch im Niederdeutschen. Den literarischen Wert der gesammelten Burns-Übertragungen und deren Relevanz für die niederdeutsche Dichtungsgeschichte veranschlagt er am Ende höher als alle Protagonisten der niederdeutschen Bewegung: "Dieser niederdeutsche Robert Burns, bisher verstreut und nur den Kundigen vertraut, ist neben dem 'Quickborn' und dem 'Vagel Grip' das dritte, immer noch unbekannte, wichtigste niederdeutsche Buch" (6). Burns, der dritte Klassiker der neuniederdeutschen Lyrik - das Fazit mag merkwürdig anmuten, ist jedoch, blickt man auf die Geschichte und die ihr zugrundeliegende Ideologie, keineswegs falsch. Da es im Jahre 1937 formuliert wurde, kennzeichnet es zugleich den Zustand poetologischen Denkens, den die niederdeutsche Bewegung erreicht hatte.

6.4. Zum vielleicht nicht guten, jedoch erhellenden Schluß sei auf eine Wende aufmerksam gemacht, die die Burns-Rezeption auf niederdeutscher Seite neuerdings genommen hat. Daß die Begeisterung für den berühmten Schotten von jeher eine Angelegenheit des geistig-literarischen Konservatismus gewesen ist, leidet nach allem keinen Zweifel, ebensowenig, daß die Dauer dieser Begeisterung bei den 'Niederdeutschen' deren Rückwärtsgewandtheit und ästhetische Selbstbeschränkung spiegelt. Jüngst freilich besinnen sich auch die eher progressiv Gestimmten auf die Gedichte des Schotten: Oswald Andrae überträgt sie, sein Partner bei vielen Veranstaltungen, der Liedermacher Helmut Debus, übersetzt und singt sie. Und zu einer von Debus' Schallplatten merkt nun der alles andere als konservativ gesonnene Klaus Dede an: "Das kleine Werk des schottischen Dichters paßt nahtlos zu all dem übrigen - auch sprachlich. Das ist eine aufregende Entdeckung: Einmal werden die literarischen Qualitäten der plattdeutschen Sprache deutlich, wenn es möglich ist, ein Gedicht von Robert Burns darin adäquat zu übertragen - zum anderen deutet sich hier eine Gemeinsamkeit [an], die übrigens vielerorts in Euro-

pa spürbar wird: Von Schottland über Irland und Wales bis hin zur Bretagne, zum Baskenland, Korsika, zum Elsaß und wo sich all dies ebenfalls regt, was in den Platten von Debus deutlich wird. Chauvinismus? Ganz sicher waren jene chauvinistisch, die zwar stets von der eigenen Heimat sprachen, diejenige aber der Polen und der Juden und der vielen anderen Minderheiten in Europa nicht beachteten und schon gar nicht achteten. Das, was sich heute entwickelt hat, steht - und dies zeigt die Übertragung von Burns - in einer übernationalen Solidarität, wird getragen von dem Bewußtsein, daß nichts was der menschliche Geist geschaffen hat, verloren gehen sollte - und dazu gehören Sprache und Kultur unserer Heimat."<sup>82</sup>

Ginge es hier um ein Gedicht, das die heimatbewegten Autoren konservativer Couleur vergessen hätten zu übertragen, eines der sozialkritischen womöglich - man wäre es leicht zufrieden. Indes: Das Lied mit der Anfangszeile "What can a young lassie, what shall a young lassie" hat bereits Johannes Ehlers 1877 in niederdeutscher Sprache vorgelegt, durchaus ein Poet alten Zuschnitts. Deshalb bleibt es bei dem, was mehrfach gesagt wurde: Wer die Geschichte nicht kennt oder nicht beachtet und statt dessen mit allerlei absolut gesetzten Vorstellungen von 'Volk', 'Heimat', 'Volkstümlichkeit' oder auch 'übernationaler Solidarität' hantiert, der kann alles behaupten und beweisen - auch das genaue Gegenteil von allem.

---

82 dabei. Info-Magazin für die Gemeinde Schortens und das Jeverland (Schortens) Nr.6 (Oktober 1977) S.12.



## UBERLEGUNGEN ZU EINER KARTE DES MITTELNIEDERDEUTSCHEN SPRACHRAUMS

In den Handbüchern zur niederdeutschen Philologie ist zumeist eine Karte des altsächsischen Sprachraums und eine der heutigen niederdeutschen Mundarten enthalten. Eine Karte des Geltungsbereichs des Mittelniederdeutschen, der Sprache, die vom 12. bis zum 17. Jh. in Norddeutschland und darüber hinaus geschrieben und gesprochen wurde, sucht man dagegen vergeblich<sup>1</sup>. Auf der 1983 von Willy Sanders mit dem Titel *Mittelniederdeutscher Dialektraum* vorgelegten Karte fehlen die Gebiete östlich der Oder<sup>2</sup>.

Die Beschreibung des mnd. Sprachareals ist auf die Zeugnisse der hoch- und spätmittelalterlichen Schreibsprachen angewiesen. Diese sind bisher nur ungenügend erforscht. Die anhand schriftlicher Quellen gefundenen Grenzen sind in erster Linie Grenzen geschriebener, nicht gesprochener Sprache. Mit Sanders ist zu betonen, daß für die mnd. Zeit alle Grenzziehungen unsicher sind<sup>3</sup>.

Ein Sprachareal kann mit Hilfe exklusiver oder inklusiver Sprachmerkmale von den Nachbargebieten abgegrenzt werden<sup>4</sup>. Einen Ansatz zur Ausgrenzung des Mnd. aus dem nl./nd./hd. Schreibsprachraum bietet Jan Goossens anhand des Systems der mnd. ê- und ô-Laute: "Dem Mnd. eigentümlich ist das Zustandekommen eines Langvokalsystems mit vier ê- und zwei ô-Lauten. Mit seinem offenen ê<sup>1</sup>, Umlaut von westgerm. â (*kêse*) geht das Mnd. mit dem Hochdeutschen gegen das Niederländische (*kaas*) zusammen, mit seiner Verteilung der aus germ. *ai* entstandenen ê<sup>2</sup> und ê<sup>3</sup> (...) (*stên, klein*) mit dem Niederländischen gegen das Hochdeutsche (*stein, klein*), mit seinem geschlossenen ê<sup>4</sup> aus gemeingerm. ê<sup>2</sup> und eo (*brêf, dêf*) gegen beide (nl. *brief, dief*, hd. *brief, dieb*). Die einheitliche Entwicklung von germ. *au* zu ô teilt das Mnd. - hier wird es als ô<sup>2</sup> bezeichnet - mit dem Niederländischen (*bôm, dôt*) gegen das Hochdeutsche (*baum, tot*).

- 1 Karte 2 (Geltungsbereich der Hansesprache im 14./15. Jahrhundert) in: W. SANDERS, *Sachsensprache, Hansesprache, Plattdeutsch*, Göttingen 1982, zeigt den hansischen Wirtschaftsraum, nicht aber den mnd. Sprachraum.
- 2 W. SANDERS, *Die Sprache der Hanse*, in: *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*, hrg. v. W. BESCH - U. KNOOP - W. PUTSCHKE - H.E. WIEGAND, 2. Halbbd., Berlin New York 1983, S.994.
- 3 SANDERS (wie Anm.2) S.994.
- 4 Zur Begrenzung eines Areals durch exklusive oder inklusive Merkmale vgl. J. GOOSSENS, *Sprache*, in: *Westfälische Geschichte*, hrg. v. W. KOHL, Bd.1: *Von den Anfängen bis zum Ende des alten Reiches*, Düsseldorf 1983, S.55-80, hier S.58.

Mit seinem  $\hat{o}^1$ , das aus germ.  $\hat{o}$  entstanden ist (*blôt*), setzt sich das Mnd. sowohl gegen das Mnl. (*bloet*) wie gegen das Mhd. ab (*bluot*).<sup>5</sup> Somit wären mnd.  $\hat{e}^4$  und  $\hat{o}^1$  exklusive Merkmale des Mittelniederdeutschen. Doch besitzen die Schreibungen <e> und <o> für  $\hat{e}^4$  und  $\hat{o}^1$  nicht im gesamten mnd. Sprachgebiet Gültigkeit. Das Südmärkische hat <i> und <u>. Diese Schreibung ist, neben der e- und o-Schreibung, auch im Elbostfälischen und, besonders im 14. Jh., auch im Ostelbischen üblich. Im Ostelbischen des 14. Jh. ist dabei <u> für  $\hat{o}^1$  weiter verbreitet als <i> für  $\hat{e}^4$ . In der Mitte des 14. Jh. ist <u> selbst in Lübeck keine Seltenheit.

Ein exklusives sprachliches Merkmal, mit dessen Hilfe sich das Mnd. insgesamt von seinen Nachbarsprachen abgrenzen ließe, existiert wohl nicht. Läßt sich vielleicht anhand des Systems der  $\hat{e}$ - und  $\hat{o}$ -Laute eine Abgrenzung aufgrund inklusiver Merkmale vornehmen? Durch das Kriterium 'Umlaut von westgerm.  $\hat{a} = \hat{e}^1$ ' grenzt sich das Mnd. vom Mittelniederländischen (Mnl.), durch das Kriterium der Verteilung von  $\hat{e}^2$  und  $\hat{e}^3$  vom Mittelhochdeutschen (Mhd.) ab. Doch steht diese Konstruktion mit der sprachlichen Realität nicht in Einklang. Auch die geldrisch-klewerländische Schreibsprache, die gemeinhin zum Mnl. gerechnet wird, schreibt <e> für den Umlaut von westgerm.  $\hat{a}$ . Die Anwendung des Umlauts von westgerm.  $\hat{a}$  als inklusives Merkmal hätte zur Folge, daß das Geldrisch-Klewerländische zum Mnd. zu rechnen wäre.

Aus dem bisher Gesagten ist bereits deutlich geworden, daß die Hauptschwierigkeit darin liegt, daß Mnd. nach Westen, zum Mnl. hin, abzugrenzen. Nach Osten, Norden und Süden hin ist das Mnd. mit Hilfe des Kriteriums der Bruchstelle eindeutig zu definieren<sup>6</sup>.

### 1. Ausdehnung nach Osten

Zwischen dem Mnd. und seinen östlichen Nachbarsprachen gibt es eine Sprachgrenze ersten Grades: das Mnd. und die angrenzenden slawischen und baltischen Dialekte haben eine ganz verschiedene Sprachstruktur<sup>7</sup>.

In and. Zeit verlief die nd.-slaw. Sprachgrenze von der Kieler Förde südwärts zur Saalemündung. Als Folge der Ostsiedlung des 12. bis 14. Jh. entsteht das ostnd. Sprachareal<sup>8</sup>. Die

5 GOOSSENS (wie Anm.4) S.62f.

6 J. GOOSSENS, *Deutsche Dialektologie*, Berlin New York 1977, S.39.

7 GOOSSENS (wie Anm.6) S.53.

8 vgl. demnächst K. BISCHOFF, *Siedlungsbewegung und Sprachentwicklung im ostniederdeutschen Raum*, in: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, hrg. v. W. BESCH - O. REICHMANN - S. SONDEREGGER, 2. Halbbd., Berlin New York, sowie zum mnd. Sprachraum insgesamt R. PETERS, *Soziokulturelle Voraussetzungen und Sprachraum des Mittelniederdeutschen*, ebd.



"(...) Siedlungen bildeten zunächst deutschsprachige Inseln und Horste in fremdsprachiger Umgebung. Spätere Zuwanderung, Binnensiedlung, Weiterwanderung und allmählicher Anschluß von Slaven und Preußen an das Deutsche haben sie ausgeweitet und langsam zusammenwachsen lassen."<sup>9</sup> Der Übergang des ostseeslawischen Gebiets zum Mnd. ist zum einen das Ergebnis der Siedlung, zum anderen die Folge des Sprachwechsels der slawischen Bevölkerung. Die Verdrängung des Ostseeslawischen erfolgt nicht abrupt; zwar ist in den meisten Gegenden der Sprachwechsel bis etwa 1400 abgeschlossen, doch hält sich das Slawische in abgelegenen Gegenden bedeutend länger: Reste des Dravänapolabischen sind im Hannoverschen Wendland bis in die erste Hälfte des 18. Jh. nachzuweisen. Es ist also "(...) regional unterschiedlich lange mit einem Nebeneinander von Niederdeutsch und Ostseeslawisch zu rechnen (...)." <sup>10</sup> In dem Teil des preußischen Gebietes, der zum niederpreußischen Mnd. übergeht, ist entsprechend von einem jahrhundertlangen Nebeneinander von (nd.) Niederpreußisch und (baltischem) Preußisch auszugehen.

Im Baltikum fehlt eine nd.-sprachige bäuerliche Bevölkerung. Das baltische Mnd. ist Schreibsprache und mündliche Verkehrssprache der städtischen Oberschicht und des Landadels. Ein Sprachwechsel der einheimischen Bevölkerung zum Nd. findet kaum statt. Das Mnd. überdacht im Baltikum das Kurische, Livische, Lettische und Estnische. Im Falle der Zweisprachigkeit im Baltikum sind die einzelnen Sprachen eindeutig verschiedenen Funktionsbereichen bzw. Sprachschichten zuzuordnen.

Der Deutsche Orden verwendet zwei Schreibsprachen. Der livländische Zweig schreibt mnd., der preußische Zweig ostmiteldeutsch (ostmd.). Auch die preußischen Hansestädte Kulm, Thorn, Königsberg und Braunsberg schreiben ostmd. Zweisprachig, nd. und ostmd., sind die Kanzleien der Städte Danzig und Elbing. Im inneren wie im hansischen Verkehr bevorzugt Danzig das Mnd.

## 2. Ausdehnung nach Norden

Nach Norden und Nordwesten hin gibt es zwischen dem Mnd. auf der einen und dem Nordgermanischen und dem Friesischen auf der anderen Seite eine Sprachgrenze zweiten Grades, eine Grenze zwischen Sprachen genetisch gleichen Ursprungs<sup>11</sup>. Bedingt durch die Einwanderung norddeutscher Kaufleute und Hand-

9 K. BISCHOFF, *Mittelniederdeutsch*, in: *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft*, hrg. v. G. CORDES - D. MÜHN, Berlin 1983, S.98-118, hier S.99.

10 SANDERS (wie Anm.2) S.992.

11 GOOSSENS (wie Anm.6) S.53f.

werker und durch das Prestige der mnd. Hanesprache entsteht in schwedischen und dänischen Städten im 14./15. Jh. Zweisprachigkeit, die aber auf die Oberschicht beschränkt bleibt. Ein Sprachwechsel vom Südjütischen zum Mnd. erfolgt im Herzogtum Schleswig. Hier verschiebt sich seit dem 15. Jh. die niederdeutsch-dänische Sprachgrenze von der Eider nach Norden bis zu einer Linie Husum-Schleswig-Schlei.

Räumliche Gewinne erzielt das Mnd. auch auf Kosten des Friesischen, sowohl des Nord- wie des Ostfriesischen. In Nordfriesland geht die Halbinsel Eiderstedt in der Schreibsprache im 15., in der Sprechsprache im 16./17. Jh. zum Niederdeutschen über. In Ostfriesland, dem Gebiet zwischen Lauwers und Weser, setzt der Sprachwechsel bereits im 14. Jh. ein. Die Urkundensprache geht vom Lateinischen direkt zum Mnd. über, in der Rechtssprache erfolgt der Übergang vom Friesischen zum Mnd. seit der zweiten Hälfte des 15. Jh. Seit dem 16. Jh. sterben dann auch die friesischen Mundarten aus.

### 3. Die Südgrenze

Das Mnd. bildet mit dem Mnl. und dem Mhd./Frühnhd. die Gruppe der kontinentalwestgermanischen Schreibsprachen. Dieser kwg. Schreibsprachraum kann anhand des Kriteriums der zweiten Lautverschiebung in ein südliches (hd.) und ein nördliches (nl./nd.) Gebiet unterteilt werden. Die Nordgrenze der hd. Lautverschiebung, die Benrather Linie, bildet die Grenze zwischen dem hd. und dem nl./nd. Schreibsprachareal. Dieser Bruchstelle im konsonantischen Teilsystem kommt, in Verbindung gesehen mit den vokalischen und morphologischen Verschiedenheiten zwischen dem Hd. und dem Nd., durchaus die Qualität einer Sprachgrenze zu.

Im Gebiet von Harz, Saale und Elbe verschiebt sich die Lautverschiebungsgrenze zwischen dem 15. und dem 17. Jh. nach Norden. Das südliche elbstfälische Gebiet vollzieht zwischen 1350 und 1450 einen Wechsel in der Schreibsprache, danach auch in der Sprechsprache vom Nieder- zum Ostmitteldeutschen. Betroffen von diesem Sprachwechsel ist sowohl ein Gebiet des Altlandes um Eisleben - Merseburg, als auch das Gebiet um Halle-Köthen - Wittenberg, das erst zwei bis drei Jahrhunderte früher vom Slawischen zum Mnd. übergegangen war<sup>12</sup>.

### 4. Die Westgrenze

Die Abgrenzung des mnd. Sprachraums nach Westen hin bereitet erhebliche Probleme. Eine Grenzziehung mit Hilfe des Kriteriums der Bruchstelle ist hier nicht möglich. Zwischen Flandern

<sup>12</sup> K. BISCHOFF, *Zur Geschichte des Niederdeutschen südlich der ik/ich-Linie zwischen Harz und Saale* (Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse. Bd. 102, H. 6), Berlin 1957.

- Holland auf der einen und dem Baltikum auf der anderen Seite gibt es ein Kontinuum miteinander verwandter regionaler Schreibsprachen. Im nordnl.-westnd. Schreibsprachareal sind dies das Holländisch-Utrechtsche, das Geldrisch-Kleverländische, das Nord- und Südwestfälische, das Nordniedersächsische und das Ostfälische. Zwischen den regionalen Schreibsprachen ist im Regelfall eine genaue Grenzziehung unmöglich, es kann Übergangszonen geben, "(...) Mischbereiche, in denen zwei oder mehr Formen miteinander konkurrieren."<sup>13</sup> Innerhalb des nordnl.-westnd. Kontinuums bilden das Geldrisch-Kleverländische und das Westfälische Übergangsgebiete zwischen dem Holländischen und dem Mnd. östlich der Weser. Doch ist davon auszugehen, daß das Geldrisch - Kleverländische mehr westlich, also niederländisch, das Westfälische dagegen mehr östlich, also niederdeutsch, geprägt ist. Wenn nun auf eine Abgrenzung zwischen dem Mnl. und dem Mnd. - aus welchen Gründen auch immer - nicht verzichtet werden soll, dann ist die Grenzziehung zwischen beiden zwischen dem Geldrisch-Kleverländischen und dem Westfälischen vorzunehmen. Diese Grenze ist sicherlich nicht schärfer ausgeprägt als die Grenze zwischen dem West- und dem Ostfälischen, die sog. Wesergrenze. Eine eindeutige Grenzziehung ist zwischen dem Klevischen und dem Westfälischen nicht möglich: sowohl im Süden als auch im Norden des sächsisch-fränkischen Übergangstreifens gibt es Mischareale, bei denen der Versuch der Zuordnung zum Mnl. bzw. zum Mnd. als müßig erscheint.

Als Grenze schon des Altniederdeutschen gegenüber dem Altniederländischen gilt die Westgrenze des altsächsischen Einheitsplurals der Verben im Präsens Indikativ auf *-t*, die sog. Rhein-Ijssel-Linie. Sie verlief ungefähr westlich Zwolle, Zutphen, Bocholt, Essen, Wuppertal, Wipperfürth und stieß dann auf die Benrather Linie. In ihrem südlichen Abschnitt, zwischen Duisburg und Drolshagen, verlagert sich die Rhein-Ijssel-Linie im 14. Jh. etwa zwölf km nach Osten. Der Streifen zwischen der heutigen Westgrenze des Duals und der des Einheitsplurals auf *-t* bildet ein Mischareal zwischen dem Mnl. und dem Mnd. Die Untersuchung der spätmittelalterlichen Schreibsprache dieses Raumes ist sehr erwünscht.

Eindeutig ist die Zuordnung zum Mnl. bzw. Mnd. im mittleren Abschnitt der Rhein-Ijssel-Linie, zwischen Wesel (nl.) und Bocholt (nd.). Nördlich von Emmerich-Bocholt jedoch erweist sich eine Grenzziehung zwischen dem Mnl. und dem Mnd. wieder als unmöglich. Im Raum zwischen der Veluwe und der Ems, zwischen Niederrhein und Nordsee, im Gebiet der heutigen östlichen Niederlande, erstreckt sich eine ausgedehnte schreibsprachliche Übergangszone. Hier werden sächsische (nd.) Mundarten von

13 GOOSSENS (wie Anm.4) S.64.

einer stark niederländisch beeinflussten Schreibsprache überdacht. "Die politische Zugehörigkeit zum Bistum Utrecht und die Vorbildfunktion des dortigen Schreibwesens bewirken von Anfang an im Schreibgebrauch einen starken nl. Einfluß; nl. Merkmale greifen in der geschriebenen Sprache nach Osten über die Ijssel hinaus."<sup>14</sup> Für die Schreibsprache der Ijsselstädte empfiehlt sich wegen ihres durchaus eigensprachlichen Charakters eine eigene Benennung, etwa der Terminus *ijsselländisch*. Größere Bedeutung erhält diese Schreibsprache als Literatursprache der *Devotio moderna*.

Auf die Funktion des Mnd. als übernationale Handels- und Verkehrssprache der Hanse soll hier nicht näher eingegangen werden<sup>15</sup>.

Anhand der bisherigen Übersicht kann der Raum, aus dem mnd. Sprachäußerungen überliefert sind, in verschiedene Problemgebiete aufgeteilt werden:

1. Im nd. Altland fußt das Mnd. auf and. Grundlage.
2. Die Ijsselstädte: Im Gebiet der heutigen östlichen Niederlande wird nd. Mundart von einer stark nl. beeinflussten Schreibsprache überdacht.
3. Im Ostteil des Bergischen Landes geht ein schmaler Streifen vom *-t-* zum *-en-*Plural über.
4. Das südliche Elbostfalen geht zuerst in der Schreibsprache, dann auch in der Mundart zum Ostmd. über. Es ist zu unterscheiden zwischen
  - 4.a. dem Teil westlich der Saale, der zum nd. Altland gehörte und
  - 4.b. dem Teil östlich der Saale, der erst vom Slawischen zum Mnd. und dann vom Mnd. zum Ostmd. übergeht.
5. Das nd. Neuland (Mecklenburg, Pommern, Mark). In der gesprochenen Sprache ist lange mit einem Nebeneinander von Nd. und Ostseeslawisch zu rechnen.
6. Das niederpreußische Gebiet. In der Sprechsprache konkurrieren preußisch und nd. Die Schreibsprache ist ostmd., mit Ausnahme von
  - 6.a. Danzig und Elbing, die ostmd. und mnd. schreiben.
7. Im Baltikum überlagert die mnd. Schrift- und Verkehrssprache die Mundarten der einheimischen Bevölkerung.
8. In den skandinavischen Städten ist ein Teil der Bevölkerung zweisprachig.

14 PETERS (wie Anm.8).

15 Vgl. hierzu SANDERS (wie Anm.2) und demnächst R. PETERS, *Die Rolle der Hanse und Lübecks*, in: *Sprachgeschichte*, 2. Halbbd. (wie Anm.8).

9. Südschleswig bis zur Schlei geht zum Mnd. über.
10. In Nordfriesland wechselt die Halbinsel Eiderstedt zum Mnd.
11. Friesland zwischen Lauwers und Weser gibt die friesische Sprache auf.
11. a. Zwischen Lauwers und Ems, in den Groninger Ommelanden, wird das Friesische durch den ostnl.,
11. b. zwischen Ems und Weser durch den nordniedersächsischen Sprachtyp ersetzt.

Die Betrachtung der elf Problemgebiete zeigt, daß in Teilen des mnd. Sprachraums Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit existiert. Es gibt Sprachwechsel zum Mnd. hin und vom Mnd. weg. Auch hat der mnd. Sprachraum je nach der untersuchten Sprachschicht eine andere Ausdehnung.

Die räumliche und die sozialschichtige Differenziertheit des mnd. Sprachraums soll anhand einer Tabelle und einer Karte veranschaulicht werden. In der Tabelle wird für das jeweilige Problemgebiet ein Sprachsystem aufgestellt, das aus den Schichten (bäuerliche) Mundart, (städtische) Umgangssprache (der Oberschichten) und Schreibsprache besteht. Sprachwechsel wird durch das Symbol →, das Nebeneinander zweier Sprachen durch das Symbol + dargestellt.

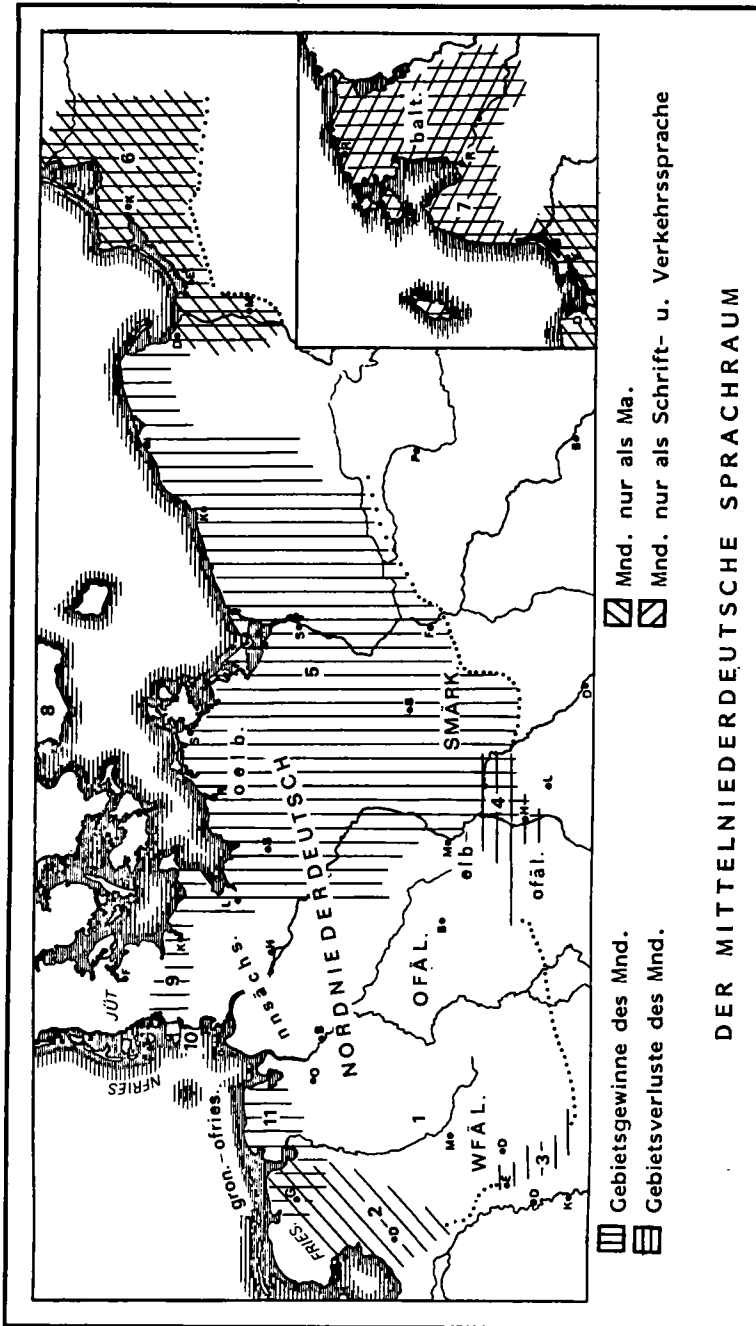
#### Sprachwechsel:

→ Mnd.	4b, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11
← Mnd.	3, 4a, 4b

#### Sozialschichtigkeit:

Nd. nur als Mundart	2, 6, 11b
Nd. nur als Schrift- und Verkehrssprache	7, 8

	Schreibsprache	Umgangssprache	Mundart
1 Altland	nd.	nd.	nd.
2 Ijsselstädte	nl./nd. Mischspr.	nl./nd. Mischspr.	nd.
3 Ostteil des Bergischen Landes	nl./nd. Mischspr.	nl./nd. Mischspr.	nd. → nl./nd. Mischspr.
4 südl. Elbstfalen			
4a Altland	nd. → ostmd.	nd. → ostmd.	nd.
4b Neuland	nd. → ostmd.	nd. → ostmd.	slaw. → nd.
5 Neuland (Mecklenburg, Pommern, Mark)	nd.	nd.	slaw. → nd.
6 Preußen (niederpreuß. Gebiet)	ostmd.	nd.	preußisch → nd.
6a Danzig, Elbing	nd. → ostmd.	nd.	nd.
7 Baltikum	nd.	nd.	kurisch, livisch, estnisch, lettisch
8 skand. Städte	skand. → nd.	skand. → nd.	skand.
9 Südschleswig	nd.	nd.	jütisch → nd.
10 Nordfriesland	altfries. → nd.	altfries. → nd.	altfries. → nd.
11 Ostfriesland			
11a Ommelanden	altfries. → nl./nd. Mischspr.	altfries. → nl./nd. Mischspr.	altfries. → nd.
11b zwischen Ems u. Weser	altfries. → nd.	altfries. → nd.	altfries. → nd.







Gunter M ü l l e r , Münster

## EIN WESTFÄLISCH-LIPPISCHER FLURNAMENATLAS

Zum Einsatz von Sprachkarten bei der Veröffentlichung der Daten des Westfälischen Flurnamenarchivs

### 1. Das im Westfälischen Flurnamenarchiv zur Verfügung stehende Material

Unter sprachwissenschaftlichen Aspekten war man sich recht früh darüber im klaren, daß Veröffentlichungen von Flurnamen einzelner Gemarkungen nur einen sehr begrenzten Aussagewert besitzen und daß erst umfangreichere, möglichst flächendeckende Sammlungen für größere Sprachlandschaften die Voraussetzungen für eine systematische Auswertung von Flurnamen schaffen könnten. Vor allem im Zusammenhang mit Fragestellungen der historischen Wortforschung, insbesondere der historischen Wortgeographie und der Reliktwortforschung, war die Forderung nach sprachgeographischer Auswertbarkeit von Flurnamensammlungen immer wieder gestellt worden. Es liegt ohne Zweifel an den Schwierigkeiten der Materialbeschaffung, daß trotz weit zurückreichender Bemühungen um die Erfassung des Flurnamengutes und trotz der Gründung einer Anzahl von Flurnamenarchiven bis heute für keine der größeren deutschen Sprachlandschaften eine befriedigende Gesamtveröffentlichung ihres Flurnamenbestandes vorliegt. Die indirekte Datenerhebung mittels Fragebogen, eine Erfassungsmethode, ohne welche die Großpublikationen der deutschen Sprachgeographie und Dialektlexikographie nicht vorstellbar wären, konnte für die Flurnamen aus verschiedenen, ohne weiteres einsichtigen Gründen nicht angewandt werden. Die einen eingeschränkten Kommunikationswert besitzenden, oft nur innerhalb eines bäuerlichen Betriebes geläufigen Flurnamen schienen zwingend eine direkte Aufnahmemethode mit all dem mit ihr verbundenen Aufwand vorauszusetzen. Aus der Einsicht, eine solche direkte Aufnahme für einen größeren Sprachraum mit geschulten Exploratoren innerhalb eines angemessenen Zeitraums nicht durchführen zu können, haben sich zwei unterschiedliche Konzepte entwickelt. Das eine verzichtete auf großlandschaftliche Erfassung der Flurnamen und setzte zunächst auf eine möglichst vollständige Publikation der Flurnamen begrenzter Areale (etwa Gemeinden, Ämter oder Kreise). Erst in der Aneinanderreihung solcher, von wissenschaftlich ausgebildeten Autoren verfaßter Einzelbeschreibungen sollte sich mit der Zeit ein Einblick in die Gesamtlexik und in die wortgeographischen Zusammenhänge gewinnen lassen. Die bisherigen

Erfahrungen haben jedoch gezeigt, daß die Verkettung solcher Einzelpublikationen zu größeren Einheiten auch über einen größeren Zeitraum hinweg kaum gelingt.

Ein zweites Konzept sah vor, die Aufnahme der Flurnamen nicht von wissenschaftlich geschulten Exploratoren, sondern von heimatkundlich interessierten Personen durchführen zu lassen. Gewährsleute, die die Mundart ihrer Heimatgemeinde beherrschten und auch die Toponymie der Orte gut kannten, sollten die Mundartformen der Namen erfragen und in laienschriftlicher Aufzeichnung zusammenstellen, ferner die schriftlich fixierten Flurnamen des 19. und 20. Jahrhunderts notieren, und sie sollten die Lage der Flurnamen des 20. oder des 19. Jahrhunderts durch Eintragung in Flurkarten kenntlich machen.

Im Bearbeitungsgebiet des Rheinischen Wörterbuches war es mit einem solchen Vorgehen gelungen, durch Heranziehung von fast 600 freien Mitarbeitern zwischen 1930 und 1940 ein Archiv aufzubauen, das die Flurnamen der gesamten Rheinlande nach A. Bachs Angaben repräsentativ erfaßte<sup>1</sup>. Leider ist eine umfassende Auswertung dieses Materials nicht erfolgt. Die darauf basierende, von Dittmaier vorgelegte Publikation der *Rheinischen Flurnamen* berücksichtigte nur eine knappe Auswahl aus dem Archivbestand<sup>2</sup>.

Auch in Westfalen ist dieses zweite Konzept verfolgt worden, und zwar in den 20er und 30er Jahren zunächst vom Westfälischen Heimatbund. Das in dieser ersten Phase in Westfalen erfaßte Flurnamenmaterial steht im Umfang hinter dem der Rheinlande weit zurück. Auch sind die Qualitätsansprüche vielfach nicht eingehalten worden. Es fehlen vor allem meist die die Lage der Namen fixierenden Flurkarten, die Katasterquellen des 19. und 20. Jahrhunderts sind, wie Überprüfungen ergaben, oft nur in Auszügen berücksichtigt, die Mundartformen wohl nur teilweise wirklich direkt erfragt worden. Gelegentlich hat man den Eindruck, daß zunächst eine Liste "amtlicher" Flurnamenformen (aus dem Kataster, aus Karten) hergestellt worden ist, deren Inhalt dann in die Ortsmundart übersetzt wurde. Der größte Wert der Sammlungen liegt oft in ihren orts- und flurkundlichen Angaben, Informationen, die sich auf anderem Wege nur schwer hätten gewinnen lassen. Eine zweite, von der Volkskundlichen Kommission Westfalens und dem Westfälischen Heimatbund in den 50er Jahren ebenfalls über ortsansässige Gewährsleute organisierte Datenerhebung erbrachte auch nur Teilerfolge.

Das in Westfalen zeitweise auch verfolgte Ziel, Flurnamen kreisweise zu bearbeiten und zu publizieren, hat bisher nur zu einer abgeschlossenen Arbeit geführt<sup>3</sup>. Unabhängig von diesen

1 A. BACH, *Geschichte des Rheinischen Flurnamenarchivs*, in: H. DITTMAYER, *Rheinische Flurnamen*, Bonn 1963, S.VII-XX, bes. S.XI, XV.

2 DITTMAYER (wie Anm.1) S.1.

3 H. SCHOPPMANN, *Die Flurnamen des Kreises Soest*, 2 Bde, Soest 1936-1940.

unter einem gesamtwestfälischen Aspekt organisierten Flurnamensammlungen entstand in den 40er Jahren durch den Geographen Wegemann, der die lippischen Salbücher seit dem 17. Jahrhundert und die Katasterakten des 19. Jahrhunderts auswertete, eine außerordentlich umfangreiche Flurnamensammlung des ehemaligen Landes Lippe, die jedoch bis heute unveröffentlicht im Staatsarchiv Detmold liegt.

Das von William Foerste innerhalb der ehemaligen Abteilung Mundart- und Namenforschung der Volkskundlichen Kommission in den 50er Jahren eingerichtete Westfälische Flurnamenarchiv faßte das bis dahin erarbeitete Material zusammen. Die meist in Listenform vorliegenden Einzelsammlungen wurden verzettelt und in einem nach verschiedenen Kriterien geordneten Zettelarchiv (alfabetische Sortierung, Grundwortsortierung, Sortierung nach den Gemarkungen) zugänglich gemacht. In zwei Berichten aus den Jahren 1958-1960 gab Foerste an, daß zu diesem Zeitpunkt Material aus rund 400 Gemarkungen vorlag, dessen Umfang er auf etwa 5-10% des vermuteten westfälischen Gesamtflurnamenbestandes schätzte<sup>4</sup>. Foerste projektierte einerseits ein gesamtwestfälisches Flurnamenbuch, andererseits die monographische Behandlung einzelner sprachgeschichtlich-sprachgeographisch besonders aufschlußreicher Flurnamentypen. Beides setzte eine sehr breite Quellenbasis voraus, die weit über das zum damaligen Zeitpunkt Vorhandene hinausgehen mußte<sup>5</sup>. Als Bearbeitungsgebiet für das neugeschaffene Flurnamenarchiv ist Westfalen-Lippe festgelegt worden. Es schließt also - im Gegensatz zum Bearbeitungsgebiet des Westfälischen Wörterbuches - die dialektal mitteldeutschen (ehemaligen) Kreise Siegen und Wittgenstein ein, die sprachlich westfälischen Gebiete innerhalb der Länder Niedersachsen und Hessen jedoch aus.

Foerste versuchte in den 60er Jahren den Bestand des Flurnamenarchivs durch Studenten, die in Examens- und Seminararbeiten die Flurnamen ihrer Herkunftsgebiete aufzuarbeiten hatten, erweitern zu lassen. Dies hat zu keinen entscheidenden Materialerweiterungen, wohl aber zu einigen guten Mundartaufnahmen geführt. Sowohl er wie auch Joachim Hartig, der bis 1969 das Flurnamenarchiv betreute, setzten damals weiterhin im wesentlichen auf freie Mitarbeiter (Lehrer von Grundschulen, Heimathistoriker, Gewährsleute des Westfälischen Wörterbuches) bei der Namensammlung. Ihre Beiträge flossen während der gesamten 60er Jahre ins Archiv, doch war die Tendenz deutlich rückläufig, und in den 70er Jahren setzte sich diese Tendenz weiter fort. Es wurde klar,

4 W. FOERSTE, *Das westfälische Flurnamenarchiv*, Mitteilungen für Namenkunde 4 (1958/59) 7-10 (Material aus 350 Gemarkungen, geschätzte 5 % des Gesamtbestandes); DERS., *Das westfälische Flurnamenarchiv*, Wf. Forsch. 13 (1960) 179f. (Material aus 450 Gemarkungen; geschätzte 10 % des Gesamtbestandes).

5 FOERSTE in Wf. Forsch. (wie Anm.4).

daß bei ausschließlichem Einsatz von freien Mitarbeitern ein einigermaßen flächendeckendes Belegnetz in einer absehbaren Zeit unerreichbar sein würde.'

Andere Formen der Materialaufnahme sind zunächst unterblieben, weil zwei andere Arbeitsvorhaben mit höherer Priorität eingestuft wurden.

- a) Da das Westfälische Flurnamenarchiv erst im Aufbau begriffen war und gleichzeitig die Überlegenheit EDV-gesteuerter Archiv-anordnungen gegenüber traditionellen Zettelarchiven sowie die Vorteile EDV-gestützter Materialauswertungen einsichtig wurden, begannen, initiiert von J. Hartig, 1969 Überlegungen zur Anwendung der neuen Techniken, die zu einer Neuordnung des Archivs führen sollten. Die Überführung des bestehenden Zettelarchivs auf maschinenlesbare Datenträger sowie die Entwicklung geeigneter Programme zur Bandarchivierung und einer Reihe von Bearbeitungsschritten<sup>6</sup> hat in den nächsten Jahren erhebliche Arbeitsenergie gebunden, doch war die Entscheidung richtig, wie die inzwischen greifenden arbeitsökonomischen Vorteile und die gegenüber einem Zettelarchiv wesentlich verbesserten Auswertungsmöglichkeiten zeigen.
- b) Einer der Mängel des Flurnamenarchivs, wie es um 1970 vorhanden war, bestand darin, daß in ihm die mittelalterliche Namenüberlieferung Westfalens fast vollständig fehlte. Zwar konnte es für einen einzigen Archivbearbeiter kein realistisches Konzept sein, die überaus umfangreiche toponymische Überlieferung in den ungedruckten Quellen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit auswerten zu wollen; wohl aber schien es möglich, die gedruckten Urkunden und anderen einschlägigen Textsorten bis 1500 durchzuarbeiten, wobei eine Beschränkung auf Flurnamen nicht sinnvoll war, da die siedlungshistorischen Gegebenheiten Westfalens eine strikte Trennung der Bearbeitung von Siedlungs- ("Orts-"), Hof- und Flurnamen kaum zulassen. Zwischen 1970 und 1976 entstand deshalb ein Korpus mittelalterlicher Toponyme (derzeitiger Umfang ca. 80.000 Belegeinheiten), das die frühe westfälische Namenüberlieferung zwar keineswegs vollständig enthält, aber gewiß einen repräsentativen Querschnitt durch den mittelalterlich überlieferten toponymischen Wortschatz bietet. Dieses mittelalterliche toponymische Korpus ist ebenfalls elektronisch gespeichert, bildet jedoch einen selbständigen Bestand, ist also nicht in die Flurnamendatei des Archivs integriert. Sein Grundstock besteht aus Toponymen in Überlieferung bis 1200, d.h.

---

6 Vgl. G. MULLER, *Bericht über die rechnerunterstützte Bearbeitung der westfälischen Toponymie in Münster: Die Flurnamen (I)*, NdW 18 (1978) 136-170; DERS., *Bericht über die rechnerunterstützte Bearbeitung der westfälischen Toponymie in Münster: Die Flurnamen (II)*, NdW 19 (1979) 165-197.

dem sogenannten "Förstemann"-Material, das im Zusammenhang mit der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierten Neubearbeitung von Ernst Förstemanns *Altdeutschem Namenbuch* exzerpiert und von dem eine Kopie (Bearbeitungsstand des Materials 1971) in das Flurnamenarchiv übernommen worden ist. Nachdem einige darin fehlende Quellen nachverzettelt worden sind, dürfte das Korpus über 90 % aller insgesamt vorhandenen Belegstellen aus der Zeit vor 1200 enthalten.

Zusätzlich ist nahezu die gesamte gedruckte Quellenüberlieferung für das 13. Jahrhundert ausgewertet worden. Da für diesen Zeitraum der Umfang der noch ungedruckten einschlägigen Quellen eher als gering einzuschätzen ist, dürfte auch der aus ihm insgesamt vorhandene Überlieferungsbestand überwiegend erfaßt sein.

Wesentlich fragmentarischer ist die Sammlung für die Namenüberlieferung des 14. und 15. Jahrhunderts. Dennoch gehen die gegenwärtig vorhandenen rund 26.000 Belegeinheiten aus dieser Zeit über das hinaus, was man eine zufällige, unrepräsentative Datenzusammenstellung nennen könnte. Dieser jüngste Teil des mittelalterlichen toponymischen Korpus bildet im Gegenteil das wichtigste historische Fundament für die sich im Archiv befindlichen Flurnamensammlungen des 19. und 20. Jahrhunderts.

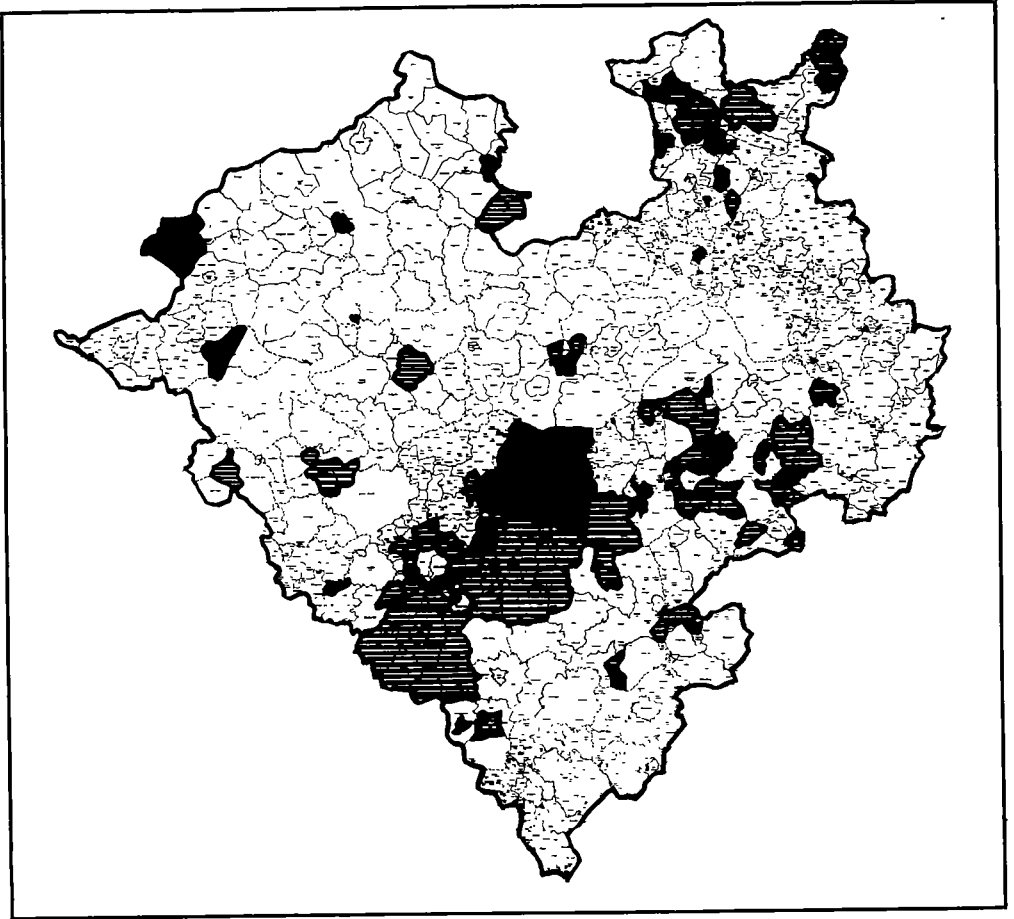
Die angedeutete rückläufige Tendenz bei den Materialeinsendungen freier Mitarbeiter führte nach der Umorganisation des Flurnamenarchivs und nach dem vorläufigen Abschluß der Arbeiten am toponymischen Mittelalterkorpus zum Entschluß, die weitere Flurnamenerfassung vom Archiv aus selbst durchzuführen. Für die Planung dieser Arbeit waren zwei Überlegungen maßgebend:

a) Obwohl 1976/77 - also nach einer zumindest theoretisch bereits jahrzehntelang andauernden Materialerfassung - erst etwa ein gutes Drittel des Bearbeitungsgebietes durch Flurnamensammlungen abgedeckt war, mußten diese Eigenaufnahmen so organisiert werden, daß sie in einem überschaubaren Zeitraum zu Ende gebracht werden konnten.



b) Um ein kompatibles Material zu erhalten, sollte wenigstens ein durchgehender Datenhorizont entstehen, aus einem Zeitraum und aus einem Quellentypus abgeleitet.

Diese beiden Forderungen schlossen zwangsläufig die aufwendige direkte Mundartexploration wie auch den Ausbau älterer, vor 1800 liegender Quellenhorizonte aus. Karte 1 zeigt die Bereiche des Bearbeitungsgebietes, aus denen bis jetzt mundartliche Flurnamenaufzeichnungen im Archiv vorliegen<sup>7</sup>. Auch der Archivbe-

<sup>7</sup> Berücksichtigt sind auf Karte 1 nur geschlossene Sammlungen von Mundartbelegen, keine mundartlichen Streu- und Einzelbelege.

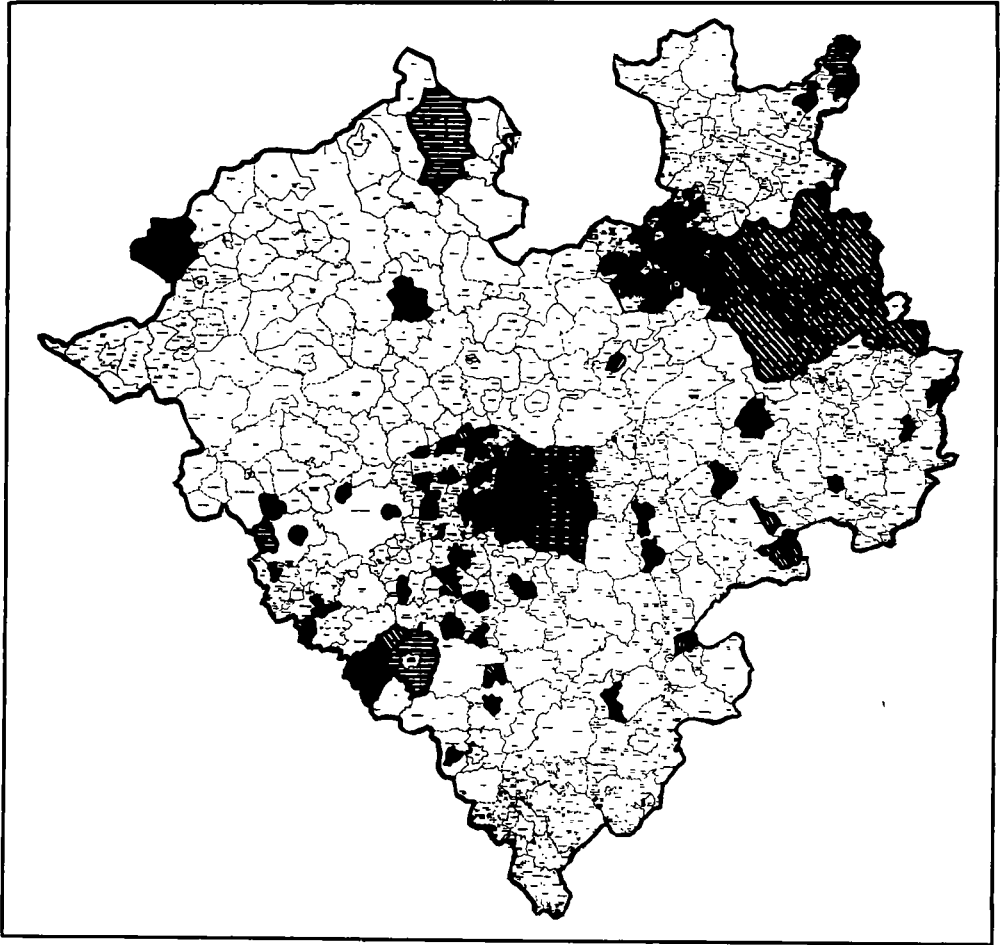


Karte 1: Gebiete, für die mundartliche Flurnamenaufzeichnungen im Westfälischen Flurnamenarchiv vorhanden sind







(  laienschriftliche Aufzeichnungen;  Lautschriftaufzeichnungen)

stand an älterem Flurnamenmaterial (vor 1800), der auf Karte 2 dargestellt ist<sup>8</sup>, ist zu gering und darüber hinaus zu inhomogen, um zu einem gleichmäßigen Datenhorizont ausgebaut zu werden.

8 Berücksichtigt sind nur systematische Sammlungen von historischen Flurnamen, keine Streu- und Einzelbelege. Unberücksichtigt sind außerdem die Flurnamen aus dem mittelalterlichen toponymischen Korpus (s. oben S.64f.).



Karte 2: Gebiete, in denen im Flurnamenarchiv Namen in Überlieferung vor 1800 vorhanden sind

-  vorwiegend bis 15. Jh.
-  vorwiegend 16. Jh.
-  vorwiegend 17. Jh.
-  vorwiegend 18. Jh.
-  Sammlungen mit Material aus mehreren Jahrhunderten
-  Sammlungen mit mehr oder weniger vollständiger Aufarbeitung der historischen Überlieferung

Die meisten freien Mitarbeiter hatten für ihre Flurnamenssammlungen entweder Akten bzw. Karten des preußischen Urkatasters oder doch davon in direkter Quellenabhängigkeit befindliche jüngere Katastermaterialien benutzt. Akten und Karten der Urvermessung, die in den 20er und 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts in der gesamten preußischen Provinz Westfalen durchgeführt worden war, sind weitgehend bis heute erhalten geblieben. Sie lagern teils in den beiden Staatsarchiven Münster und Detmold, teils noch in den Archiven der zuständigen Kataster- und Vermessungsämter von Kreisen bzw. Städten. In den meisten Akten und Karten des preußischen Urkatasters sind die Namen der vermessenen Parzellen - wenn man sich die Schwierigkeiten bei der Verschriftlichung mundartlichen Wortgutes durch Verwaltungsbeamte vor Augen hält - recht sorgfältig eingetragen worden. Die im preußischen Kataster fixierten Verschriftungsformen waren für das gesamte spätere Kataster- und Vermessungswesen normgebend und wirken bis heute auf die Schreibpraxis bei der Fixierung von Flur-, Gewässer- und Straßennamen auf amtlichen Karten oder Schildern ein. Die als kopiales Prozedere zu beschreibende Übernahme des im Urkataster vorliegenden Namengutes in spätere Kataster- und Kartenwerke war dabei überwiegend mit fortschreitender Depravierung und Namenverlust verbunden, seltener durch verbessernde Korrektur von schon im Urkataster mißglückten oder falschen Verschriftungen des mundartlichen Namengutes gekennzeichnet. Zwar gilt auch das Urkataster - wie alle neueren amtlichen Textsorten - als "schlechte" Namenquelle, da die Beteiligung von vielfach gebiets- oder dialektfremden Personen bei seiner Entstehung zu vielen Fehlnotationen führte, verstärkt durch das nicht immer, aber oft wirkende Bestreben, "hochdeutsche" Namenformen festzulegen<sup>9</sup>. Solche Verschreibungen wirken sich am stärksten aus bei der Beurteilung von Einzelbildungen, weniger beim Landschaftstypischen, wo der Vorteil der größeren Zahl Möglichkeiten zur Fehleranalyse und Fehlerkorrektur eröffnet. Bei guter Kenntnis des mikrotoponymischen Wortschatzes lassen sich viele Interferenzfehler oder orthographische Entgleisungen als solche sofort erkennen und damit in ihrer negativen Wirkung neutralisieren. Da das Konzept einer großlandschaftlichen Flurnamenssammlung ohnehin nicht auf Einzelbildungen und Sonderfälle gerichtet sein kann, die sich oft nur nach einer Flurortsbegehung und exhaustiver Ermittlung der historischen Überlieferung etymologisch klären lassen, mußte man also die bekannten Nachteile des Katasters nicht so stark gewichten, um es als Leitquelle abzulehnen.

Bis Ende 1984 wurden daher für die meisten Gebiete, aus denen bisher keine Sammlungen vorlagen, die Urkatastermaterialien aus-

---

<sup>9</sup> Vgl. S. 115.



gewertet. Herangezogen wurden bevorzugt die Urflurbücher (die die vermessenen Grundstücke mit ihren Namen raumorientiert, d.h. nach Flur- und Parzellenummer sortiert, aufführen), ergänzt, wenn nötig, durch die sogenannten Mutterrollen (Sortierung der Grundstücke nach ihren Eigentümern) und die Urrisse ("Feldhandrisse", "Stückvermessungshandrisse"). Nur für den Altkreis Lüdinghausen, dessen Urkatasteraktenwerk, nicht jedoch dessen Urkartenwerk, im zweiten Weltkrieg verloren ging, mußte ausschließlich auf die Urrisse und auf die jüngere, 1866/67 angelegte Serie der Flurbücher zurückgegriffen werden. Im übrigen haben die jüngeren Flurbücher bloß in wenigen Ausnahmefällen, in denen das Urflurbuch und die Mutterrolle nicht mehr vorhanden oder benutzbar waren, Verwendung gefunden.

Zunächst wurden die Urflurbücher, z.T. auch die Karten, mikroverfilmt und an der Arbeitsstelle der Kommission ausgewertet. Die aus dem außerordentlichen Umfang der Katasterarchivalien sich ergebenden hohen Verfilmungskosten und die Auswertungsschwierigkeiten am Lesegerät - schon an den Originaldokumenten ist die richtige Lesung der Nameneintragungen nicht immer einfach - haben dann zum Exzerpieren der Katasterarchivalien am Ort ihrer Lagerung geführt. Nachdem zwischen 1979 und 1984 die in Frage kommenden Bestände von insgesamt 15 Archiven verwertet worden sind<sup>10</sup>, ist ein weitgehend flächendeckendes Belegnetz für das gesamte Bearbeitungsgebiet erreicht worden. Etwas größere Lücken sind bis jetzt noch in den Altkreisen Ennepe-Ruhr, Meschede und Siegen stehen geblieben, aber auch diese Lücken im Belegnetz sind so kleinräumig, daß sie einer gleichmäßigen Kartierung namengeographischer Befunde nicht mehr entgegenstehen. Um genau zu sein: Ende 1984 lag für 1449 von den insgesamt 1569 Ortspunkten (s. unten S.73f.) Flurnamenmaterial in einem Gesamtumfang von rund 425.000 Belegen vor.

Es wird keiner großen Anstrengungen mehr bedürfen, diese restlichen Lücken vom Urkataster her zu schließen. Auch wenn von seiten des Flurnamenarchivs noch die Absicht besteht, verschiedene Quellen des 15. - 18. Jahrhunderts auszuwerten, um für einige Gebiete die in Karte 2 dargestellte Materialbasis zu verbessern, so wird man doch sagen können, daß die Phase der intensiven Materialerfassung beendet ist. Das bedeutet nicht, daß auf mundartliche oder historische Flurnamenüberlieferung, soweit sie von anderer Seite aufgearbeitet und dem Flurnamenarchiv zu-

10 Staatsarchive Detmold, Münster und Osnabrück, Stadtarchiv Dortmund, Archive der Kataster-/Vermessungsämter in Ahaus, Borken, Burgsteinfurt, Coesfeld, Halle/W., Hamm, Recklinghausen, Tecklenburg, Warendorf, Wesel und Wiedenbrück.

Vor allem den genannten Kataster- und Vermessungsämtern, deren nicht-öffentliche Archive für auswärtige Benutzer gar nicht eingerichtet sind, ist an dieser Stelle für ihr großzügiges und unbürokratisches Entgegenkommen, mit dem mir durchweg die Arbeit erleichtert wurde, zu danken.

gänglich gemacht wird, verzichtet werden soll. Das in den letzten Jahren wieder deutlich angestiegene regionalhistorische und sprachwissenschaftliche Interesse an Flurnamen hat auch in Westfalen eine Reihe von Projekten hervorgebracht<sup>11</sup>, die für die Zukunft einiges erhoffen lassen.

## 2. Vorüberlegungen zu einem Veröffentlichungskonzept

Von William Foerste als Zielvorstellung vorgegeben war die Konzeption eines gesamtwestfälischen Flurnamenbuches. Unter Berücksichtigung der im ersten Abschnitt skizzierten Datenzusammensetzung des Flurnamenarchivs, welche einerseits durch die vorgegebene historische Entwicklung der Flurnamensammlung in Westfalen, andererseits durch die Arbeitskapazität eines einzelnen Archivbearbeiters determiniert worden ist, empfiehlt es sich, einige Überlegungen zur Leistungsfähigkeit eines solchen Flurnamenbuches anzustellen. Man überschätzt diese Leistungsfähigkeit zweifellos, wenn man von ihm dasselbe erwartet wie von einem kleinregionalen Flurnamenbuch, das sich auf das Areal einer Kommune oder eines Kreises bezieht. Dies ist nicht nur aus Quantitätsgründen absurd - ein in der Anlage wie Schoppmanns *Flurnamen des Kreises Soest* verfaßtes, nur ins Großlandschaftliche gedehntes und anders sortiertes Namenbuch würde für Westfalen-Lippe schätzungsweise einen Umfang von 30 bis 40 Bänden erreichen -, sondern auch aufgrund der weitgehend geringeren, in Abschnitt 1 angedeuteten Datenqualität unmöglich. So gesehen kollidiert das Konzept eines gesamtwestfälischen Flurnamenbuches - das man übrigens gemäß der Übereinstimmung seines Bearbeitungsgebietes mit der nordrhein-westfälischen Verwaltungseinheit besser als westfälisch-lippisches bezeichnen sollte - in keiner Weise mit gegenwärtigen oder zukünftigen Bestrebungen, regionale Flurnamenüberlieferungen aufzuarbeiten und zu publizieren<sup>12</sup>.

11 Von diesen ist bereits abgeschlossen und veröffentlicht Elisabeth PIIRAINEN, *Flurnamen in Vreden* (Beiträge des Heimatvereins Vreden zur Landes- und Volkskunde, 25), 2 Bde (Text- und Kartenband), Vreden 1984; in Bearbeitung sind derzeit die Projekte "Erfassung der historischen Flurnamen vor 1800 im Altkreis Borken" (derzeitiger Bearbeiter Timothy Sodmann), "Erfassung der historischen Flurnamen vor 1800 im östlichen Teil des Altkreises Ahaus" (Bearbeitung Brigitte Schneider), ferner Projekte zur Erfassung der Flurnamen im Gebiet der Städte Ahaus, Gescher und Coesfeld. Die genannten Arbeiten werden bzw. wurden mit Hilfe von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen des Arbeitsamtes in Coesfeld durchgeführt. Zusätzlich sind zu nennen zwei an der Universität Antwerpen durch Prof. L. Kremer und Prof. P. Hessmann angeregte und in Arbeit befindliche Dissertationen über Flurnamen im östlichen Teil des Altkreises Borken (Heiden, Reken, Velen, Ramsdorf; Gie Belmans) und Flurnamen der Stadt Höxter (Marlies Willemsen). Zu nennen ist hier ferner die von mir durchgeführte Edition und Auswertung einer Flurnamenquelle des frühen 17. Jahrhunderts, die 1985 erscheinen wird: G. MÜLLER, *Das Vermessungsprotokoll von 1604 für das Kirchspiel Ibbenbüren, Flurnamen und Flurgliederung*.

12 Vgl. Anm. 11.

Regionalsammlungen können jeden Namen als selbständiges sprachliches Zeichen behandeln und - soweit es möglich ist - in seiner geschichtlichen Entwicklung und in seinem sachlichen Umfeld (Eigenschaften des benannten Areals, individuelle Anlässe/Motivationen der Benennung usw.) beschreiben. Ein großlandschaftliches Namenbuch wird nicht um die Notwendigkeit herumkommen, Namen zu klassifizieren, d.h. Namen bzw. ihre Bestandteile mit gleicher etymologischer Herkunft zu Lemmata zusammenzufassen und als Elemente eines Lemmas zu betrachten<sup>13</sup>. Namen-einzelgeschichte und individuelle Sachgeschichte müssen zwangsläufig zurücktreten gegenüber der Beschreibung der für die Vertreter eines Lemmas insgesamt typischen oder dominanten sprach- und sachgeschichtlichen Entwicklungen. Es wird - jedenfalls bei massenhaft auftretenden Elementen eines Lemmas - nicht jedes einzelne von ihnen dokumentiert werden können, sondern man wird bestimmte zusammenfassende, generalisierende Beschreibungsprozeduren anwenden müssen. Das gilt auch für die zahlreichen Toponyme mit proprialer Basis (etwa Flurnamen aus Besitzernamen - *Temmings Esch*; aus Hydronymen - *achter de Stever*; aus Toponymen - *an der Hammer Strate* usw.), die in einem großlandschaftlichen Flurnamenbuch nicht in gleicher Weise wie in einer regionalen Publikation behandelt werden können, was nicht heißen soll, daß sie außer Betracht bleiben dürften; aber da hier weniger die individuelle Einzelbildung, sondern eher das zugrunde liegende semantische oder morphematische Grundmuster interessiert, wird dies Folgen für die Darstellungsform haben.

Die Art, wie der Inhalt des Westfälischen Flurnamenarchivs zustande gekommen ist, bringt es mit sich, daß sich in ihm zahlreiche Belege befinden, die unklassifizierbar sind, sei es, weil die vorhandenen Informationen zu ihrer Einordnung nicht ausreichen, sei es, daß Verdacht auf Verschreibung (in der Quelle, durch den Gewährsmann) vorliegt. Während der Bearbeiter einer regionalen Publikation häufig die Möglichkeit zum klärenden Nachrecherchieren hat, ist dies bei einem Datenkomplex in der Größenordnung des Flurnamenarchivs wohl nur in Einzelfällen zu realisieren. Bei einer Veröffentlichung des Gesamtmaterials werden also zahlreiche Belege, auch solche, die potentiell sehr wichtig und interessant sind, unberücksichtigt bleiben müssen, um der Gefahr zu entgehen, "Ghost-Names" in das Namenbuch aufzunehmen.

Die Flurnamen innerhalb einer Gemarkung stehen nicht einzeln für sich, sondern bilden mit anderen zum Teil sehr komplexe Beziehungsgefüge, Strukturen, die von sehr unterschiedlichen naturräumlichen, siedlungs- und wirtschaftsgeschichtlichen, orien-

13 Zu Lemma nicht als Synonym von *Stichwort*, sondern als Terminus für eine Menge proprialer Zeichen (bzw. Zeichenelemente), die vom selben Appellativ abgeleitet sind, vgl. MULLER, NdW 18 (wie Anm.6) S.143ff.

tierungsfunktionellen oder rein internlinguistischen, etwa sprachökonomischen Faktoren bestimmt sein können<sup>14</sup>. Obwohl die Interpretation solcher Strukturen in regionalen Flurnamenbüchern in aller Regel nicht geleistet wird, so ist der Zugang zu diesem Fragenkomplex durch sie doch meist möglich, zumindest wenn sie Flurkarten enthalten, welche die Parzellengliederung und die ihr entsprechende sprachliche Raumlagerung, das "Flurnamennetz", wiedergeben. Ein großlandschaftliches Flurnamenbuch kann solche Benennungssysteme in keinem Fall darstellen, weil in ihm die einzelnen Systemelemente nicht zusammen, sondern meist an weit auseinanderliegenden Stellen aufgeführt werden.

Dieses Informationsdefizit oder auch - wenn man so will - diese Leistungsschwäche eines großlandschaftlichen Flurnamenbuches - wird allerdings ausgeglichen durch Vorzüge, die kleinräumige Publikationen nicht bieten können. Diese Vorzüge bestehen im wesentlichen in den Möglichkeiten, größere Zusammenhänge darstellen zu können. Zu vielen einzelnen Namen, die innerhalb von Ortssammlungen trotz langer Belegreihen und zahlreicher Zusatzinformationen nicht sprachlich einzuordnen sind, wird erst durch Parallelbildungen aus anderen Gebieten der Erklärungsschlüssel geliefert. Erst der Überblick über die toponymische Gesamtlexik eines größeren Raumes eröffnet den Zugang zu einer fundierten Namenstratigraphie und zu wesentlichen Sektoren der historischen Wortgeographie, eröffnet die Sicht auf die in den Teilräumen unterschiedlich stark dominierenden Muster von Benennungsmotiven (s. S. 100f.).

Allerdings ist zuzugeben, daß ein die einzelnen Lemmata in alphabetischer Reihung darbietendes Namenbuch die eben aufgeführten Informationen zwar enthält, aber nicht eben benutzerfreundlich präsentiert, auch wenn man versucht, die Unübersichtlichkeit durch Verweise oder das Material nach verschiedenen Kriterien umsortierende Indices zu mildern. Man könnte auch auf den Gedanken kommen, die einzelnen Lemmata nicht alphabetisch, sondern nach der Begrifflichkeit der ihnen zugrunde liegenden Appellativa zu ordnen, also gleichsam ein etymologisch-onomasiologisches Namenbuch herzustellen, was die Einsicht in wechselseitige sprachgeographische Abhängigkeiten oder in die Strukturierung der Benennungsmotive ohne Zweifel erleichtern würde; in der Praxis ergäben sich dabei aber unüberwindliche Schwierigkeiten.

14 Vgl. etwa K.-F. HILLESHEIM - W. HULS - G. MULLER - H. TAUBKEN, *Zur Struktur westfälischer Flurnamen*, NdW 13 (1973) 88-99; U. SCHEUERMANN, *Die sprachliche Erschließung der Dorfflur mit Hilfe von Flurnamen*, in: *Untersuchungen zur eisenzeitlichen und frühmittelalterlichen Flur in Mitteleuropa und ihre Nutzung*, hrg. v. H. BECK - D. DENECKE - H. JANKUHN, Teil 2, Göttingen 1980, S. 323-353.

Praktikabler ist es offensichtlich, diese Einsichten mit Hilfe von Sprachkarten zu fördern. Auch die Dialektlexikographie bedient sich seit langem der Karten als Hilfsmittel, wobei allerdings über das Ausmaß, in dem Sprachkarten im Kontext eines Wörterbuches eingesetzt werden sollten, durchaus keine Einigkeit besteht<sup>15</sup>. Es erschien mir nicht sinnvoll, Ergebnisse der bezüglich Dialektatlas und Dialektwörterbuch geführten Abgrenzungsdiskussion ohne weiteres auf das Verhältnis von Flurnamenbüchern und Flurnamenkarten anzuwenden. Die grundlegenden Unterschiede zwischen allgemeinen Sprachkarten und toponomastischen Karten legten nahe, davon unabhängig eigene Überlegungen und Versuche zum Einsatz von Namenkarten anzustellen.

Die in diesem Beitrag publizierten Karten sind das Ergebnis der genannten Erprobungsphase. Auch wenn diese keineswegs abgeschlossen ist, so kann die Veröffentlichung von Zwischenergebnissen doch nützlich sein, da eine durch sie geförderte Diskussion zu weiteren Problemlösungen führen mag.

### 3. Flurnamenkarten

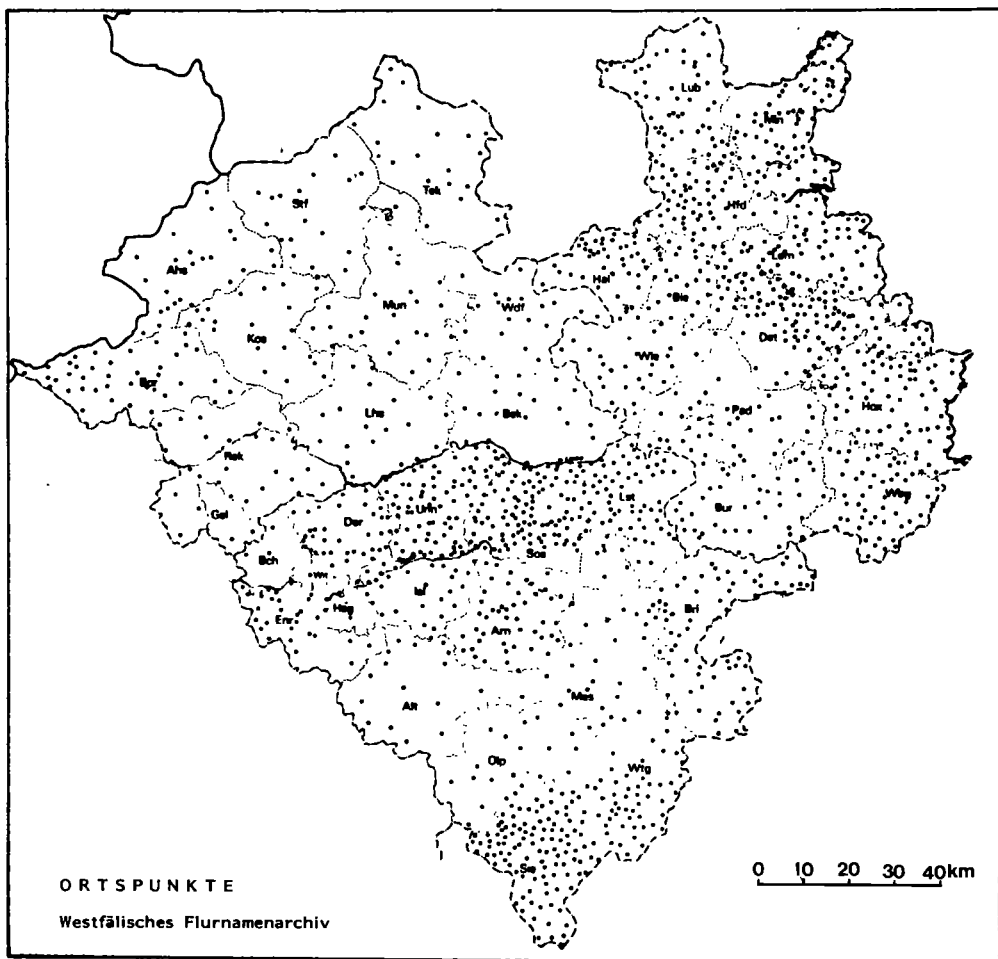
Die vorgelegten Karten sind in jeder Beziehung vorläufig. Diese Vorläufigkeit bezieht sich

- a) auf die Abbildungsqualität, die sowohl durch den vom Satzspiegel her geforderten Verkleinerungsfaktor wie auch durch die verwendete provisorische Grundkarte recht eingeschränkt ist, und
- b) auf die Darstellungsformen. Die Wahl der verwendeten Symbole folgt noch keinem geschlossenen Konzept der Kartengestaltung, das nicht zuletzt abhängig ist vom technischen Verfahren, das bei der endgültigen Kartenherstellung angewandt werden wird (Einfarben-/Mehrfarbindruck; manuelle Kartenfertigung/Plotterzeichnung, vgl. S.127f., u.ä.).
- c) Die Wortformenansätze in den Legenden sind z.T. uneinheitlich; sie repräsentieren verschiedene interne Diskussionsstadien über die Prinzipien der Stichwortformulierung.
- d) Die 1983/84 entstandenen Karten beruhen nicht alle auf der selben, zuletzt erreichten Datenbasis; einige der zuerst hergestellten weisen gegenüber dieser Belegdefizite auf.

#### 3.1. Die Grund- und Ortspunktkarte (OPK)

Auf der S.74 (Karte 3) abgedruckten OPK sind jeder Gemeinde des Landesteils Westfalen-Lippe (nach dem Stand der Kommunal-

<sup>15</sup> Vgl. Luise BERTHOLD, *Die wortgeographische Forderung und die Programme der modernen deutschen Mundartwörterbücher*, *Teuthonista* 1 (1924/25) 222-226; DIES., *Das wortgeographische Prinzip in den deutschen Mundartwörterbüchern*, *Orbis* 4 (1955) 415-417; U. SCHEUERMANN, *Die Sprachkarte im Dienste des Dialektwörterbuches*, *NdW* 18 (1978) 70-90; H. NIEBAUM, *Deutsche Dialektwörterbücher*, *Deutsche Sprache* 7 (1979) 367f.



Karte 3

gliederung vom 1.6.1961) ein Ortspunkt zugeordnet worden. Abweichend davon ist nur die Ortspunktauswahl im "Kreis" Dortmund (s. unten S.77) und die Behandlung jener Fälle, wo einer "Stadtgemeinde" eine "Landgemeinde" gegenüberstand (Freckenhorst-Stadt, Freckenhorst-Land; Lüdenscheid-Stadt, Lüdenscheid-Land usw.). Ihnen wurde zusammen nur jeweils ein Ortspunkt zugewiesen. Die Kreisgliederung entspricht völlig der des Westfälischen Wörterbuches, in der - abweichend von der realen Kreisgliederung vor der Gebietsreform - ehemalige kreisfreie Städte und umgebende Landkreise sowie verschiedene kreisfreie Städte des

Ruhrgebietes, zum Teil in Anlehnung an ältere Kommunalgliederungen der preußischen Verwaltung, zu "Kreisen" zusammengefaßt sind (Bch = "Kreis Bochum" = Bochum, Herne und Watten-scheid; Dor = "Kreis Dortmund" = Castrop-Rauxel, Dortmund, Lünen)<sup>16</sup>. Ebenfalls vom Wörterbuch übernommen ist das dreistel-lige Abkürzungssystem für die Kreise (Ahs = Ahaus, Alt = Alte-na/Lüdenscheid usw.), unter Tilgung der Umlaute (Bur, Lub, Hox, Mun statt Bür, Lüb, Höx, Mün = Kreise Büren, Lübbecke, Höxter und Münster); letzteres deshalb, um bei der Datenverar-beitung die praktikablen 60-Zeichen-Druckerketten, mit der das Rechenzentrum der Universität Münster seine Standard-Schnell-drucker ausgestattet hat und die keine Umlautzeichen besitzen, benutzen zu können.

Nach Möglichkeit wurden auch die zweistelligen Ortssiglen des Wörterbuches unverändert übernommen, wiederum unter Tilgung der Umlaute. Stärkere Abweichungen von den vom Wörterbuch benutzten Siglen mußten nur vorgenommen werden, wo die Zei-chenopposition allein auf dem Umlaut beruhte (z.B. Det Ho = Horn, Det Hö = Hörste, beide Kreis Detmold). Zusätzliche Orts-siglen wurden nur für den Kreis Siegen (Sie), der vollständig außerhalb des Bearbeitungsgebietes des Westfälischen Wörterbu-ches liegt, und für den Kreis Wittgenstein (Wtg), der nur im äußersten Nordosten vom Wörterbuch berücksichtigt wird, benö-tigt.

Ob man, da heute schon Drucker mit dem vollständigen deut-schen Buchstabeninventar zur Verfügung stehen, für eine Publi-kation die Umlaute in das Siglensystem wieder einführen sollte, kann gegenwärtig noch offen bleiben, das ist auch eine zweit-rangige Frage.

In die auf S.74 abgebildete OPK sind nur die Kreissiglen und die Ortspunkte, nicht jedoch die Ortssiglen eingetragen worden, da sie bei dem hier benutzten Verkleinerungsfaktor sicher nicht mehr lesbar wären. Im Rahmen einer Kartenpublikation könnte die vollständige, mit den Ortssiglen versehene OPK entweder (bei Verwendung von Mehrfarbendruck) als eingedruckte Grundkarte benutzt oder auf einer durchsichtigen Folie aufgebracht werden, die, über die jeweilige Sprachkarte gelegt, eine Zuordnung von Belegsymbol und Belegort ermöglichte. Für die im folgenden hier abgedruckten Probekarten ist eine vereinfachte Grundkartenver-sion verwendet worden, die nur Kreissymbole und Kreisgrenzen enthält.

Im Wörterbuch sind für kommunal unselbständige Bauershaf-ten, Ortsteile oder Wohnplätze eigene Siglen festgelegt worden, z.B. Tek Al, Bo, Dö, La = Kr. Tecklenburg Alstedde, Bockraden,

16 *Westfälisches Wörterbuch. Beiband*, bearb. v. F. WORTMANN, Neumünster 1969, S.21ff.

Dörenthe, Laggenbeck, alle zur Gemeinde Ibbenbüren gehörig (Tek Ib). Auch im Flurnamenarchiv liegt Material aus den genannten Orten vor, dieses ist hier jedoch mit der Gemeindegigle und einer weiteren Kennziffer markiert (Tek Ib6 = Laggenbeck). Nur für die Stadt Dortmund, wo aus mehr als neun Ortsteilen Daten vorliegen, ist die dritte Ortssiglenposition teils auch mit Buchstaben gefüllt (z.B. Dor Do3 = Dortmund-Bodelschwingh, Dor Doe = Dortmund-Soelde, Dor Don = Dortmund-Derne usw.). Bei einer Kartierung werden derart markierte Sprachdaten auf dem Ortspunkt der Gemeinde eingetragen, also bei Tek Ib2 bis Ib6 auf Tek Ib usw. Diese Regelung gilt nicht für die Stadt Dortmund, s.u. S.77.

Ich bin auf Einwände gefaßt: Warum die sprechenden Wörterbuchsiglen durch abstrakte Ziffernkombinationen ersetzen, warum die Siglen (Ortspunkte) der Bauernschaften und Ortsteile nicht auf der OPK eintragen, um darauf Belege genauer zu positionieren und um gleichzeitig die sehr unterschiedliche, auf verschiedenen Gemeindegrößen beruhende Ortspunktdichte in Ost-Westfalen und im Westmünsterland oder beiderseits der mittleren Lippe auszugleichen, da (vor der Gebietsreform) vor allem die westlichen Großgemeinden z.T. aus einer großen Zahl von Bauernschaften bestanden, während die östlichen oft nur ein Dorf mit einer kleinen Gemarkung umfaßten?

Man kann für das bei der Flurnamenarchivierung und für die OPK verwendete Siglensystem durchaus gute Gründe anführen. Zunächst ist es damit bei statistischen oder sonstigen mit Auszählungen unterhalb der Kreisebene verbundenen Verfahren (s. S. 94ff.) für den Rechner einfach, alle zu einer Gemeinde gehörigen Belege zusammenzufassen. Sprechend bleiben die Siglen auch, denn für den Durchschnittsbenutzer wird der Bezug auf einen größeren Ort (Ibbenbüren) ohnehin wichtiger sein als auf so kleine wie Alstedde oder Bockraden, die er wahrscheinlich nicht kennt, es sei denn, er käme aus ihrem Umkreis. Ob ein Belegsymbol ein paar Millimeter weiter rechts oder links auf der OPK eingetragen wird, scheint mir bedeutungslos. Die OPK muß beim benutzten System nicht jedesmal ergänzt oder revidiert werden, wenn zufällig ein paar neue Flurnamen für bisher noch nicht berücksichtigte Bauernschaften in das Archiv gelangen. Der wichtigste Grund für das gewählte Siglensystem liegt jedoch in der Datenstruktur selbst. Für nicht wenige Gemeinden liegen jeweils mehrere Datensätze verschiedener Sammler vor, die unterschiedlich genau in ihrer Lokalisierung sind. Während der eine für die Herkunft seiner Flurnamensammlung etwa nur "Ibbenbüren" angab (was keineswegs nur Ibbenbüren-Stadt bedeuten soll), differenzierte der andere zwischen den Bauernschaften. Dies könnte bei einem Siglensystem wie dem des Wörterbuchs zur Folge haben, daß u.U. ein und derselbe Namen auf mehrere Ortspunkte zugleich bezogen würde.



Was schließlich den Ausgleich der unterschiedlichen Ortspunktdichte betrifft, so ist es leider so, daß die Mehrzahl der "westlichen" Sammlungen ohne genaue Bauerschaftsdifferenzierung im Archiv liegt. Ein stärkerer Ausgleich der Ortspunktdichte könnte also nur sehr unvollkommen und letztlich willkürlich erfolgen. Die unterschiedlichen Gemeindegrößen haben im übrigen in Westfalen mit weit zurückreichenden siedlungsgeschichtlichen Ursachen, mit verschiedenen Flurorganisationen und Kulturlandschaften, also mit Faktoren zu tun, mit denen auch Flurnamen sachlich zusammenhängen.

Ein wirklich störender Fall ergäbe sich jedoch bei strikter Anwendung des beschriebenen Verfahrens: die Großkommune Dortmund, die erst im Verlaufe des Industrialisierungsprozesses des 19. Jahrhunderts aus einer Vielzahl älterer Gemeinden entstanden ist, würde sich auf der OKP als großer "weißer Fleck" abbilden; die Eintragung von Flurnamenbelegen aus so weit entfernten Ortsteilen wie dem südlichen Syburg oder Brechten im Dortmunder Norden auf einen einzigen Ortspunkt Dortmund-Zentrum hätte unzumutbare Ungenauigkeiten zur Folge. Hier schien ein Abweichen vom sonst befolgten Prinzip sinnvoll; alle zur Zeit der preußischen Urvermessung innerhalb des gegenwärtigen Dortmunder Stadtgebiets vorhandenen Katastergemarkungen (insgesamt 36) wurden als eigene Ortspunkte eingetragen.

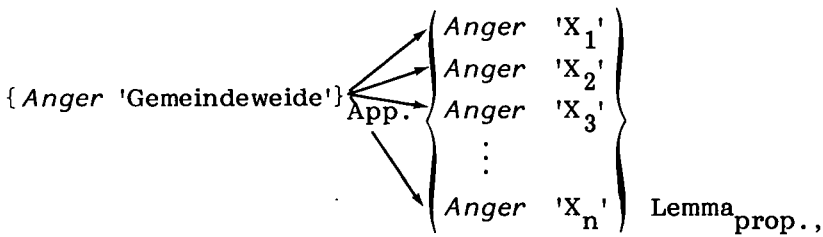
### 3.2. Wortkarten

Toponomastische Karten sind überwiegend Wortkarten, auch wenn unter ihnen Formenkarten (dann im wesentlichen Wortbildungskarten, s. S.112) und solche zu lautlichen (s. S.112f.) und prosodischen Aspekten<sup>17</sup> durchaus nicht fehlen. Die übliche Gliederung von Wortkarten in Bezeichnungs- und Bedeutungskarten ist - infolge des besonderen Zeichenstatus der Nomina propria - auf onomastische Wortkarten nicht anwendbar, jedenfalls nicht in dem Sinn, wie ihn die sprachkartographische Theorie versteht.

Die meisten bisher veröffentlichten toponomastischen Karten sind Punktsymbolkarten mit Darstellungen der Verbreitung eines Namenlemmas, also einer Menge proprialer Einheiten (Namen, Namenteile), die vom selben Appellativ abgeleitet worden sind. Man kann das wie folgt darstellen:

---

<sup>17</sup> Vgl. etwa G. MÜLLER, *Akzentgeographie der toponymischen Komposita X-hausen im Niederdeutschen*, NdW 17 (1977) Karten 1-3, S.126, 131, 142.

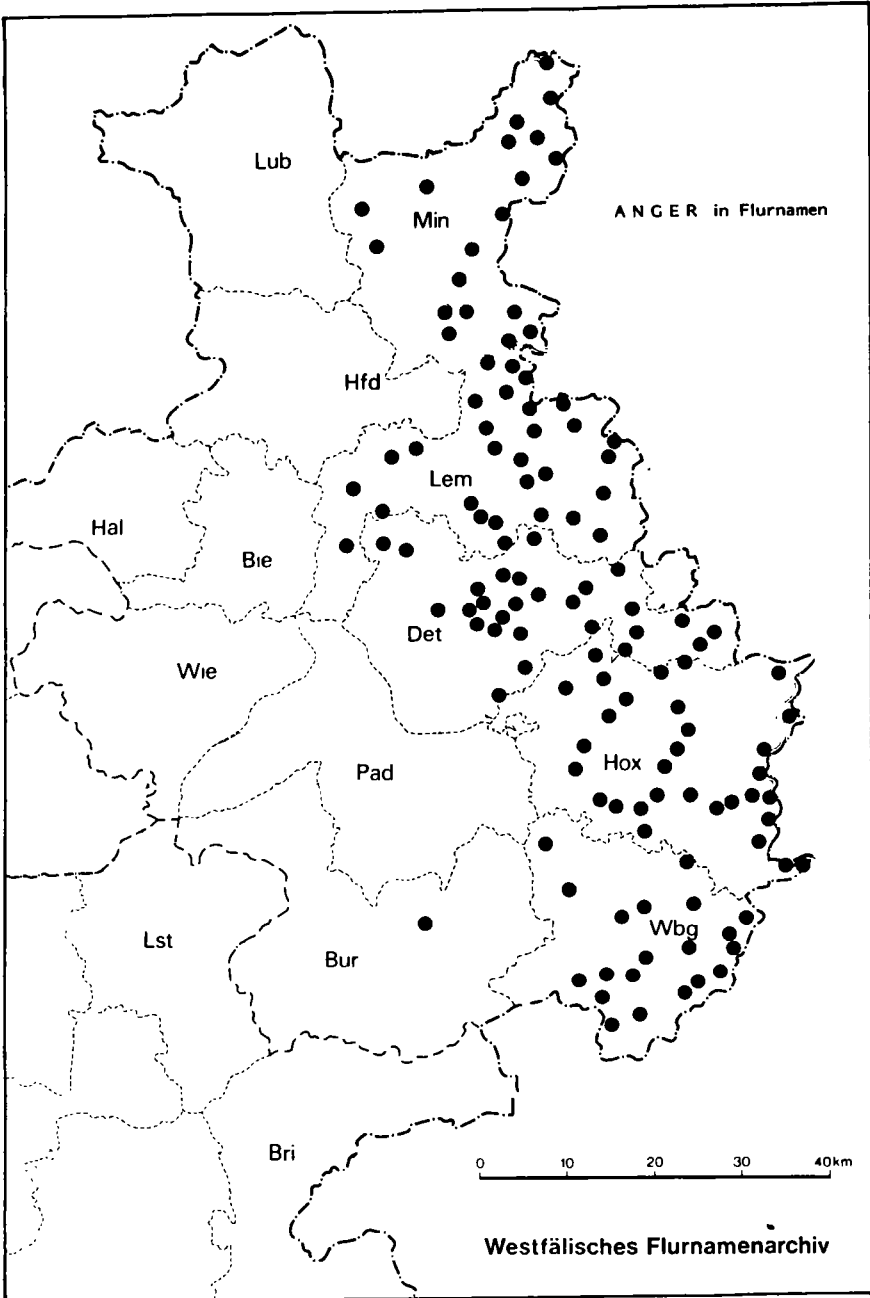


wobei unter  $X_1 \dots X_n$  die verschiedenen benannten Objekte zu verstehen sind. Ein Beispiel für diese einfache Kartierungsart liegt in Karte 4 (S.79) vor, welche die Verbreitung des Flurnamens *Anger* bzw. der von diesem Wort abgeleiteten oder damit zusammengesetzten Flurnamen (*hinterm Anger*, *Angerberg*, *Pfingstanger*) darstellt. Da *Anger*-Flurnamen sich im Westfälischen auf einen Streifen westlich der Weser beschränken, genügte hier die Wiedergabe eines Ausschnitts aus der Grundkarte.

Karten dieses Typs liegen im Prinzip auch dort vor, wo mehrere toponymische Lemmata gemeinsam kartiert werden, deren sprachlich-sachlich-chronologischer Zusammenhang ungeklärt oder gar nicht reflektiert ist. Wenn bei Bach etwa Siedlungsnamen auf *-leben*, *-büttel*, *-ingen* und *-heim* in Ostfalen und Thüringen auf einer Karte dargestellt sind<sup>18</sup>, so hat dies gewiß seine platzsparenden Gründe, ob dies auch ausreichend dialektologisch-sprachhistorisch begründet ist, kann man zumindest bezweifeln. Ohne Klärung der Interdependenz zweier oder mehrerer Namenlemmata ist es jedenfalls sauberer, jeweils auf einer Karte nur ein Namenlemma aufzubringen, um der Gefahr, "Pseudo-Bezeichnungskarten" herzustellen, zu entgehen (s. S.93ff.).

Einfache Karten wie die hier als Nr.4 abgebildete haben ihre nicht zu unterschätzende Funktion. Sie veranschaulichen wesentlich besser die Verbreitung als ein Artikel in einem Namenbuch, der dafür im vorliegenden Fall die Aufzählung von 136 Ortssiglen aufnehmen müßte. Der mögliche Einwand, man könnte dies dort doch einfacher fassen ("allgemein verbreitet in Wbg, Hox, Det, Lem, Min, außerdem Bur At") ist nicht ganz überzeugend. Längen im Archiv des Westfälischen Wörterbuches aus 36 von 76 über den ganzen Kreis Höxter verstreuten Belegorten Fragebögen vor, in denen auf einen bestimmten abgefragten Begriff immer wieder dasselbe Appellativ und kein anderes als Antwort erschiene, so wäre die Annahme, daß das betreffende Wort im Kreis Höxter "allgemein gebräuchlich" ist, sicher legitim. Entsprechend könnte die Formulierung in einem Wortartikel gefaßt

18 A. BACH, *Deutsche Namenkunde*, Bd.II,2, Heidelberg 1954, § 576, S.311; wiederabgedruckt bei J. GOOSSENS, *Deutsche Dialektologie* (Sammlung Götschen, 2205), Berlin New York 1977, S.30.



Karte 4

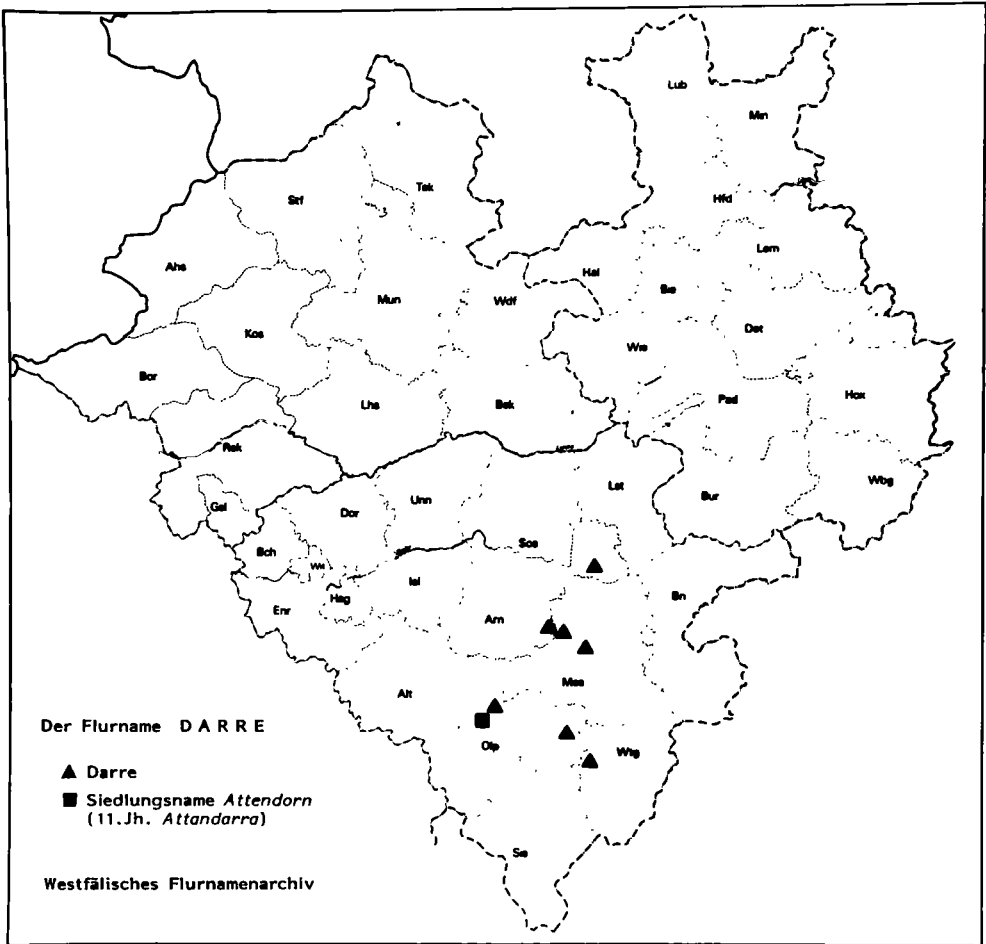
werden. Dagegen ist die Tatsache, daß *Anger* als Proprium bzw. als Bestandteil eines Propriums in 36 der 76 Belegorte von Hox im Flurnamenarchiv belegt ist, noch lange kein Anlaß, ein solches stillschweigend auch für die restlichen 40 Belegorte anzunehmen. Die Vertretungsdichte eines proprialen Lemmas im Raum läßt sich nur durch Karten oder die genaue Angabe von Orts-siglen vermitteln.

Dabei wären im vorliegenden Fall die Unterschiede der Informationswiedergabe zwischen Karte und Namenbuch noch größer. Wie angedeutet, ist toponymisches *Anger* nicht nur als Simplex, sondern auch als Element von Präpositionalphrasen und Zusammensetzungen anzutreffen, was - eine übliche alphabetische Anordnungsweise im Namenbuch vorausgesetzt - eine Streuung des Belegmaterials über verschiedene Namenartikel zur Folge hat, jedenfalls bei den Bildungen mit endgliedrigem *-anger* (*Elstern-anger*, *Gänseanger*, *Pfingstanger*, *Sauanger* ...), und was den Überblick über die Gesamtverbreitung ohne Zweifel erschwert. Gerade diesen Überblick bietet die Karte, während sie umgekehrt auf Angaben zur Kombinatorik verzichtet.

Karten wie Nr.4 sind wertvolle Ergänzungen zu oder in einem Namenbuch, indem sie entweder dort verstreute Informationen zusammenfassen, oder zur unmittelbaren Textentlastung von Artikeln eingesetzt werden. Daß solche Karten neben Verbreitungsangaben auch weitere Informationen aufnehmen können (etwa zur Wortbildung oder Schreibung/Lautung, vgl. S.113, Kt.25; zur Kombinatorik, vgl. S.98, Kt.14), ist selbstverständlich. Sie werden sich vor allem bei der Dokumentation von "Massennamen" bewähren, können aber sicher auch bei selteneren Namen, die auffällige Verbreitungsbilder aufweisen, die verbale Beschreibung unterstützen, wie etwa beim Flurnamen *Darre* (zu *darre* 'Hürde zum Trocknen'), dessen aus dem 19. und 20.Jh. vorliegenden und in Karte 5 eingetragenen Nachweise sich räumlich unmittelbar an die Siedlung Attendorn anschließen, deren seit dem 11./12. Jh. nachgewiesener Name (1072 kop. 12.Jh. *Attandarra*, 1123 *Attindarra*, 1176 *Attinderre*) ebenfalls mit *darra* 'Trockengerüst' (und dem Personennamen *Atto*) zusammenhängt.

### 3.2.1. Pseudo-Bedeutungskarten

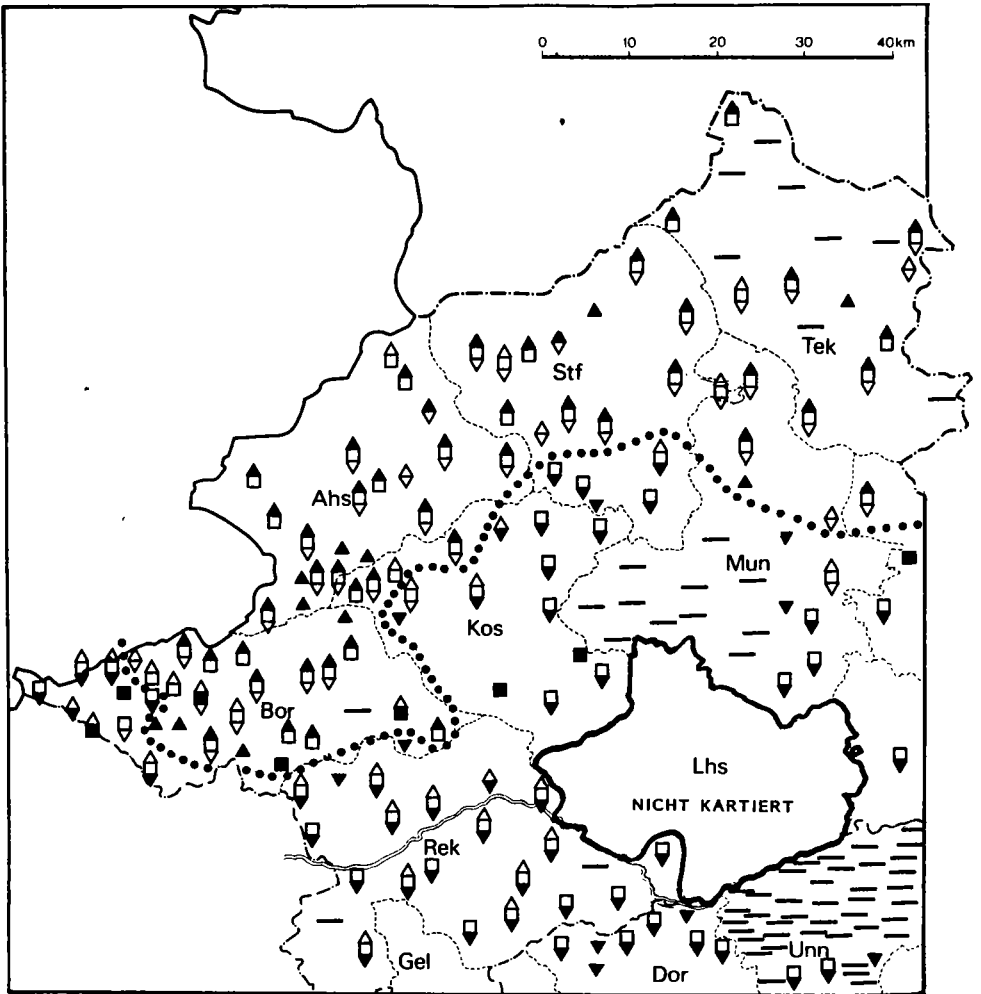
Die Bedeutung der den Namen zugrunde liegenden Appellative muß bekanntlich nicht auf Eigenschaften der benannten Objekte referieren, wird dies aber oft tun und zumindest in den meisten Fällen irgendeinmal getan haben. Es könnte sich durchaus als sinnvoll erweisen, eine Karte "Anger" so zu konzipieren, daß sie wiedergibt, ob ein mit dem Namen *Anger* oder *X-anger* belegter Flurort die Eigenschaften 'Gemeindebesitz' bzw. 'Weide' aufweist oder nicht. Der Grad des Abstands zwischen (ehemaliger) Appellativ-Bedeutung und Flurorteigenschaften kann dann unterschiedlich interpretatorisch genutzt werden, im gegebenen Beispiel etwa im Zusammenhang mit der Frage, wieweit alte Cha-



Karte 5

rakteristika des Hudebetriebes durch spätere wirtschafts- und besitzgeschichtliche Veränderungen überformt wurden.

Karte 6 (S.82) gibt einen nordwestlichen Ausschnitt der Grundkarte wieder, auf der die im Urkataster vorkommenden Namen *Feld* (*Felt, Fehl, Veld, Velt ...*) inklusive des Deminutivs (*Feldchen, Veldeken ...*) und auf *-feld* (*große Feld, Sandfeld, Seller Feld ...*) eingetragen sind, wobei Präpositionalkonstruktionen (*am, vor dem, ober dem Feld ...*) unberücksichtigt blieben. Die Form der Symbole verweist auf die Nutzung(en), die



Flurnamen mit F E L D als Simplex oder Grundwort  
(ohne Präpositional- und Adverbialkonstruktionen)

Nutzungsangaben für die FELD-Flurstücke nach dem Urkataster

△ Heide, Ödland

▽ Acker

□ andere Nutzungen (Wald, Wiese,  
Weide ...)

— Angaben zur Nutzung liegen nicht vor

▲ überwiegend/ausschließlich Heide, Ödland

▼ überwiegend/ausschließlich Acker

■ überwiegend/ausschließlich andere  
Nutzungen (Wald, Wiese, Weide ...)

das Urkataster für die mit *Feld/X-feld* benannten Flächen vermerkt. Da diese Flächen teils sehr groß sind und Mehrfachnutzungen aufweisen, teils, weil es pro Gemeinde meist mehrere *Feld*-Flurnamen gibt, die sich auf Flächen mit voneinander abweichenden Nutzungen beziehen, wurde durch die Symbolgestaltung ausgedrückt, welche der Nutzungen bzw. Flächenzustände (Acker, Weide, Heide, Ödland ...) jeweils pro Gemeinde überwiegt.

Das Ergebnis dieser Kartierung erlaubt es, das Untersuchungsgebiet in einen nördlichen Teil, in dem die Markierungen 'Heide', 'Ödland', und einen südlichen, in dem die Markierung 'Ackerland' überwiegt, zu gliedern, wobei die beiden Gebiete zur Verdeutlichung auf der Karte durch eine punktierte Linie voneinander getrennt wurden. Der Befund korrespondiert mit einer in den westfälischen Mundarten für *Feld* gegebenen Bedeutungsopposition (nordwfäl. *feld* 'Heide, Gemeinheitsland' gegen südliches und östliches *feld* 'Ackerland'). Die vorliegende Karte ist insofern aufschlußreich, als sie einen Zustand des Grenzverlaufs zwischen *feld* 'Acker' : *feld* 'Heide' reflektiert, der erheblich von dem abweicht, was sich dazu aus dem Appellativmaterial des Westfälischen Wörterbuchs ermitteln läßt. Dazu mehr unten S.121ff.

Karten der beschriebenen Art sind nur unter sehr günstigen Bedingungen herzustellen, weil sie Flurnamendaten mit detaillierten Flurortbeschreibungen voraussetzen, die im allgemeinen in der geforderten Genauigkeit nicht vorliegen. Sie sind meist nur in Teilausschnitten des Bearbeitungsgebiets realisierbar oder in Fällen, in denen recht einfache Flurortmerkmale zur Differenzierung ausreichen. Auch die abgebildete Karte 6 läßt die begrenzten Möglichkeiten deutlich werden. Sieht man vom nicht kartierten Altkreis Lüdinghausen (Lhs) ab, dessen Material bei der Kartenherstellung noch nicht zur Verfügung stand, so erkennt man zwei größere Gebiete (Unn = Unna und westlicher Teil Mun = Münster), für die keine Nutzungsmarkierungen angegeben werden konnten, weil die dort von freien Mitarbeitern verfaßten Materialsammlungen solche Angaben nicht enthalten.

### 3.2.2. Pseudo-Bezeichnungskarten

Häufiger, weil auch einfacher, ist bei toponomastischen Kartierungen die Simulierung von Bezeichnungskarten, indem man die Verbreitung von zwei oder mehreren Namenlemmata darstellt, die auf nicht-proprialen Lexemen mit gleicher Bedeutung basieren. Das Verfahren ist legitim, sofern man sich bewußt ist, daß die Bedeutungen hier nicht zu den gegebenen Daten gehören, von denen eine Interpretation erst ausgeht, sondern daß die Bedeutungen rekonstruiert sind, also selbst schon zur Interpretationsebene gehören. Pseudo-Bezeichnungskarten empfehlen sich vor allem dann, wenn

- a) die Verbreitungsgrenzen der nicht-proprialen Lexeme von denen ihrer proprialen Derivate abweichen, oder

b) die Nicht-Propria in lebender Sprache nicht mehr gebräuchlich sind,  
weil sie dann dazu beitragen können, historische wortgeographische Zustände zu rekonstruieren.

Die Probleme solcher Pseudo-Bezeichnungskarten liegen vor allem darin begründet, daß die den Namenlemmata zugrunde liegenden nicht-proprialen Lexeme neben einer diatopischen auch eine diachrone Dimension, also eine Geschichte besitzen, innerhalb der sich ihre Bedeutungen verändern konnten und innerhalb der von ihnen zu verschiedenen Zeiten Propria abgeleitet worden sein können. Das bedeutet mit anderen Worten, daß zueinander in Beziehung gesetzte Namenlemmata bzw. Elemente eines Lemmas ganz verschiedenen Zeitebenen angehören können, und es bedeutet außerdem, daß für Toponyme, die zu verschiedenen Zeiten von einem Wort deriviert worden sind, möglicherweise verschiedene Bedeutungen angenommen werden müssen.

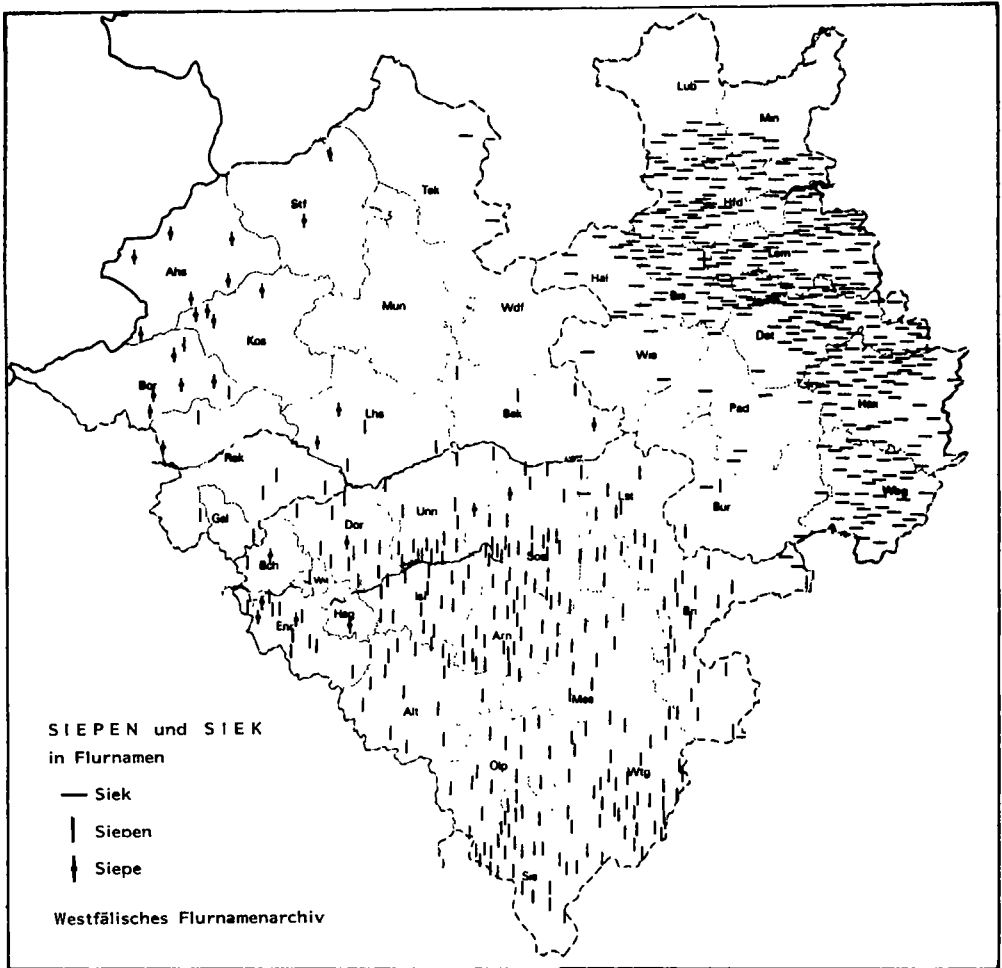
Praktisch heißt dies, daß bei Pseudo-Bezeichnungskarten der rekonstruierte Parameter "Bedeutung" nur mehr oder weniger ungenau, nie wirklich exakt konstant gehalten werden kann. Dies gilt auch für Fälle, die unproblematisch scheinen.

Die Interpretation von Bezeichnungskarten soll das Zustandekommen der wortgeographischen Verteilungen erklären und die bei diesem Prozeß wirkenden Faktoren ermitteln. Bei entsprechenden Namenkarten ist dem noch ein Interpretationsschritt vorgelagert; nämlich die Führung des Nachweises, daß die kartierten namengeographischen Bilder eine (historische) Heteronymenverteilung - vollständig oder teilweise - reflektieren. Welche Probleme bei diesem Interpretationsschritt auftreten können, sei anhand der folgenden vier Beispiele kurz aufgezeigt. Zunächst vorweg einige für das Verständnis der Karten nötige Erläuterungen.

a) Karte 7 stellt die Verbreitung der Flurnamen *Siek* und *Siepen* (bzw. hd. *Seifen*) sowie der mit ihnen gebildeten toponymischen Komposita (*Ellersiek*, *Eggelsiepen*...) nach dem Material des Flurnamenarchivs dar<sup>19</sup>. Die beiden Wörter sind im Westfälischen appellativisch nur relikthaft belegt. Für wfäl. *sīk* m., n. werden die Bedeutungen 'stehendes Gewässer kleineren Umfangs, etwa in einer Wiese; Mulde, Vertiefung; feuchte Wiese, feuchte

19 Die Verbreitung der mit *Siek* gebildeten Flurnamen ist auch ermittelt worden durch den Fragebogen zu einigen niederdeutschen Flurnamen (zusammengestellt von Prof. Dr. H. Wesche, Göttingen), der 1965 als Anhang zum Fragebogen II des Niederdeutschen Wortatlas Foerstes (Fragebogen zur Erforschung des plattdeutschen Wortschatzes) versandt worden ist. Trotz zahlreicher Abweichungen im einzelnen ergibt sich für Westfalen aus beiden Datenbeständen ein identisches Verbreitungsgebiet.





Karte 7

Niederung; (schmales) Tal; Fuß eines Hügels<sup>20</sup> genannt, für wfäl. *sīpen* m., n. 'quellreiches Engtal mit einem Bächlein; Tal-schlucht mit durchsickerndem Wasser; Bach durch einen Sumpf; Sumpf; Waldquellsumpf; in den Berg auslaufendes Tal; Bach; Quelle; Quelle, die im Sommer versiegt; an einem Bach gelegene

20 Letztgenannte Bedeutung bei KLONTRUP, *Niederdeutsch-Westphälisches Wörterbuch*, hrg. v. W. KRAMER - H. NIEBAUM - U. SCHEUERMANN, Bd. 2, Hildesheim 1984, Sp.166 (*Sik*).

Wiese'. Bei diesen, dem Archiv des Wfäl. Wörterbuchs entnommenen Angaben handelt es sich wohl nur zum Teil um Bedeutungen für lebende Appellative; zumindest in einigen Fällen sind diese Bedeutungen offensichtlich aus Eigenschaften der mit *siek/siepen* benannten Objekte rekonstruiert worden. Die mnd. Wörterbücher verzeichnen *sīp(e)* m., n. 'träge rinnender Wasserlauf, Bach, kleines Flößchen', *sīpe* f. 'wasserhaltiger Grund, feuchte Niederung', *sīk* m., n. 'wasserhaltiger Grund, sumpfige Niederung, Tümpel, pontus'<sup>21</sup>. Die für *sīk* vermerkten Bedeutungen sind, wie Kettner<sup>22</sup> nachwies, keinesfalls gesichert, sondern zweifelhaft rekonstruiert. Als Eigenschaften der mit *Siek* benannten Örtlichkeiten werden nach dem Flurnamen-Fragebogen<sup>23</sup> u.a. für Westfalen angegeben: 'Dorfbach, feuchter Grund am fließenden Wasser; Gelände mit Staunässe; stehendes Gewässer; fließendes Gewässer; Fischteich; Kerbtal, von Wasser durchflossen; eine Quelle'. Für das Stromgebiet der mittleren und oberen Leine geht Kettner davon aus, daß alle *Siek*-Namen ursprünglich Fluß-Namen waren, die erst durch Übertragung auf das angrenzende Gelände zu Flurnamen im engeren Sinne wurden, welche sich erhielten, auch wenn "die kleinen Wasserläufe infolge besserer Bodenkultur aus der Landschaft verschwunden sind"<sup>24</sup>. Das Spektrum der oben für die *Siek*-Namen angegebenen Flurortmerkmale trifft auch für die südwestfälischen *Siepen*-Namen zu. Dabei überwiegen die von Kettner für Südniedersachsen ermittelten dominanten Flurortmerkmale - kleine abschüssige Täler oder mit Abfluß versehene Bodensenken, teils mit, teils ohne Wasserlauf - sowohl für das westfälische *Siek*- wie auch für das *Siepen*-Gebiet; nur im Westen, außerhalb des Berglandes, wo *Siepen* m., n. weitgehend durch *Siepe* f. ersetzt scheint, bezeichnen die Namen hauptsächlich flache und niedrig liegende Feuchtgebiete.

b) Obwohl die Namen *grüner Weg* und *Grasweg*, deren Verteilung auf Karte 8 dargestellt ist<sup>25</sup>, etymologisch ganz durchsichtig sind, scheinen die zugrunde liegenden Appellative nicht oder doch fast nicht mehr in den Mundarten gebräuchlich zu sein. Für *grüner Weg* fehlen im Wörterbuch-Archiv überhaupt sichere appellativische Verwendungsweisen, für *Grasweg* (*Grässweg*,

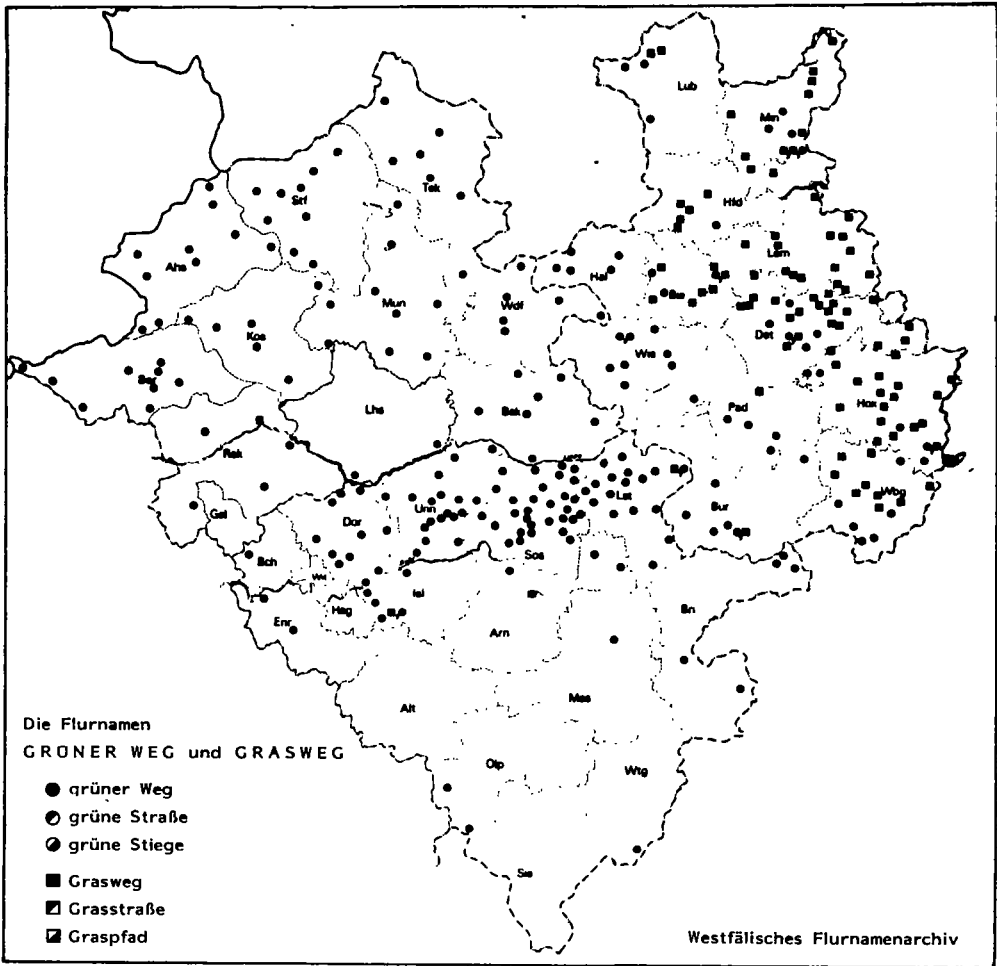
21 LASCH-BORCHLING 3,230; 3,240; SCH.-L. 4,206; 4,215; LÜBBEN-WALTHER 348f.

22 B.U. KETTNER, *Das Namengrundwort siek in Südniedersachsen*, NdW 11 (1971) 37-44.

23 Wie Anm.19.

24 KETTNER (wie Anm.22) S.43.

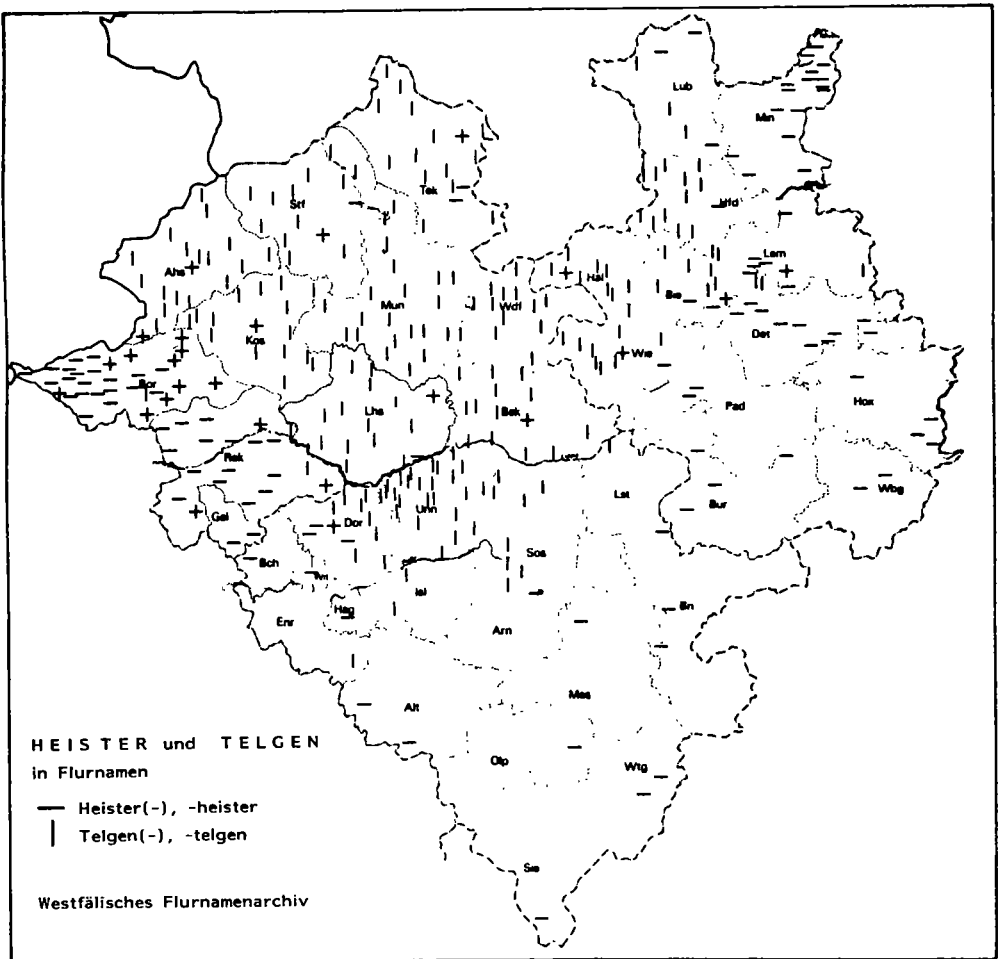
25 Für die Kartierung mitverwendet wurden auch Weiterbildungen wie *am Grasweg*, *Grünwegstück* u.ä.



Karte 8

*Greswech*) ist insgesamt zweimal die Bedeutung 'schmaler Grasstreifen zwischen zwei Äckern' belegt (im Kr. Lemgo). Dies ist aber sicher nicht die Hauptbedeutung gewesen. Nach der Beschaffenheit der benannten Gelände waren die Benennungsmotive vermutlich vorwiegend breitere (auch zum Befahren mit Wagen oder zur Viehtrift geeignete), mit Gras bewachsene, also nicht sehr frequentierte Wege.

c) Beim dritten Beispiel (Karte 9; mit *Heister* und *Telgen* gebildete Flurnamen) sind die entsprechenden Appellative in den



Karte 9

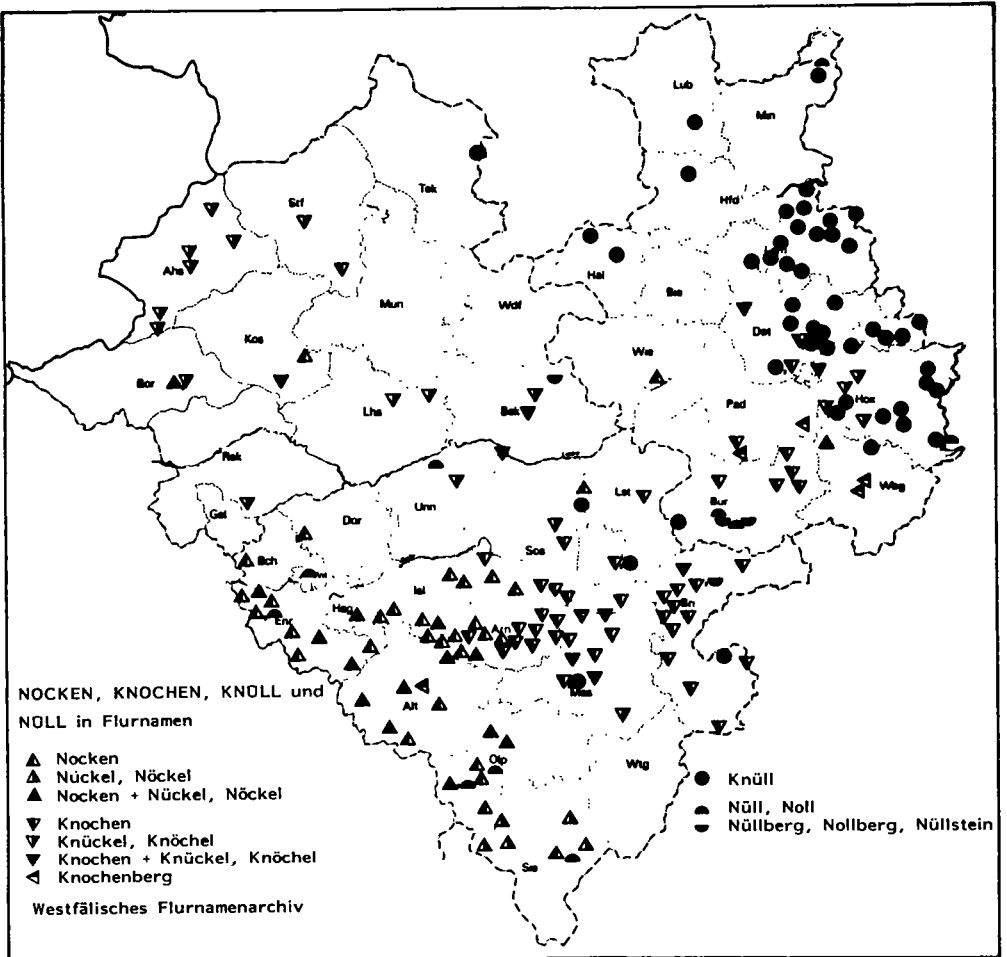
westfälischen Mundarten noch allgemein geläufig. Das Bedeutungsspektrum der beiden Wörter überschneidet sich, deckt sich aber nicht: Für wfäl. *telge(n)* gilt 'junge Eichen, Eichensetzlinge, die noch umgepflanzt werden können, Eichenpflanzung; Zweige, Äste, Stockausschlag, junge Triebe an Sträuchern; Holzstäbe, Gitterstäbe, Balken', vereinzelt auch 'junger Baum, junge Pappel, junge Fichte u.ä.', für wfäl. *hē<sup>2</sup>ster* 'junge Eiche; junge Buche; Baumstamm geringer Dicke, verkümmerter Baum; Brennholz'. Legt man über Karte 9 zwei Bedeutungskarten von wfäl. *telge(n)* und *hē<sup>2</sup>ster*, so ergibt sich, daß *Telgen-* und *Heister-*

Flurnamen im wesentlichen nur aus den Gebieten vorliegen, in denen die beiden entsprechenden Appellative die Bedeutung 'junge Eiche' haben. Für *telge(n)* ist das Verbreitungsgebiet der Bedeutung 'junge Eiche(n), Eichenanpflanzung' mit nur geringen Abweichungen identisch mit dem Areal der *Telgen*-Flurnamen, *telge(n)* 'Äste, Zweige, Stockausschlag usw.' ist ost- und südwestfälisch. Das Bedeutungsareal von *hē<sup>2</sup>ster* 'junge Eiche' schließt sich westlich und östlich an das "*telgen* 'Eichen'"-Gebiet an, während in Südwestfalen und im südlichen Ostwestfalen Bedeutungen wie 'junge Buche, Baumstamm geringer Dicke, trockener Ast, Stamm aus Buche u.ä.' vorherrschen. Innerhalb des "*telgen* 'Eichen'"-Gebietes ist *hē<sup>2</sup>ster* nicht sehr verbreitet, vereinzelt gilt hier die Bedeutung 'junge Buche'. In Südwestfalen und im südlichen Ostwestfalen gibt es kein besonderes Wort für die junge Eiche<sup>26</sup>. Man wird also sagen können, daß Karte 9 im wesentlichen eine Bezeichnungskarte 'junge Eichen' simuliert, was durch die Häufigkeit der Flurnamen *Telgenkamp*, *Heisterkamp*, *Telgengarten*, *Heistergarten*, *Telgenbusch*, *Heisterbusch*, die auch appellativisch vereinzelt als 'Eichenanpflanzung, Baumschule' belegt sind, unterstützt wird, wobei selbstverständlich unterstellt werden kann, daß vereinzelt auch andere Bedeutungen (vor allem *hē<sup>2</sup>ster* 'junge Buche') zur Namenbildung herangezogen wurden.

d) Bei den auf Karte 10 dargestellten Namenlemmata *Nocken/Nöckel* (wfäl. *no<sup>a</sup>ke/nü<sup>e</sup>kel*), *Knochen/Knöchel* (wfäl. *kno<sup>a</sup>ke/knü<sup>e</sup>kel*), *Noll/Nüll* und *Knüll* sind die entsprechenden Appellative im Westfälischen entweder überhaupt nicht oder nur in anderen, den Namen nicht zugrunde liegenden Bedeutungen vorhanden. Mit Ausnahme der münsterländischen *Knöchel*- und *Nöckel*-Namen, deren Einordnung unsicher ist (s. S.93), benennen die kartierten Namen Berge. Bei den Komposita wurden nur solche auf *-berg* oder *-stein* berücksichtigt, da vor allem bei *Knochen* in sonstigen Zusammensetzungen (wie *Knochenacker* u.ä.) andere Basisbedeutungen anzunehmen oder doch nicht auszuschließen sind.

Die Karte zeigt eine klare west-östliche Abfolge von *Nocken/Nöckel* - *Knochen/Knöchel* - *Knüll*, was darauf schließen läßt, daß ihr eine ehemalige Heteronymenverteilung entsprochen hat. Eingestreut in das *Nocken-Knochen*-Gebiet finden sich Belege von *Nüll/Noll*, wobei die Karte für diesen Befund keine Interpretationshilfe gibt, also offen läßt, ob das Nebeneinander von *Nocken* und *Knochen* einerseits und *Nüll/Noll* andererseits auf

26 Ermittelt durch Wfäl. Wörterbuch, Fragebogen 11,25a: "Gibt es ein besonderes Wort für eine *junge Eiche*?". Im genannten Gebiet dominieren die Fehlmeldungen, vereinzelt wird *lo<sup>a</sup>de* und *po<sup>a</sup>te* genannt, wobei nicht sicher ist, ob es sich hier nicht doch um auch auf andere Baumarten anwendbare Bezeichnungen für 'Neuaustrieb, Setzling' handelt.

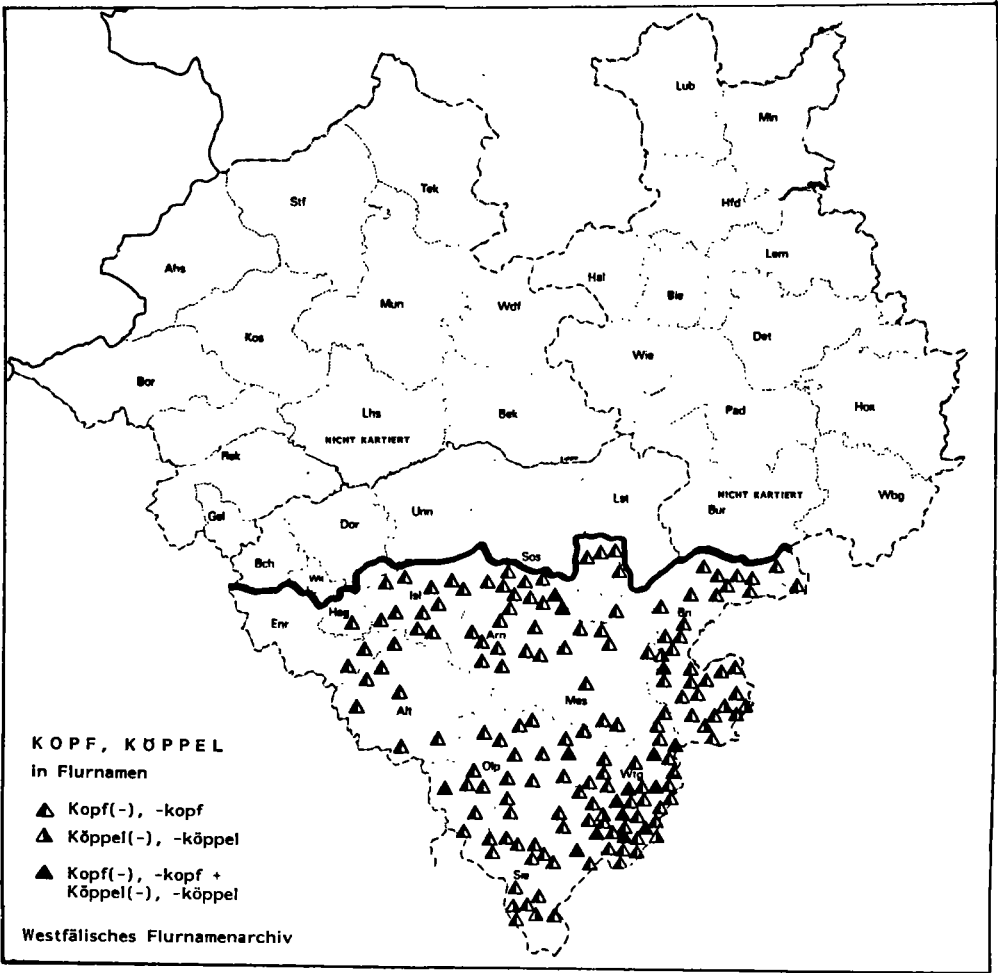


Karte 10

eine (möglicherweise geringe) Bedeutungsdifferenz zurückzuführen ist, oder ob der Befund diachronisch interpretiert werden muß, etwa dahingehend, daß eine ältere Gebietsaufteilung zwischen dem Paar *Nüll/Nöll* - *Knüll* im *Nüll*-Gebiet superstratisch vom Paar *Nocken* - *Knochen* überlagert wurde.

Es ist offensichtlich, daß Karte 10, wenn überhaupt, eine historische Heteronymenverteilung für 'Berg'<sup>27</sup> nur unvollstän-

27 Bzw. einen begrenzteren Bedeutungsumfang (Berg bestimmter Größe, Form ...), was aber hier nicht diskutiert zu werden braucht.



Karte 11

dig wiedergibt, vor allem wenn man die Beleglücke im Süden (Wtg = Wittgenstein und Olp = Olpe) bedenkt. Namenwörter für Erhebungen gibt es zwar zahlreiche, aber keines, das einigermaßen genau in die Lücke "paßt". Das dort dominierende Namenlemma für Berge, *Kopf/Kopp* bzw. *Köppel*, reicht weit darüber hinaus, wie seine Darstellung auf Karte 11 beweist<sup>28</sup>. Eine Be-

28 Da im Norden *Kopf*, *Köpfe* bzw. Zusammensetzungen mit *-kopf*, *-köpfe* als Flurnamen vorkommen, die auf *kopf* 'Ackerendstück, querliegender Acker' basieren, ist, um dieses Problem der Bedeutungsdifferenz auszuschalten, nur der Süden kartiert worden.

rücksichtigung von *Kopf/Köppel*, dessen Verbreitung mit der von *Nocken/Nöckel* und *Knochen/Knöchel* durchaus etwas zu tun hat (vgl. S.96), auf Karte 10 würde keine Einsichten erleichtern, sondern im Gegenteil nur zu Unübersichtlichkeit führen.

Betrachtet man die vier vorgestellten Fälle im Zusammenhang, so stellt man fest, daß alle vier Karten teils Zonen mit großen Belegverdichtungen, teils solche mit sehr wenigen oder völlig fehlenden Belegen aufweisen, ganz im Gegensatz zu dem, was man von einer Bezeichnungskarte erwartet, wenn man für diese unterstellt, daß eine gleichmäßige Materialgrundlage vorliegt und daß der Begriff, die Sache, nach deren Bezeichnungen gefragt wurde, allgemein bekannt ist. Die Ursachen für die zu beobachtenden Beleglücken scheinen jedoch in jedem Fall etwas anders gelagert zu sein. Bei *Siek/Siepen* ist in Ostwestfalen die Bedeutungskomponente '(fließendes Gewässer in) abschüssigem Tälchen' offenbar so vorherrschend gewesen, daß die Verbreitung der *Siek*-Namen nahezu ohne Übergang an den Rändern des Berglandes (Wiehengebirge, Teutoburger Wald) abbricht. In der Ebene gab es die Sache nicht, zu deren Benennung *siek* geeignet war. Doch dies gilt nicht für ganz Westfalen-Lippe. Im Westen reicht *Siepen* deutlich über das Bergland hinaus, mit Benennung auch ganz flacher Feuchtareale, und zwar nicht nur mit seiner Variante *Siepe* f.<sup>29</sup> Die (von Kettner für Südniedersachsen formulierte) Annahme<sup>30</sup>, daß die (rekonstruierte) Bedeutungsvielfalt, die für *siek* und *siepen* von den Gewährsleuten angegeben wird, ausschließend das Ergebnis von Namenübertragungen und der Veränderungen ist, die das Gewässernetz durch menschliche Eingriffe erfahren hat, kann insgesamt nicht zutreffen; viel wahrscheinlicher ist es, bereits für die Appellative eine breitere semantische Auffächerung anzunehmen und westliches *Siepe/Siepen* und östliches *Siepen/Siek* nicht unbedingt den selben semantischen Ausgangsstufen zuzuordnen. Die Namen, die auf Heteronymen von westlichem *\*sīpe/\*sīpen* beruhen, müßten erst gefunden werden, um sie in unserem Zusammenhang kartieren zu können.

Die areale Verteilung der Flurnamen *grüner Weg* und *Grasweg* läßt darauf schließen, daß ihnen Heteronyme zugrunde liegen. Das genaue Abbild einer historischen Heteronymenverteilung bietet Karte 8 aber wahrscheinlich nicht. Der fast belegleere Süden berechtigt keineswegs zur Annahme, hier sei das Appellativ *\*grüner Weg* eben nie verbreitet gewesen. Der dichte Belegstreifen

29 Von *sīpe* f. - vgl. mnd. *sīpe* f. 'feuchte Niederung' - sind im Wörterbucharchiv keine appellativischen Spuren vorhanden. Nach DITTMAYER (wie Anm.1) S.287, benennt *Siepe* f. am Niederrhein nasse Stellen in Äckern und Wiesen.

30 KETTNER (wie Anm.22) S.43.



entlang des Helwegs (Dor, Unn, Sos, Lst) könnte einfach dadurch entstanden sein, daß in diesem Gebiet die Benennung nach Wegebezeichnungen wesentlich frequenter geübt wurde als im Süden (vgl. S.109ff. und Karten 23 und 24), daß also die Karte 8 neben einer ehemaligen Heteronymenverteilung auch die regional unterschiedliche Nutzung von Benennungsmotiven abbildet.

In Karte 9 ist das nahezu belegleere Gebiet im Süden und Südosten im wesentlichen das Ergebnis einer lexikalischen Lücke, da die dortigen Mundarten eine spezielle Bezeichnung für die junge Eiche nicht kennen; Namen, die sich auf Eichenanpflanzungen beziehen könnten (*Eickkamp*, *Eickhoff* u.ä.?), sind also vermutlich von solchen, die in anderen Zusammenhängen auf Eichen verweisen, nicht zu differenzieren.

Die Beleglücken in Karte 10 haben zweierlei Ursachen. Da es im Bereich der Münsterschen Bucht nur wenige größere Bodenhebungen gibt, ist das dortige Fehlen von Bergnamen leicht erklärbar. Die münsterländischen *Knöchel*- und *Nöckel*-Namen beziehen sich nicht auf größere Erhebungen, ob auf kleine, läßt sich anhand der Flurkarten nicht ermitteln; möglicherweise sind sie anderen Zusammenhängen zuzuordnen. Die Lücke in Wittgenstein und Olpe (Wtg, Olp) ist, wie schon angedeutet, eine Kartierungslücke, die auf der Unsicherheit darüber beruht, welche der dort vorkommenden Bergnamentypen dem Zeithorizont von *Nocken/Knochen* zuzuordnen sind. Bei den, wie den Gewässernamen, z.T. altertümlichen Bergnamen kann sich das vielfältige sprachgeschichtliche Nacheinander als komplexes namengeographisches "Durcheinander" abbilden, das sich durch sprachkartographische Instrumentarien nur unzureichend entwirren läßt (vgl. unten S.96).

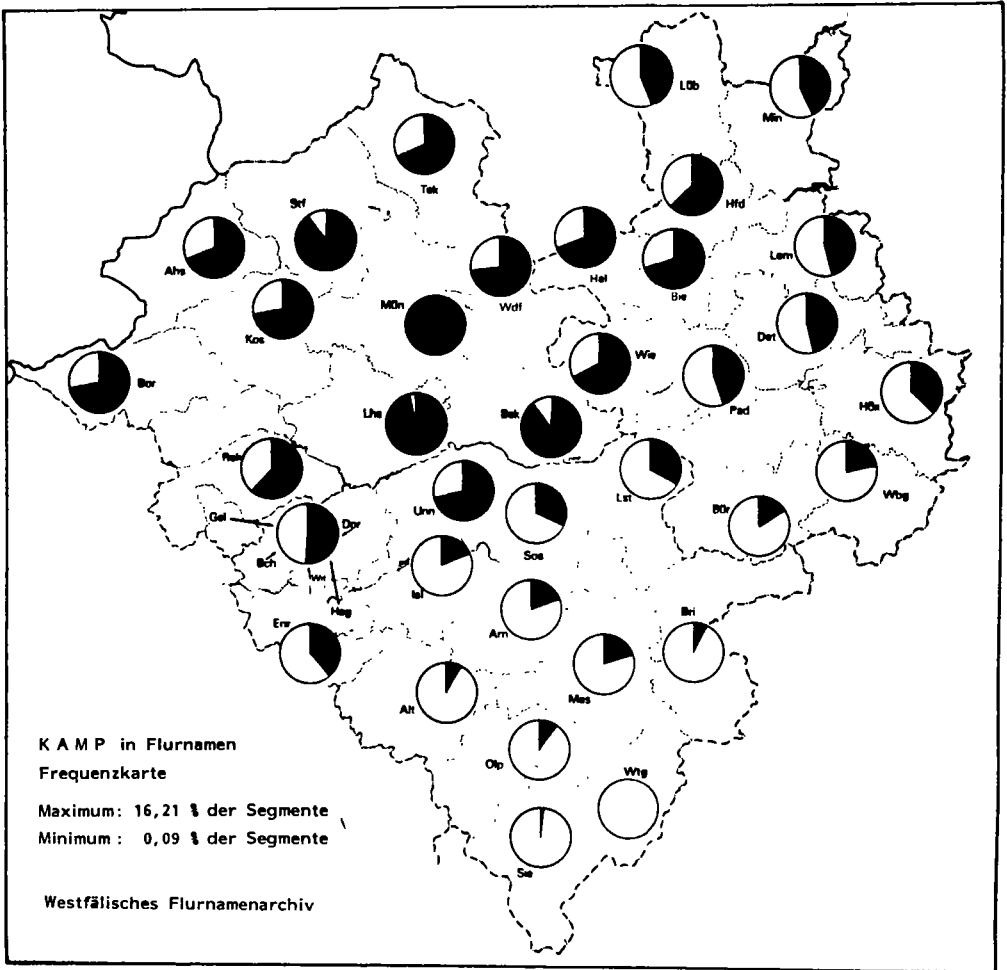
Die Rekonstruktion einer appellativgeographischen Verteilung durch eine namengeographische sieht sich also erheblichen Schwierigkeiten ausgesetzt. Sie muß wortgeographische, sachgeographische und benennungskonventionelle Faktoren berücksichtigen und sie muß stratigraphische Probleme lösen, d.h. die Zuordnung von Namensgruppen eines einheitlichen chronologischen Entstehungshorizontes leisten. Auch wenn Pseudo-Bezeichnungskarten daher in aller Regel jeweils nur Bruchstücke von Heteronymenverteilungen rekonstruieren helfen, sind sie dennoch ein wichtiges Forschungsinstrument, und zwar nicht nur in Hinblick auf die allgemeine historische Wortgeographie, sondern auch in Hinblick auf onomastische Problemlösungen. Erst die Zusammenkartierung von *Heister* und *Telgen* ermöglichte den klaren Nachweis, daß für die zugrunde liegenden Appellative die Bedeutung 'junge Eiche' anzusetzen ist. In jedem Fall sind Pseudo-Bezeichnungskarten Instrumente zum Auffinden relevanter Fragestellungen.

### 3.3. Frequenzkarten

Bei den bisher gezeigten Punktsymbolkarten wird ein Symbol auf einen Ortspunkt eingetragen, wenn ein bestimmtes Namenlemma in der durch den Ortspunkt repräsentierten Gemarkung vorkommt, wobei aus naheliegenden Gründen nicht angegeben werden kann, ob in dieser Gemarkung das Lemma durch ein, zwei oder mehrere Namen vertreten ist. Vor allem bei massenhaft auftretenden Namentypen können Punktkarten die wirkliche Benennungsfrequenz unter Umständen nur sehr verzerrt darstellen. Die Häufigkeit, mit der ein bestimmtes Namenlemma jeweils vertreten ist, könnte man wiedergeben, indem man auf einer Karte für einen bestimmten Raum die Menge der zu diesem Lemma gehörigen Namen entweder direkt durch Ziffern oder - optisch besser vermittelt - etwa durch unterschiedlich hohe Säulen (vgl. Karte 24) angibt. Verwendet man für solche Frequenzkarten absolute Zahlen, wobei gleichgültig ist, ob diese durch Ziffern oder Symbole repräsentiert werden, so müssen die Flächen, auf die sich die Zahlen beziehen, gleich groß sein, um Vergleiche zu ermöglichen. Solche Flächen könnten Planquadrate eines Gitternetzes sein, das über das Kartierungsgebiet gelegt wird. Abgesehen davon, daß eine Umordnung des nach Gemeinden sortierten Belegmaterials nach Planquadraten gar nicht exakt durchzuführen ist, gibt es noch einen Grund, die Frequenz nicht in absoluten Zahlen darzustellen. Das über einen längeren Zeitraum und von verschiedenen Personen zusammengetragene Material des Flurnamenchivs enthält Sammlungen sehr unterschiedlichen Belegumfangs und unterschiedlicher Genauigkeit, was die Vergleichbarkeit absoluter Werte erheblich beeinträchtigen würde. Man ermittelt daher die Frequenz besser als relative Häufigkeit, d.h. als prozentualen Anteil der Elemente eines Namenlemmas am Gesamtbestand der für einen bestimmten Raum im Archiv vorhandenen Namelemente. Ein solches Verfahren berücksichtigt einerseits die pro Raumeinheit z.T. erheblichen Unterschiede in den Materialmengen und sie erlaubt es prinzipiell auch, Flächen unterschiedlicher Größe miteinander zu vergleichen. Bei der Ermittlung der relativen Häufigkeit erschien es weiter sinnvoll, nicht den einzelnen Namen, sondern den einzelnen Beleg zur Berechnungsgrundlage zu machen, einfach aus dem Grund, weil in vielen Fällen gar keine Klarheit darüber besteht, ob zwei oder mehrere Belege in einer Sammlung sich nun auf einen oder auf verschiedene Namen beziehen.

Für die hier vorgelegten Frequenzkarten wurden als Berechnungsräume die Landkreise gewählt und vom Rechner die prozentualen Anteile der zum Lemma X gehörigen Segmente am Gesamtbestand der pro Landkreis vorhandenen Namensegmente ermittelt<sup>31</sup>. Nur die kleinen Einheiten des Ruhrgebiets (Bch - Bo-

31 Als Segmente werden die innerhalb eines Namens segmentierbaren lexikalischen Bestandteile verstanden, also das, was auch als Namenstamm, Namen-



Karte 12

wort, Namelement bezeichnet zu werden pflegt, vgl. MÜLLER, NdW 18 (wie Anm.6) S.145ff. Bei der Frequenzberechnung wurden nur die innerhalb eines Namenkerns oder attributiven Namenbestandteiles auftretenden, nicht die als Artikel, Präpositionen oder Ortsadverbien innerhalb eines Namens identifizierbaren Segmente berücksichtigt, z.B. *am grünen Weg, auf der Lütkenlescher Schepellse* (bei der Frequenzberechnung herangezogene Segmente unterstrichen).

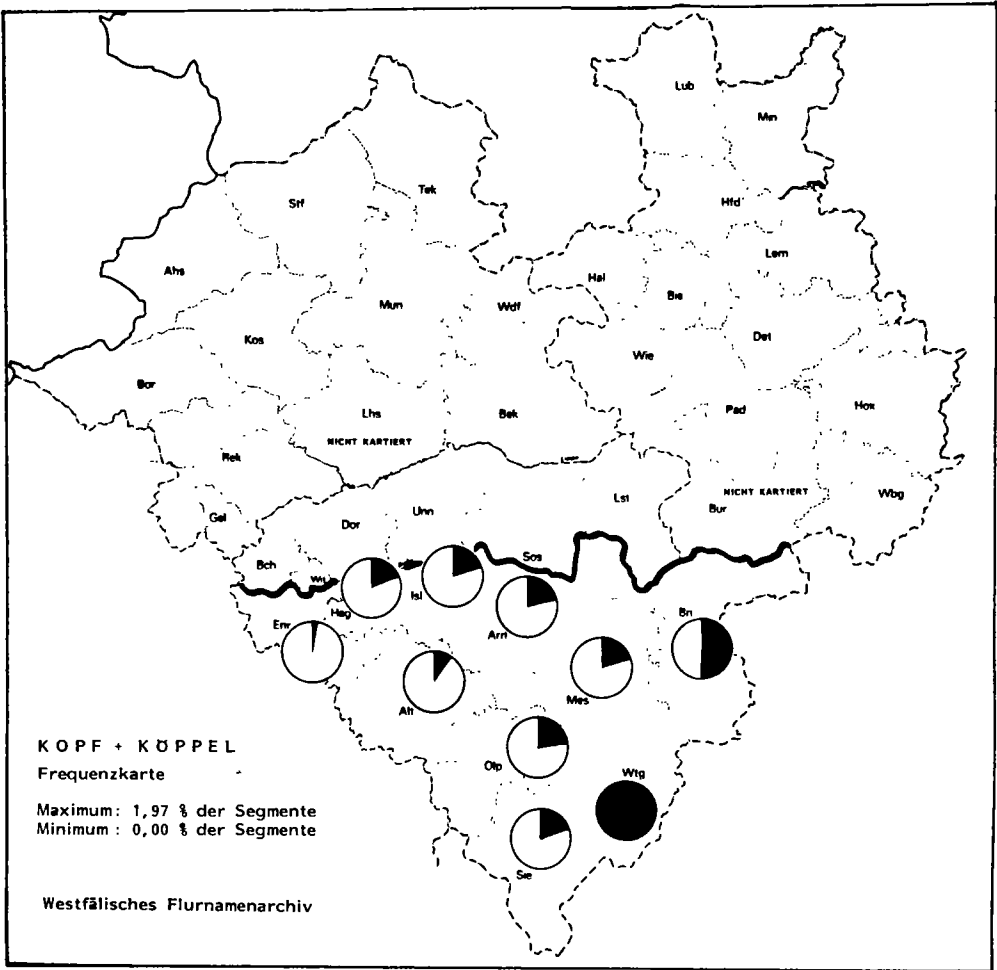
Für Zusammensetzungen (z.B. *Kuhkamp, Kuhweide*, Karte 15) wurde die Frequenz allerdings nicht von den pro Kreis vorhandenen Segmenten, sondern von den vorhandenen Komposita aus berechnet, wobei auch attributive Fügungen des Typs *grüner Weg, alter Kamp* als "Komposita" interpretiert werden. Zur Begründung vgl. MÜLLER, NdW 19 (wie Anm.6) S.183.

chum, Gel - Gelsenkirchen, Wit - Witten, Dor - Dortmund und Hag - Hagen) sind weitgehend für die Frequenzberechnung zusammengefaßt worden (vgl. Karte 12, 16, 31f.). Bei den Darstellungen der Frequenz mittels Kreissektoren wurde dem ermittelten größten Prozentwert (Maximum) ein voller Kreis ( $360^\circ$ ) zugewiesen, allen niedrigeren Prozentwerten ein Sektor zwischen  $> 0^\circ$  und  $< 360^\circ$ . Das Minimum (in der Regel 0,00 %) wird durch einen leeren Kreis repräsentiert. Bei einem Vergleich von Frequenzen in Variablenkarten ist der Kreissektor als Darstellungsmittel nicht praktikabel. Hier wurden Säulen gewählt, die zur Wiedergabe das Maximums vollständig gefüllt, beim Minimum (0,00 %) unten offen und bei den Zwischenwerten entsprechend ihrem Abstand vom Minimum/Maximum teilweise gefüllt sind.

Besonders wichtig sind Frequenzkarten für solche Namenlemmata, die praktisch im gesamten Bearbeitungsgebiet vertreten sind. Würde das Vorkommen von *Kamp* (-*kamp*, *Kamp*-) auf einer Punktsymbolkarte dargestellt, so käme eine Art Ortspunktkarte wie Nr. 3 heraus, da es kaum westfälische Gemarkungen gibt, in denen *Kamp* toponymisch nicht vertreten ist (ausgenommen die Kreise Sie, Wtg und Teile von Olp, Mes und Bri). Durch eine Frequenzkarte (Karte 12) kann man die räumlichen Gegensätze aber deutlich vermitteln.

Es braucht nicht sonderlich begründet werden, daß Frequenzkarten in manchen Fällen größere Interpretationsmöglichkeiten eröffnen als Punktsymbolkarten, zumindest sind sie vielfach eine notwendige Ergänzung zur Punktsymbolkarte. Berechnet man die Frequenz für die mit *Kopf/Köppel* gebildeten südwestfälischen Bergnamen, so erkennt man (s. Karte 13) wesentlich deutlicher als auf Karte 11, wie sehr sich diese Namen im Raum Wtg konzentrieren, also dort, wo die Bergnamen *Nocken/Nöckel* und *Knochen/Knöchel* fehlen, was zur Arbeitshypothese berechtigt, *Kopf/Köppel* - *Knochen/Knöchel* - *Nocken/Nöckel* als ehemalige Heteronymengruppe aufzufassen.

Es ist deutlich, daß die Landkreise als Flächeneinheiten für Frequenzberechnungen nur dort angebracht sind, wo es um die Darstellung großräumiger Unterschiede und allmählicher Veränderungen in der Namenhäufigkeit geht. In vielen Fällen wird dieses Gliederungsraster zu grob sein, um toponymische Diatopik ausreichend veranschaulichen zu können. Die Verkleinerung der Berechnungseinheiten hat ihre Grenzen allerdings in den zur Verfügung stehenden Belegmengen - diese müssen statistisch ausreichend sein - und im Format der Kartenpublikation, da die Wiedergabe von Kreissektoren oder Säulen größer sein muß als bei einfachen Belegsymbolen, um richtig gelesen werden zu können. Ich denke, daß die Teilung der Landkreise, je nach ihrer Größe, in ein bis fünf, ungefähr gleich umfängliche Berechnungseinheiten eine praktikable Gliederung ergeben könnte. An der Konstruktion eines solchen feinmaschigeren Netzes (mit

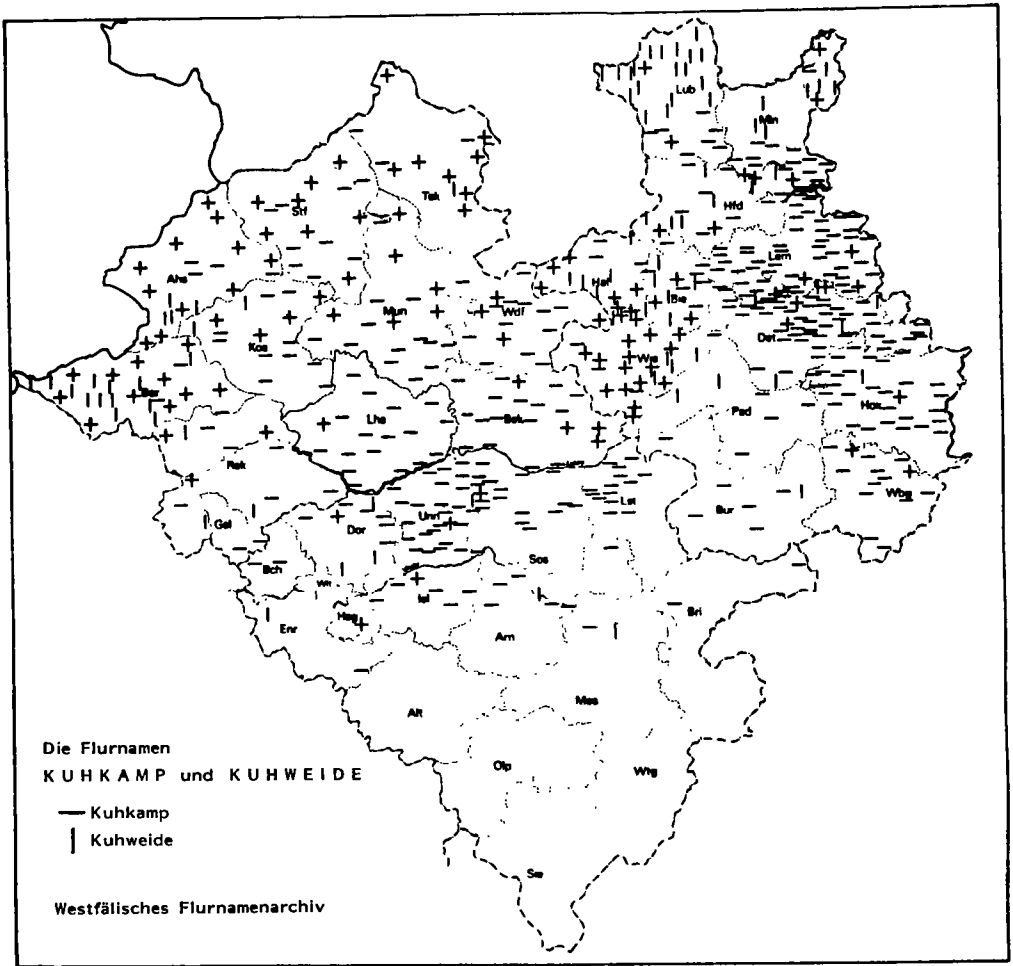


Karte 13

rund 140 Berechnungseinheiten) für den Rechner wird gegenwärtig gearbeitet.

### 3.4. Variablenkarten

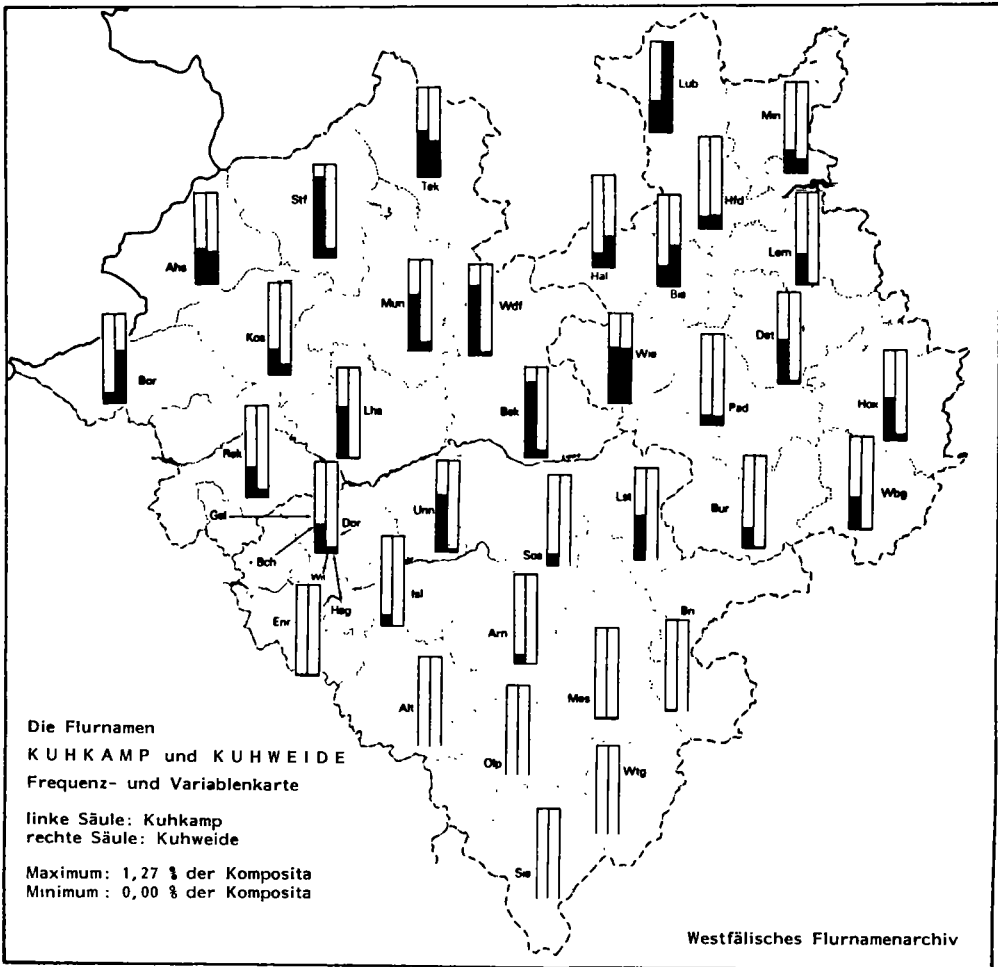
Die Fälle, in denen sich auf toponomastischen Karten klare Linien ziehen lassen zur gegenseitigen Begrenzung zweier toponymischer Phänomene, sind eher selten. In der Regel ist der Übergang von einem zum andern Typ durch eine mehr oder minder breite Mischzone gekennzeichnet, was leicht erklärbar ist; der Raum, innerhalb dessen sich eine Isoglosse im Verlaufe der



Karte 14

Sprachgeschichte bewegt hat, bildet sich auf der Ebene der Toponymik grundsätzlich als Übergangszonen ab, auch wenn solche Zonen durch sekundäre Überformungen (Namenwechsel, Namenveränderungen ...) wieder abgebaut werden können.

Da Punktsymbolkarten den Verlauf von Übergangszonen oft nur unzureichend darstellen können, ergibt sich bei Namenskartierungen verhältnismäßig häufig der Anlaß zu Variablenkarten. Die aufgrund der elektronischen Speicherung leicht zu quantifizierenden Daten des Flurnamenarchivs bieten sich dabei für die Herstellung von Variablenkarten geradezu an. Diese können auf



Karte 15

allen Ebenen eingesetzt werden, wo sich zwischen zwei oder mehreren diskreten Realisierungen einer gemeinsamen sprachlichen Bezugsgröße keine komplementären arealen Verteilungen, sondern Gebiete mit variabler Dominanz jeweils einer der Realisierungen ergeben: im Bereich der Graphien bzw. dahinterstehenden Lautungen, bei der Wortbildung (etwa Grundwort- : Simplex- Verwendung eines Namenlemmas) oder bei proprialen "Heteronymenpaaren" (Karte 15, vgl. auch 19, 24).

In Westfalen gibt es zwei Bezeichnungen der zur Rinderhaltung genutzten Weide, die auf die Mikrotoponymie stark einge-

wirkt haben: *Kuhweide* und *Kuhkamp* ( $k\bar{o}^1weide$ ,  $k\bar{o}^1kamp$ ). Für beide Namenkomposita finden sich, wie Karte 14 zeigt, aus nahezu ganz Westfalen reichlich Belege, mit Ausnahme des mitteldeutschen Südens und des Hochsauerlandes. Karte 14 läßt zwar erkennen, daß es Gebiete gibt, in denen *Kuhkamp*, und solche, in denen *Kuhweide* vorherrscht; einen genaueren Einblick in das wechselnde gegenseitige Verhältnis der beiden Namenkomposita vermittelt aber erst die Variablenkarte Nr.15, die auch die Informationen einer Frequenzkarte wiedergibt. Im Prinzip geht die gewählte Kartierungstechnik von der Vorstellung aus, daß man die in einem bestimmten Raum vorhandenen Flurnamen als variable Realisierungen einer abstrakten Bezugseinheit "Flurname" auffassen kann. Karte 15 gibt also an, mit welcher Wahrscheinlichkeit die gegebenen Flurnamen in einem bestimmten Raum, hier jeweils einem Landkreis, von  $k\bar{o}^1kamp$  bzw. von  $k\bar{o}^1weide$  abgeleitet sind.

Die Karte ist ein gutes Beispiel dafür, daß die Quantifizierung der Flurnamendaten auf Kreisbasis zu grob ist. Für Ahs ergibt sich aus ihr ein nahezu ausgeglichenes Mengenverhältnis zwischen *Kuhkamp* und *Kuhweide*. Differenziert man genauer, so zeigt sich, daß der Osten des Kreises sich mit überwiegendem *Kuhkamp* an das zentrale Münsterland, der Westen mit überwiegendem *Kuhweide* an den Kreis Borken (Bor) anschließt. Für die im äußersten Westen liegenden Grenzgemeinden Vreden und Ammeloe<sup>32</sup> lag nach dem Urkataster das Verhältnis zwischen *Kuhkamp* : *Kuhweide* bei rund 1:8, nach der Aufnahme mundartlicher Flurnamen von 1982 durch E. Piirainen<sup>33</sup> sogar bei etwa 1:15. Ähnliches gilt für den Kr. Wiedenbrück (Wie), in dem teils, wie im anschließenden nördlichen Gebiet, *Kuhweide*, sonst *Kuhkamp* dominiert.

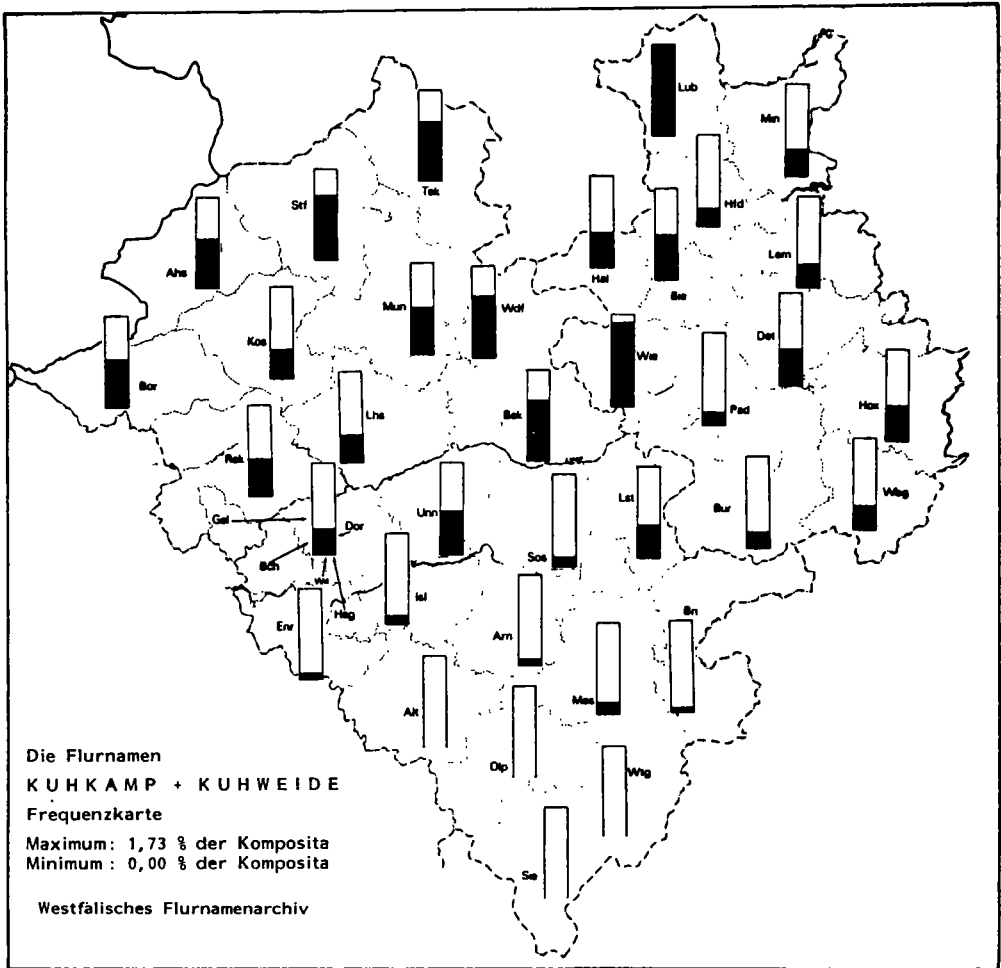
### 3.5. Karten zur Darstellung von Benennungsmotiven

Welche Eigenschaft eines Objektes bei dessen Benennung sprachlich markiert wird, ist arbiträr. Der Namengeber kann ein Stück Weideland, auf dem Kühe gehütet werden, eben als *Kuhkamp* oder *Kuhweide*, aber auch nach der Lage (*auf der Sommerseite*, *hinter der hohen Fuhr*), nach der Größe (*die lütke Weide*), aber auch nach dem flur- bzw. besitzgeschichtlichen Alter (*der neue Kamp*, *der alte Kamp*) benennen. Obwohl, wenigstens theoretisch, die Zahl der möglichen Benennungsmotive nahezu unbegrenzt ist, wird er erfahrungsgemäß beim Namengebungsakt das Motiv nicht wirklich frei wählen, sondern, auch unbewußt, Benennungskonventionen folgen, die sich in seiner Sprechergemeinschaft ausgebildet haben. Es scheint mir eine

32 Ammeloe ist seit 1975 Teil der Stadt Vreden.

33 PIIRAINEN (wie Anm.11) S.229f.

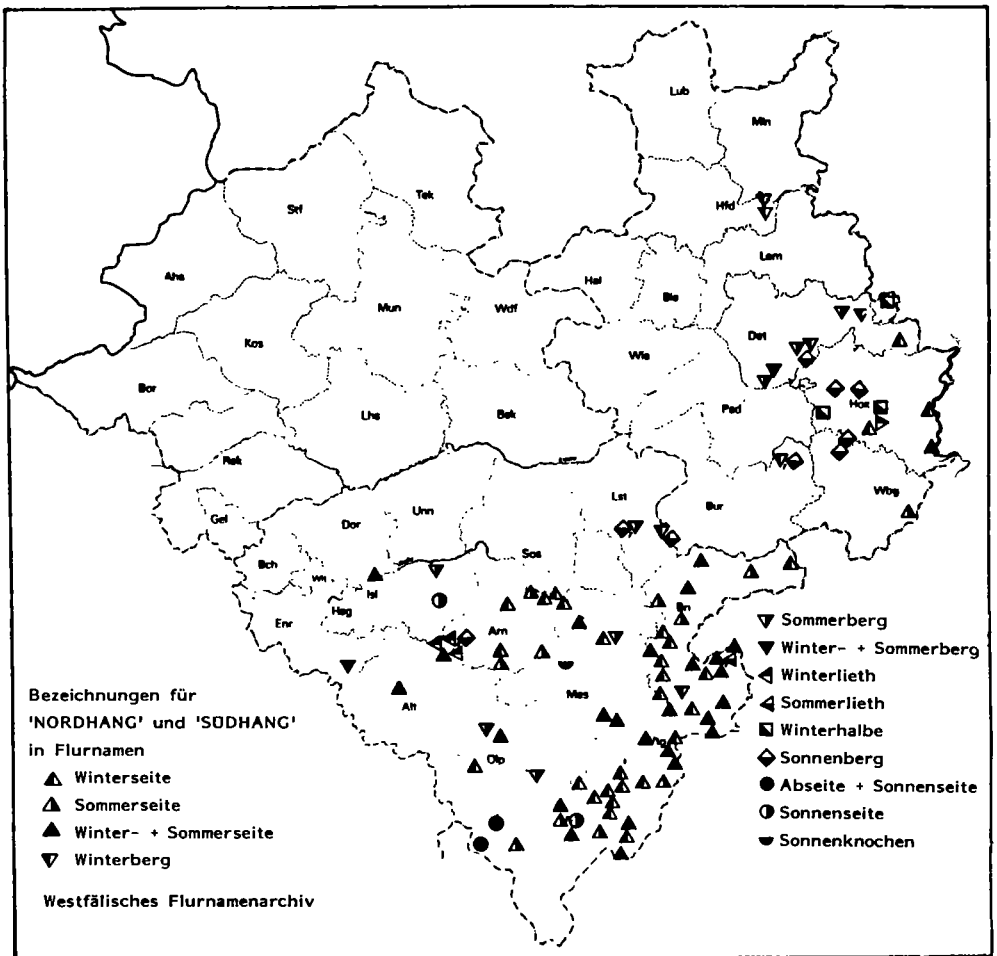




Karte 16

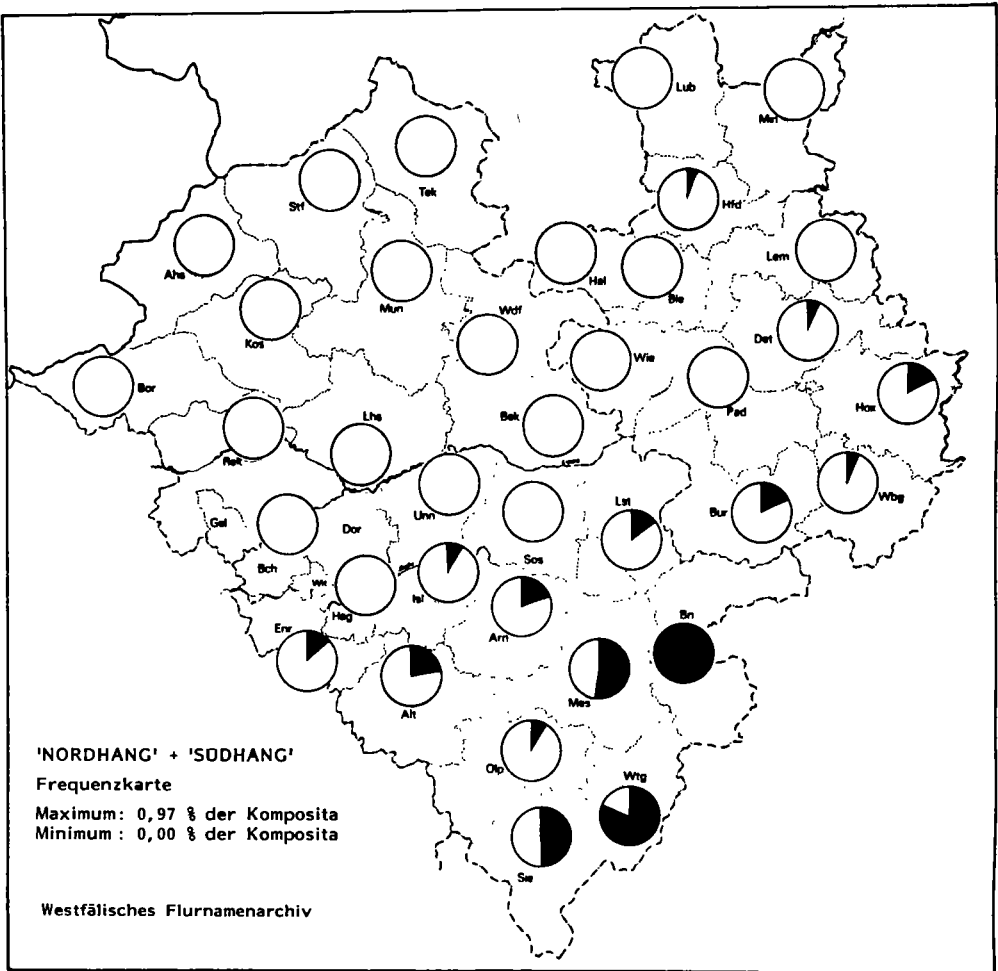
wichtige Aufgabe von Namenkarten zu sein, die Diatopik solcher Benennungskonventionen sichtbar zu machen.

Faßt man die Namen *Kuhweide* und *Kuhkamp* zusammen und berechnet für sie zusammen die Frequenzen, so ergibt sich eine Karte (Nr.16), die man als eine solche "Benennungsmotivkarte" interpretieren könnte. Natürlich ist sie unvollständig, da noch andere Namentypen diesem Motivkomplex zuzuordnen wären: *Kuhwiese*, *Kuhmate*, wohl auch *Kälberweide*, *Kälberkamp*, *Ochsenkamp* usw. Es ist deutlich: je vielfältiger ein bestimmtes Benennungsmotiv sprachlich realisiert werden kann, desto schwieriger ist



Karte 17

eine vollständige Zusammenfassung aller dafür vorkommenden sprachlichen Ausdrucksmittel. Hinzu kommt, daß die Benennungsmotive sich voneinander nicht immer zweifelsfrei abgrenzen lassen. In jedem Fall besitzen Benennungsmotivkarten ein hohes Abstraktionsniveau, bei dem der "Interpretationsanteil" des Kartierenden gegenüber dem "Dokumentationsanteil" der gegebenen Daten bedeutend ist. Auch kann der Parameter "Benennungsmotiv" meist nicht durch ein quantifizierendes Verfahren vollständig isoliert werden. Nicht alle regionalen Unterschiede auf Karte 16 sind benennungsmotivisch zu interpretieren. Es ist zu er-



Karte 18

warten, daß im Kr. Beckum (Bek) mit seinem großen Anteil an Weideflächen die Flurnamen *Kuhkamp/Kuhweide* viel häufiger vorkommen als in der südlich anschließenden Soester Borde (Sos) mit ihrem intensiven Ackerbau. Es ist andererseits aber sachgeschichtlich nicht zu begründen, daß im südwestfälischen Bergland diese Namen fast ganz ausfallen (und ebenso andere, vergleichbare Namen mit *Kälber-*, *Ochsen-* usw.). Hier ist es "nicht üblich" gewesen, Weideflächen nach der auf ihnen gehaltenen Tierart zu benennen.

Es gibt überall im Bergland nordseitige (schattseitige) und

südseitige (sonnseitige) Hanglagen und es gibt wohl fast überall im Bergland Bezeichnungen für eine so wichtige Unterscheidung. Aber nicht überall sind diese Bezeichnungen für nord- und südseitige Lage toponymisch gleich genutzt worden. Flurnamen mit einer solchen appellativischen Ausgangsbedeutung - *Sommerseite/Winterseite, Sommerberg/Winterberg, Sommerlieth/Winterlieth, Winterhalbe, Abseite/Sonnenseite* u.a., s. Karte 17 - verdichten sich im Raum Brilon und Wittgenstein (Bri, Wtg, s. Karte 18), während sie im westlichen Bergland, im Weserbergland und Teutoburger Wald deutlich seltener auftreten oder ganz fehlen.

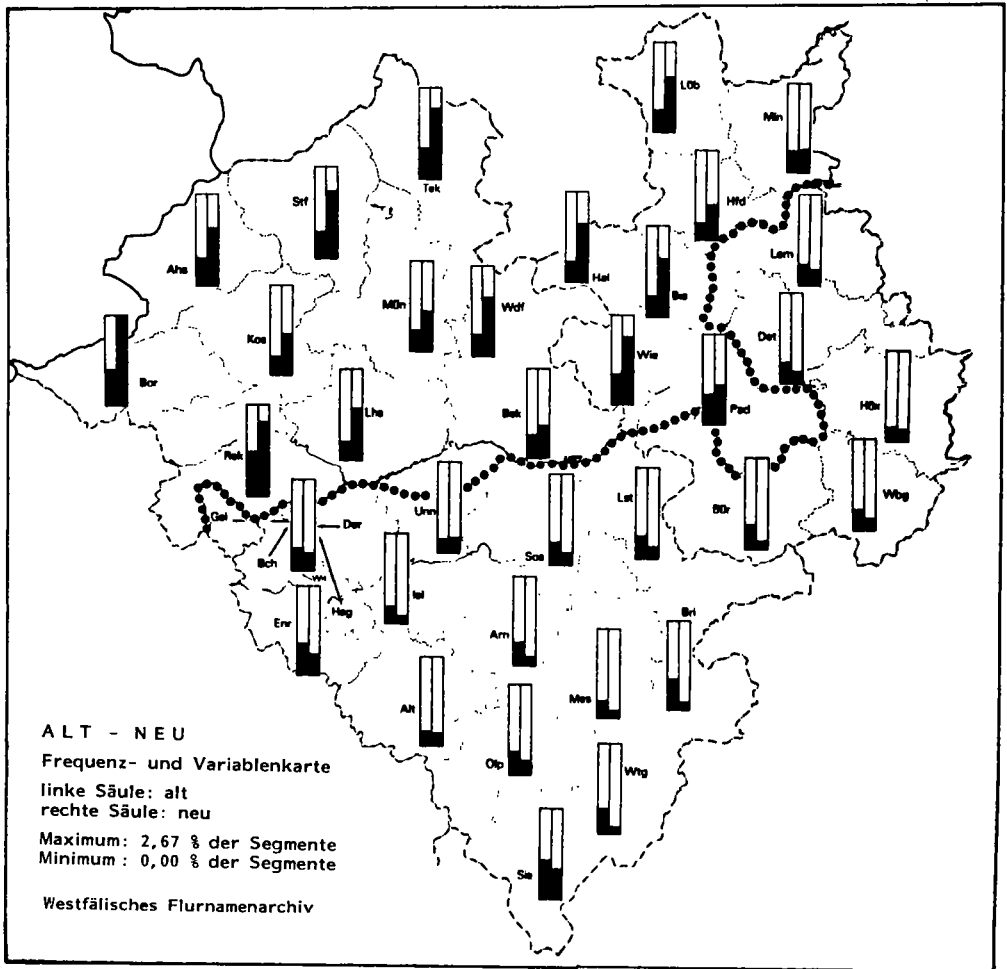
Eine der Möglichkeiten, ein Flurstück, eine Siedlung, einen Weg usw. benennend zu charakterisieren, besteht im Hinweis auf sein Alter. Es liegt nahe, wenn ein Bauer sein jüngst erworbenes Stück Weide die *neue Weide* nennt zur Unterscheidung von der, die er schon früher besaß. Durch eine Altersangabe im Namen kann entweder das neuere oder das ältere der zwei benannten Objekte markiert sein, es können aber auch beide markiert werden. Neben der Bauerschaft *Altenroxel* bei Münster liegt das Kirchdorf *Roxel* (nicht *\*Neuenroxel*), nördlich von *Beckum* (nicht *\*Altenbeckum*) liegt *Neubeckum*, aber nw. von Münster liegen nebeneinander *Nienberge* und *Altenberge*.

Es stellt sich die Frage, ob, aufs Ganze gesehen, die Neigung, Örtlichkeiten nach dem Alter zu benennen, überall gleich groß ist oder ob hier regionale Unterschiede zu erkennen sind. Es stellt sich weiter die Frage, ob die Markierungen "alt" und "neu" überall in gleicher Weise benutzt werden oder ob es Regionen gibt, in denen die Markierung mit "neu" gegenüber der mit "alt" - oder umgekehrt - bevorzugt wird.

Karte 19 stellt die relative Häufigkeit der mit *alt* bzw. *neu* gebildeten Flurnamen dar, wobei sich die linke der beiden Säulen jeweils auf die Frequenz von *alt*, die rechte auf die von *neu* bezieht. Den maximalen Anteil eines der beiden Namenlemmata erreicht *neu* im Kreis Borken (Bor) mit über 2,6 % am Gesamtsegmentbestand.

Die Kartierung ergibt eine deutliche Teilung Westfalen-Lippes in ein nördliches Gebiet, in dem *neu* dominiert, und ein südliches, in dem *alt* vorherrscht.

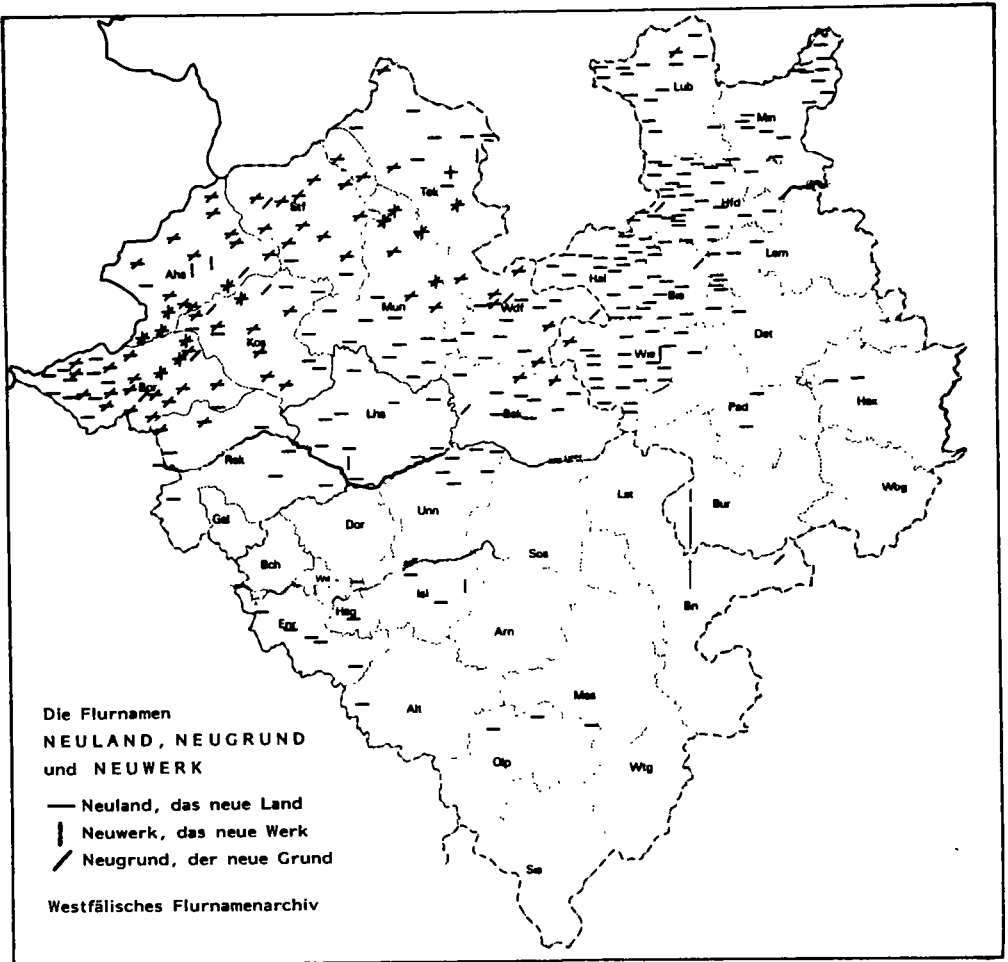
Bei der Suche nach den häufigsten Flurnamen, die mit *neu* gebildet sind, stellt man fest, daß es sich fast durchweg um solche handelt, die mit der Ausweitung der landwirtschaftlich genutzten Flächen auf ehemaliges Heide- und Ödland zusammenhängen. Einige dieser Leitnamen stellt Karte 20 dar. Am weitesten ist *Neuland* bzw. *das neue Land* (*Nienland, Niggeland, Nienlen, dat nigge Land* usw.) - vgl. mhd. *niuwelende* 'novale, Neurodung', mnd. *nielant* 'ein Landmaß' - verbreitet, es füllt mit seinen Belegen ziemlich genau den Raum aus, in dem *neu* gegenüber *alt* dominiert. Regional eingeschränkter sind *Neuwerk*, *das*



Karte 19

*neue Werk*<sup>34</sup>, *Neugrund*, *der neue Grund* oder der hier nicht kartierte Name *Neue Ding* (*nie Ding, nie Dinge*; im wesentlichen aus *Bor*). Im Norden gibt es ein Gebiet, in dem *neu* auch substantiviert gebraucht wurde, bevorzugt als Simplex (*das Neue, Nie, im Niggen, im kleinen Neuen ...*), seltener als Grundwort

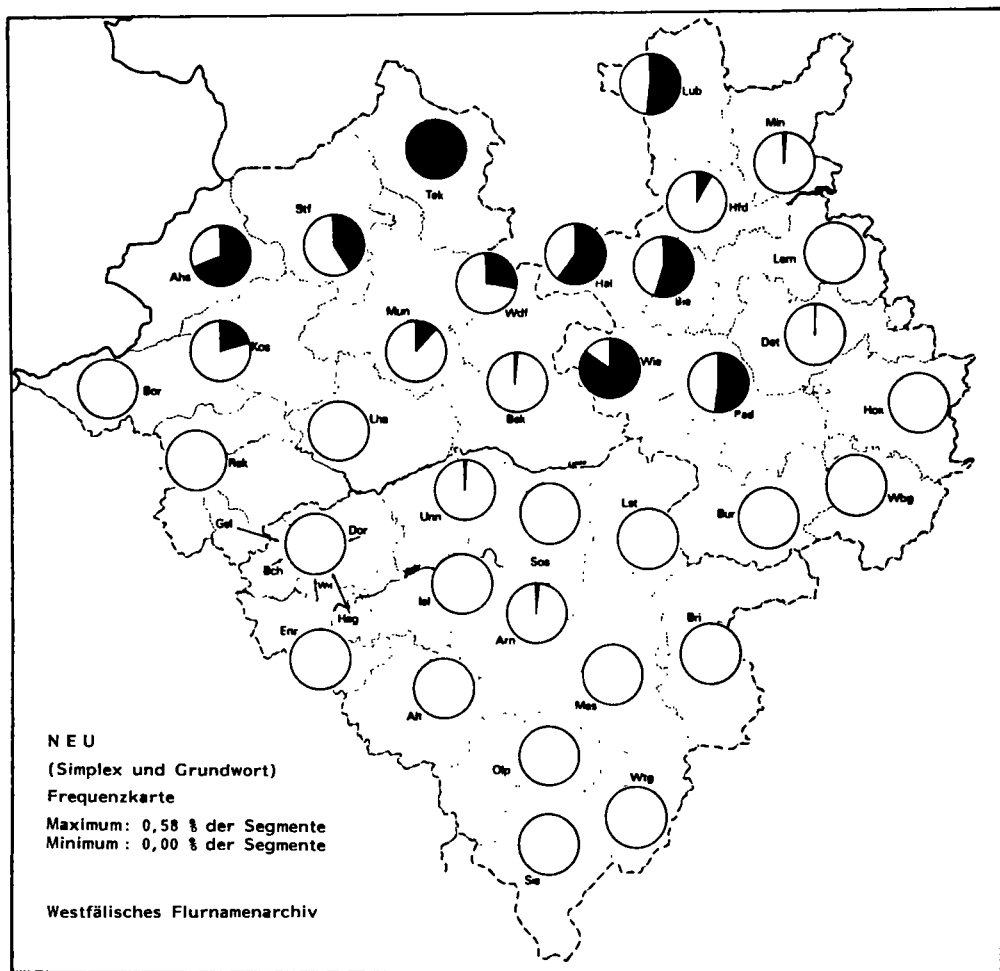
34 Der isolierte, in Karte 20 im östlichen Teil von *Isl* eingetragene *Neuwerk*-Beleg gehört nicht in diese agrargeschichtlichen Zusammenhänge. Er benennt ein Flurstück nahe einer frühindustriellen Fabriksanlage.



Karte 20

(*Heuniggen, Gresnegge, Rogennie* ...). Seine Verbreitung, die im Kr. Tecklenburg (Tek) eine Häufigkeit von fast 0,6 % erreicht, ist summarisch auf der Frequenzkarte Nr. 21 wiedergegeben.

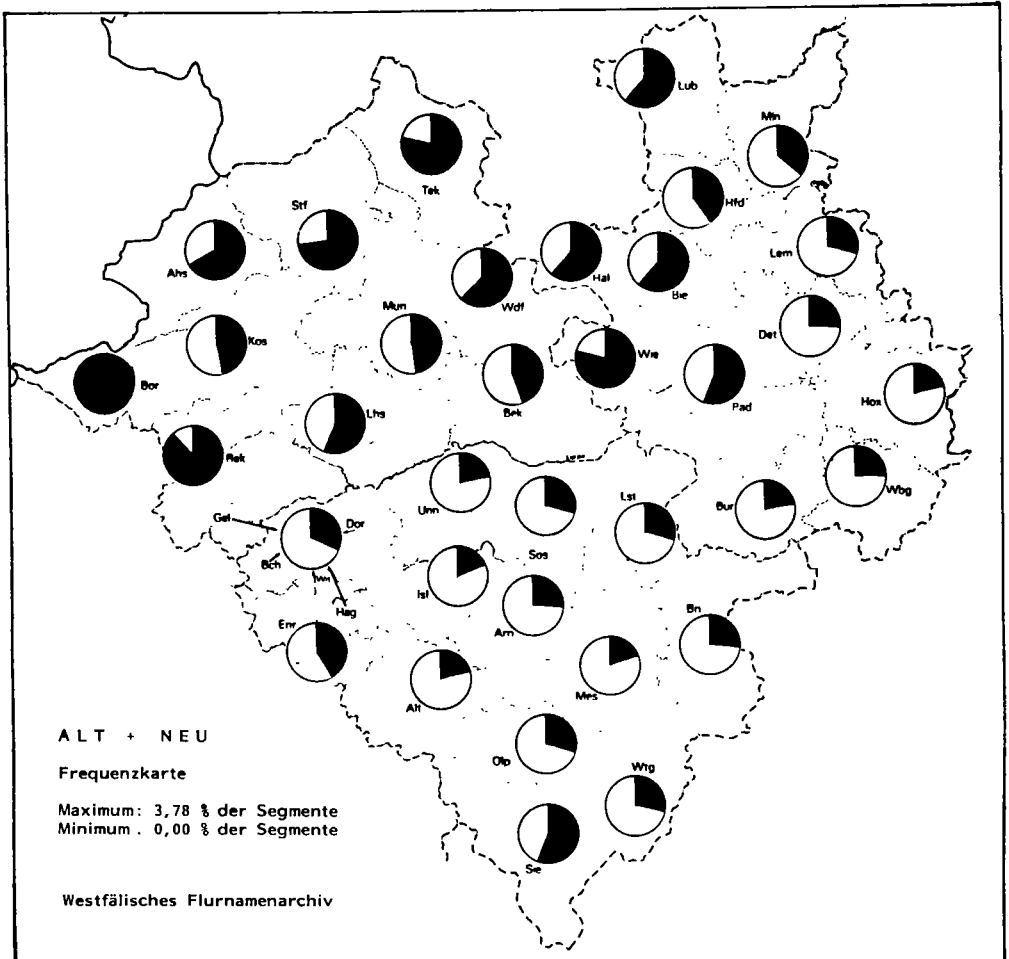
Das Überwiegen von *neu* im nördlichen Westfalen hat seine agrarhistorischen Ursachen. Hier sind in einem über viele Jahrhunderte andauernden Prozeß den ursprünglich über weite Teile des Landes sich erstreckenden Heiden, Ödflächen und unkultivierten Feuchtgebieten immer mehr Äcker, Wiesen und Weiden abgewonnen worden, bis von ihnen, von heute naturgeschützten



Karte 21

Resten abgesehen, nichts mehr übrig blieb. Dieser außerordentlichen Expansion der Agrarflächen hat der Süden nichts entgegensetzen. Die Rodung von Wald zur Neugewinnung von Acker- und Weideland hat hier wesentlich geringeren Umfang erreicht, im Gegenteil, hier sind Ackerflächen des Mittelalters in nicht unbeträchtlichem Umfang durch Wiederaufforstung verloren gegangen.

Damit ist sicher nicht alles erklärt. In der durchgängigen südwestfälischen Bevorzugung von *alt* gegenüber *neu* steckt auch ein Stück von Sachzwängen nicht determinierter sprachlicher Freiheit. Sieht man übrigens von der Relation *alt* : *neu* ab und



Karte 22

betrachtet die Frequenzwerte jeweils für sich oder zusammen (Karte 22), so erkennt man, daß auch diese vom beschriebenen Nord-Südgegensatz maßgeblich bestimmt, jedoch nicht allein von ihm aus interpretiert werden können.

Die Überlegung liegt nahe, bei der Erforschung der Benennungsmotivik nicht allein von den Namen, sondern auch von den benannten Objekten auszugehen. Man könnte fragen, wie sich die Benennungsmotivik für einen bestimmten Flurorttyp (der Gemüsegarten beim Haus, die Parzelle, auf dem das Backhaus steht, der zum Hof führende Fahrweg) regional verteilt. Man kann ver-



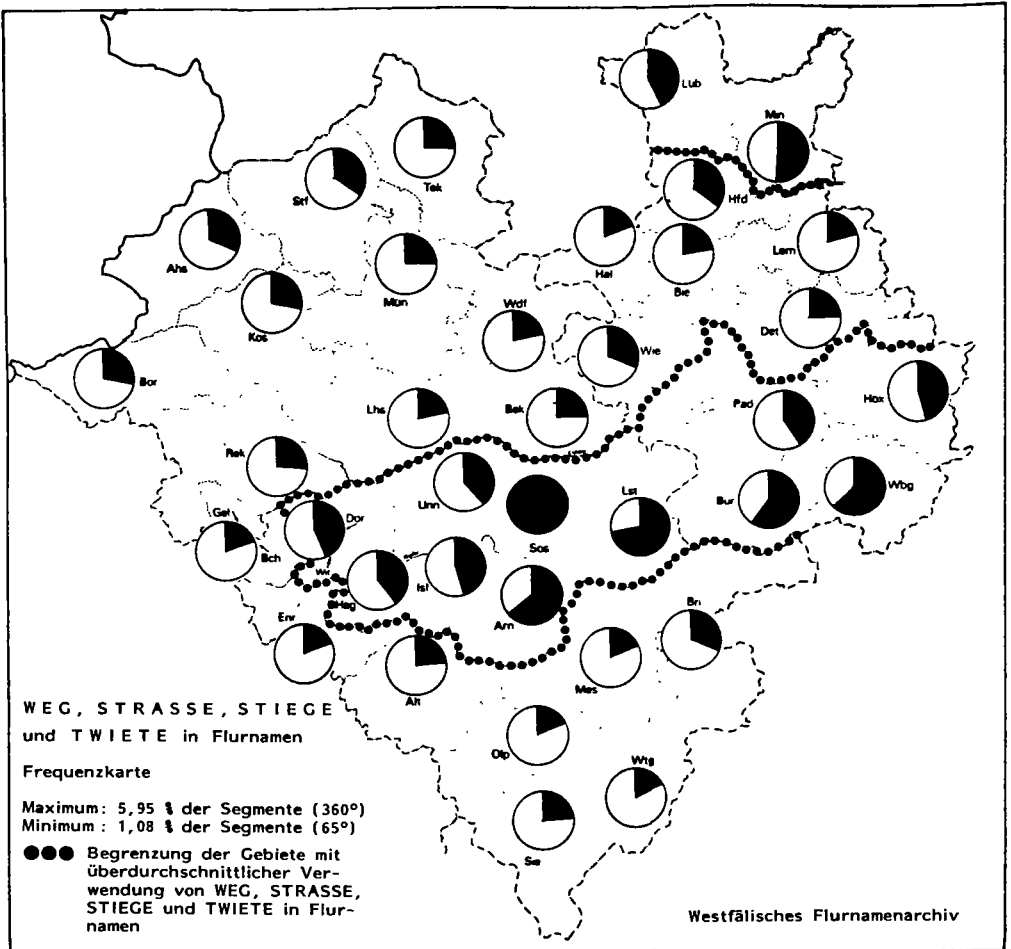
muten, daß sich dabei teils hohe Übereinstimmungen mit der Heteronymik der Appellative (← "Wie bezeichnet man bei Ihnen den Gemüsegarten?" ...), teils ganz eigenständige Benennungsgebiete ergeben würden. Aber es ist deutlich, daß das Verfahren, mit dem das Flurnamenmaterial erhoben wurde, eine solche Fragestellung nicht zuläßt.

### 3.6. Karten zu Benennungssystemen

Die den Flurnamen einer Gemarkung zugrunde liegenden Benennungsmotive sind nicht nur jeweils isoliert zu betrachten, sondern können auch in ihrer Abhängigkeit von Benennungssystemen, die vor allem sprachökonomische und orientierungsfunktionelle Ursachen haben, interpretiert werden. Flurnamen sind überwiegend keine "reinen" Nomina propria mit ausschließlicher Identifizierungsfunktion, sondern sprachliche Zeichen mit semantischen Merkmalen, die z.B. auf die Lage des Flurstücks innerhalb der Gemarkung verweisen können. Das gilt etwa für Flurnamen des Typs *am Brenkhäuser Weg*, *vör upn Esch*, *der middelste Telgenbusch* usw. Um beim Beispiel der Orientierung zu bleiben: diese kann von sehr unterschiedlichen Gegebenheiten bestimmt werden; im Bergland wird man sich wahrscheinlich nach markanten Profilen der Erdoberfläche oder nach Gewässern richten, die durch ihren Verlauf Verkehrswege und Ortslagen bestimmen, in einem Dorfsiedlungsgebiet der Ebene möglicherweise nach den Straßen, die die einzelnen Dörfer miteinander netzartig verbinden und die Gemarkungen in Sektoren zerschneiden.

Solche Vorüberlegungen lagen dem Versuch zugrunde, regionale Unterschiede bei der Heranziehung von Verkehrsverbindungen für die Bildung von Flurnamen herauszufinden. "Wege"-Wörter gibt es in den westfälischen Flurnamen in größerer Zahl: *Weg*, *Straße* (*Sträte*), *Stiege/Stegge*, *Twiete*, *Pfad* (*Pad*), *Damm*, *Diek*, *Chaussee*, auch *Trift*. Von ihnen wurden die beiden gesamtwestfälischen *Weg* und *Straße*, das vorwiegend westmünsterländische *Stiege/Stegge* und das vorwiegend ostwestfälische *Twiete* für eine Frequenzberechnung herangezogen. Die übrigen konnten wegen ihrer insgesamt geringen Belegzahlen unberücksichtigt bleiben, bei *Diek* und *Damm* bildeten zusätzlich ihre frequenten Hauptbedeutungen ('Teich', 'Wall') ein Problem, das ausgeschaltet bleiben mußte. Verwendet wurden alle Belege, die eines der vier Wörter enthalten, gleichgültig, in welcher Stellung (*Grünwegstück*, *boven de lütke Twiete*, *Busch achter der Straete*, *am Brenkhäuser Weg*), wobei Straßennamen (*die Soester Straße*, *die Hemmingstegge*) unberücksichtigt blieben, sofern sie nicht gleichzeitig auch als Geländennamen genutzt wurden.

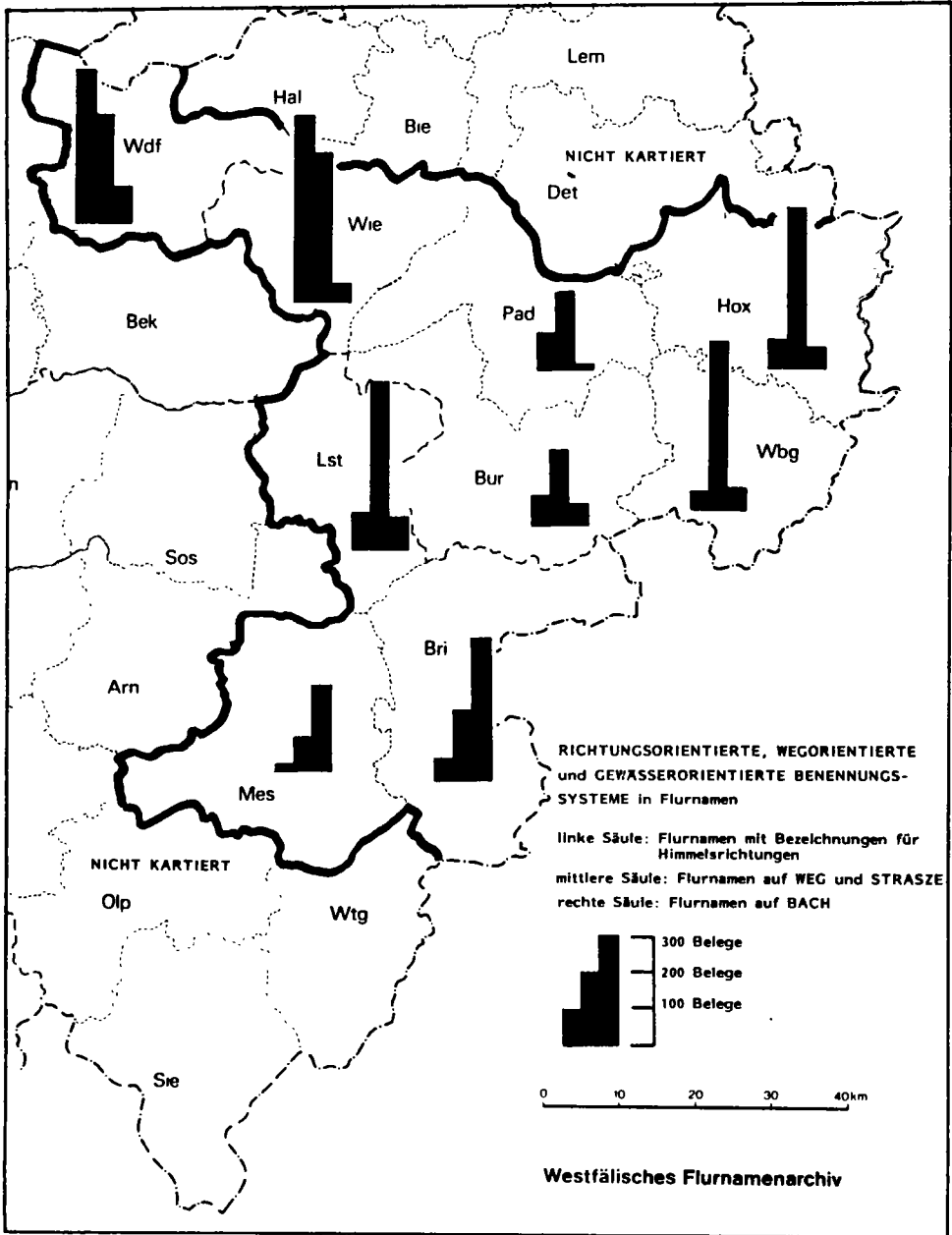
Karte 23 gibt die Frequenzen solcher von Wegebezeichnungen abgeleiteten Flurnamen wieder, wobei eine Isoglosse die Gebiete mit überdurchschnittlichem Anteil solcher Namen vom Gebiet mit einem unterdurchschnittlichen Anteil abtrennt. Deutlich hebt sich die gesamte Helwegzone als Gebiet mit verstärktem Gebrauch von



Karte 23

"Wege"-Flurnamen ab. Das Zentrum liegt um Soest, in dessen mit vielen Kleindörfern besiedelter Börde das jene verbindende Straßennetz tatsächlich landschaftsprägend ist. Allerdings wird die Voraussetzung, daß die genannte Isoglosse in etwa entlang der westfälischen Grenze zwischen Dorf- und Streusiedlungsgebiet verlaufen werde, von der Karte nicht vollständig bestätigt, wie die relativ niedrigen Frequenzwerte aus Lippe und Ravensberg (Lem, Det, Bie, Hfd), die der Dorfsiedlungszone zuzurechnen sind, zeigen.

Karte 24 gibt ein Gebiet wieder, in dem die Grenzen zwischen



Karte 24

drei verschiedenen dominierenden Orientierungssystemen verlaufen, repräsentiert jeweils durch Flurnamen mit

- a) Himmelsrichtungsbezeichnungen (*der Austerkamp, im Westen, das nördliche Feld*),
- b) dem Typ Präposition + (X) + *Straße* oder *Weg* (*am Brenkhäuser Wege, achter der Kuhstraße, vörm Wech*), und
- c) dem Typ Präposition + (X) + *Bach* (*achter der Beke, in der Bremke, in der obersten Deutmecke*).

Zwar gibt es - wie *Twiete* oder *Pfad* neben *Weg/Straße* - außer *Bach* (*Biëke*) natürlich noch andere Bezeichnungen oder Namen für fließende Gewässer in Flurnamen, aber die Heranziehung des Massenwortes *Bach* genügt schon, um die herausragende Bedeutung der Gewässer für die südwestfälische Mikrotoponymie zu dokumentieren.

Für die Mikrotoponymie der nördlichen Zone (Kreise Wiedenbrück und Warendorf - Wie, Wdf) spielen weder Gewässer noch Wege und Straßen eine besondere Rolle bei der sprachlichen Orientierung; hier ist die Orientierung nach der Himmelsrichtung besonders stark ausgeprägt, wobei - wieder im Gegensatz zu anderen Gebieten Westfalen-Lippes - die besondere Bevorzugung der West-Ost-Richtung auffällt.

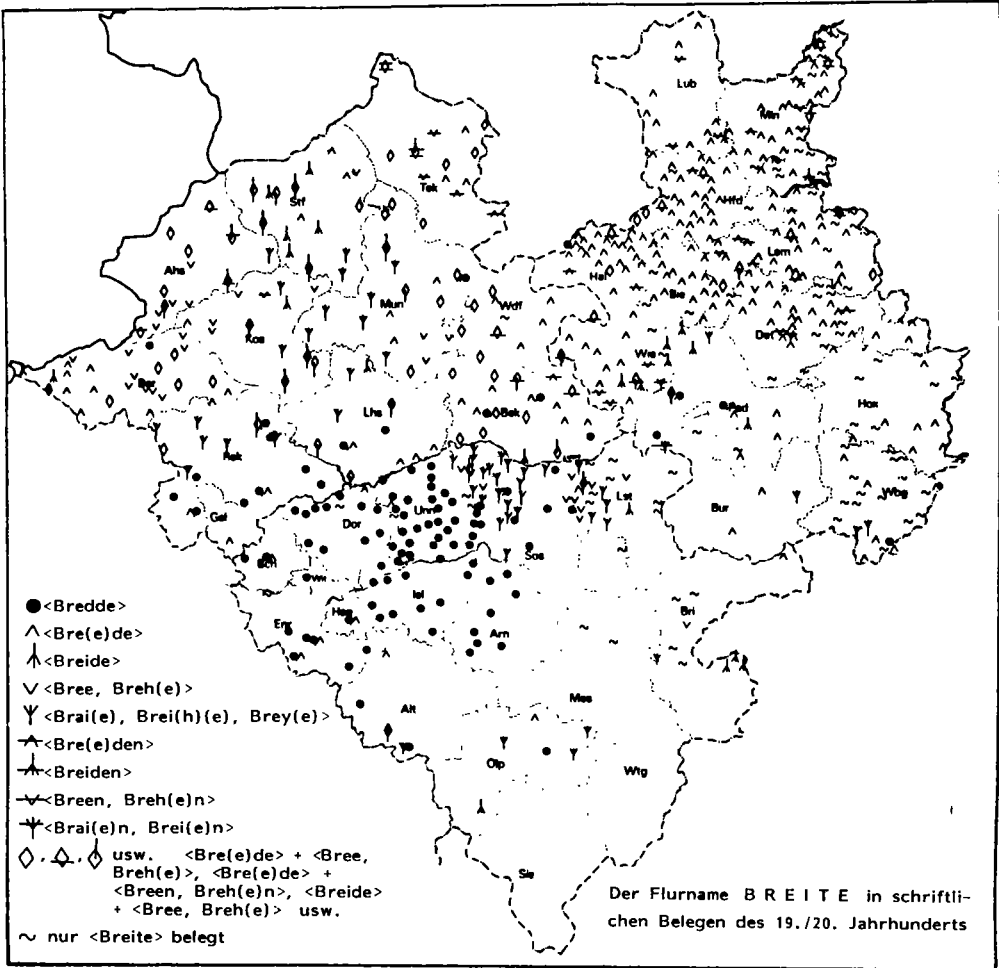
Im Unterschied zu den anderen vorgelegten Frequenz- und Variablenkarten sind in Nr.24 absolute Belegzahlen kartiert worden. Die hohen Säulen für "Wege"-Namen, die für Wie und Wdf eingetragen sind, dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie am Gesamtnamenbestand dieses Raumes einen geringeren prozentualen Anteil haben als in den Kreisen Paderborn und Büren (Pad, Bur), deren im Archiv lagernder Flurnamenbestand leider recht klein ist.

### 3.7. Wortbildungskarten

Die bis jetzt abgebildeten Karten beschäftigen sich unter verschiedenen Aspekten mit der toponymischen Lexik, sind also Wortkarten im weitesten Sinne. Auch wenn hierfür keine Beispielkarte vorgelegt wird, so soll doch wenigstens darauf hingewiesen werden, daß das Material des Flurnamenarchivs durchaus Möglichkeiten zur Diatopik der Wortbildung bietet. Das betrifft nicht nur die Verbreitung bestimmter Suffixe, der man, vor allem in der Siedlungsnamegeographie, schon lange Aufmerksamkeit schenkt, sondern auch die von Präfixen oder bestimmten Kompositionstypen (z.B. areale Verteilung von *Vörhof*, *Achterhof* gegen *vör den Hof*, *achter den Hof*) oder von Adjektivsubstantivierungen (vgl. Karte 21).

### 3.8. Karten zu lautlichen Aspekten

Die oben S.65ff. erörterte Zusammensetzung des Archivmaterials läßt erkennen, daß Lautkarten im engeren Sinne damit nicht herzustellen sind, was für die historischen Sprachstufen schwer



Karte 25

wiegt, weniger für die rezenten Mundarten, da dafür andere Quellen in ausreichender Zahl zur Verfügung stehen.

Allerdings ist die Verhochdeutschung in den Schreibungen der amtlichen Quellen des 19./20. Jahrhunderts, vor allem im Urkataster, durchaus nicht so radikal, daß sie keine Rückschlüsse auf die Lautungen der Mundart erlaubten. Um dies zu verdeutlichen, gebe ich mit Karte 25, die die Schreibungen des Flurnamens *Breite* (wfäl. *Breide*) in Überlieferung des 19./20. Jahrhunderts wiedergibt, ein Beispiel.

Für die Ortspunkte, für die im Archiv Urkatastermaterial vor-

handen ist, wurde nur dieses verwertet, wo nicht, ersatzweise auch spätere schriftliche Überlieferung. Kartiert wurden das Simplex *die Breite* sowie attributive Fügungen (*die große Breite*) und Präpositionalphrasen (*auf der Breite, auf der großen Breite*), berücksichtigt wurden sämtliche Schreibformen, die von der hochsprachlichen abweichen (<Bredde, Brede, Breede, Brai, Breen ... >), die hochdeutsche selbst (<Breite>) nur für die Ortspunkte, für die keine anderen vorlagen. Folgende Schreibungsmerkmale lassen sich für *Breite* (wfäl. *Breide*) festhalten:

- a) Der Typ <Bredde> bildet, von wenigen Streubelegen abgesehen, ein geschlossenes Gebiet südlich der unteren Lippe (westlicher Teil von Sos, Unn, Dor, Süden von Rek, Gel, Bch, Wit, Hag, Enr, Isl, Arn).
- b) Formen mit auslautendem -n - <Bre(e)den, Breiden, Breen, Breh(n)n, Brai(e)n, Brei(e)n> - finden sich verstreut im gesamten nördlichen Westfalen-Lippe (Det, Lem, Hfd, Min, Lub, Hal, Wie, Tek).
- c) Formen mit Diphthong - <Brai(e), Brei(h)e, Brey(e), Breiden, Brai(e)n, Brei(e)n> - dominieren im Münsterland (mit Ausnahme seines Westens) und östlich des <Bredde>-Gebietes (Sos, Lst, auch Wie).
- d) Formen mit <d> - <Bre(e)de(n), Breide(n)> sind außerhalb des geschlossenen <Bredde>-Gebietes überall anzutreffen, ostwestfälisch jedoch signifikant häufiger als im Westen.
- e) Formen ohne <d> - <Bree(n), Breh(e)(n), Brai(e)(n), Brei(h)(e)(n), Brey(e)> - sind außerhalb des geschlossenen <Bredde>-Gebietes ebenfalls überall anzutreffen, jedoch auffallend selten in Ostwestfalen-Lippe, wesentlich häufiger im Westen.
- f) Die Ortspunkte, für die nur hochdeutsches <Breite> belegt ist, konzentrieren sich auf das östlichste Westfalen-Lippe (Min, Lem, Det, Hox, Wbg, Bri).
- g) Im Süden (Alt, Mes, Olp, Wtg, Sie) ist der Flurname *Breite* insgesamt sehr selten bzw. er fehlt vollständig.

Vergleicht man diesen Befund mit den vorhandenen mundartlichen Flurnamenbelegen und den Mundartformen der Appellative *bredde, breide* 'Breite' im Wörterbuch-Archiv, so lassen sich folgende Feststellungen treffen:

- a) das <Bredde>-Gebiet deckt sich, soweit erkennbar, in etwa mit der [Bredde]-Aussprache in den Flurnamen. Als Appellativ ist das aus \*breidede entwickelte *bredde* in der abstrakten Bedeutung 'Breite' (Gegensatz zu 'Länge') gesamtwestfälisch, der Typ *breide* ist insgesamt spärlicher belegt und erscheint fast vollständig auf die Bedeutung 'Ackerbreite, breite Ackerparzelle' eingengt.
- b) Die Diphthong-Schreibungen stammen, von hochdeutsch <Breite> abgesehen, durchweg aus Gebieten, wo *ei*, d.h. umgelautetes  $\bar{e}^2$ , als [qi, ai, a·i, ai, q̄i] in den Mundarten realisiert wird. Im Westen wird die Grenze zwischen den [ē, ē, ei, q̄i]-

Realisierungen (in Bor, Ahs, Tek) und dem [ai, āi]-Gebiet auf der Karte als Schreibungsgegensatz <e, ee> : <ei, ai> in etwa reflektiert. Die im gesamten Ostwestfälischen nahezu ohne Ausnahmen dominierenden <e, ee>-Schreibungen, die über Bie, Hal bis Wdf und Bek reichen, geben den mundartlichen Vokalismus dagegen nur sehr eingeschränkt wieder. Der, was die Entwicklung von *ei*,  $\bar{e}^2$  betrifft, zerklüftete ostwestfälische Mundart-raum bietet hier ein breites Lautspektrum, das von [ē] über [ei, ai] bis zu [ā] reicht, wozu noch *o*-haltige Diphthonge - [ōi, ōe] - kommen. <e, ee> ist hier eindeutig als Bestandteil einer schriftniederdeutschen Konvention zu werten.

c) Intervokalisches *-d-* ist im Westfälischen üblicherweise ausgefallen, für den Typ *breide* sind also in den Mundarten Formen wie [brai, breiə, brēə] zu erwarten. Diese dominieren auch tatsächlich in den Mundartaufzeichnungen, auch wenn sich in ihnen zusätzlich Formen mit erhaltenem *-d-* finden, da durch Formenausgleich der Dental aus verwandten Wörtern - etwa *brē<sup>2</sup>d* 'breit' - immer wieder restituiert werden konnte. Die Konzentration der Schreibungen mit fehlendem *-d-* auf den Westen ist auffällig. Das läßt vermuten, daß auch hier - wie schon beim Stammvokalismus - die Schreibungen im Münsterland einen geringeren Abstand zur Mundart aufweisen als im Ostwestfälischen.

d) Die im Norden zu beobachtenden Schreibformen mit auslautendem *-n* - <*Braien*, *Brehan*> usw. geben Mundartliches wieder (Übertritt des Substantivs zur *n*-Klasse).

Zusammenfassend kann man sagen, daß die amtlichen Schreibungen die mundartliche Realität, wenngleich teilweise nur sehr undeutlich, widerspiegeln. Zusätzlich ermöglicht Karte 25 die Beobachtung, daß der Abstand zwischen gesprochener Mundart und Schreibniveau regional unterschiedlich groß ist. Vereinfachend könnte man Karte 25 in drei Zonen gliedern, in einen schmalen östlichen Streifen, in dem die hochdeutsche Schreibung <*Breite*> sich z.T. als ausschließliche Norm durchgesetzt hat, in eine mittlere Zone, in der die niederdeutschen "schriftsprachlichen" Formen <*Brede*> und <*Breede*> vorherrschen, und in das Münsterland mit einem sich daran anschließenden südwestfälischen Gebiet, in dem die Schreibungen mundartliche Sprechformen wiederzugeben versuchen. Dies wird, was die Karte nicht zeigt, auch daran deutlich, daß hochdeutsches <*Breite*> aus dem Westen nur sehr spärlich belegt ist.

Diese West-Ost-Abdachung im Dialektniveau der Katasterschreibungen beschränkt sich nicht auf den vorliegenden Fall, sondern ist ebenso an zahlreichen anderen Namenwörtern festzustellen. Sie ist aber ein Kartierungsthema für sich, das andere Mittel erfordert (Variablenkarten, quantitative Kombinationskarten).

### 3.9. Historische Karten, Karten mit diachroner Dimension

Den durchgehenden Quellenhorizont für die Karten bildet die Katasterüberlieferung des 19. Jahrhunderts. Ob man das Mundartmaterial des 20. Jahrhunderts und historisches Material vor 1800 bei der Kartenherstellung einfach wegläßt, stillschweigend mitberücksichtigt oder mit besonderer Symbolmarkierung mitkartiert, hängt vom jeweiligen Problem ab, das mit einer Karte verdeutlicht werden soll, und kann wohl nicht generell entschieden werden, doch sollte eine unterschiedliche Materialberücksichtigung in der Legende oder einem Kommentar explizit formuliert werden.

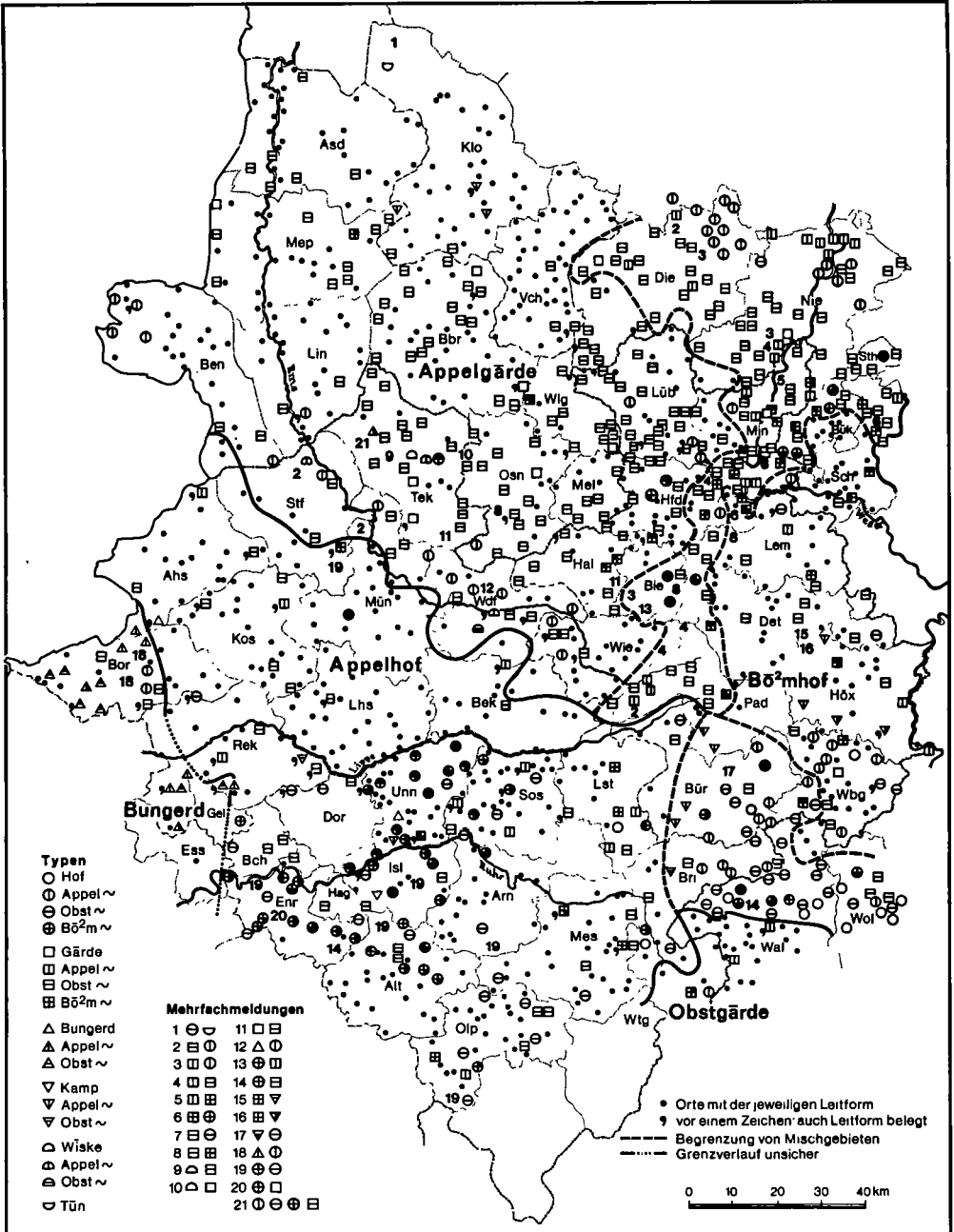
Karten mit einem durchgehenden Quellenhorizont, der vor 1800 liegt, lassen sich mit der Flurnamendatei des Archivs nicht herstellen, wohl aber mit dem Korpus der mittelalterlichen Toponymie (s. oben S.64f.). Siedlungsnamen des frühen und hohen Mittelalters enthalten ja zahlreiche "Flurnamenwörter" wie, um einige aus dem Wortfeld der Waldbezeichnungen zu nennen, *loh*, *bracht*, *horst*, *wald*, *holt*, bei denen eine Kartierung sich teilweise durchaus lohnt. Man kann in einigen wenigen Fällen auch den früh- und hochmittelalterlichen toponymischen Horizont mit dem des 19./20. Jahrhunderts vergleichen und dabei quantitative und räumliche Verschiebungen beobachten.

Insgesamt lohnender ist es aber wohl, Wortkarten aus dem Fragebogenmaterial des Westfälischen Wörterbuchs, des Niederdeutschen Wortatlas<sup>35</sup> oder des DWA mit entsprechenden Namenkarten aus dem Urkataster zu konfrontieren; dies nicht nur deshalb, weil der "Fragebogen Urkataster" gute hundert bis hundertfünfzig Jahre früher als die erwähnten Sprachfragebögen erhoben worden ist, sondern weil die Toponymie eben ältere, bereits überwundene wortgeographische Positionen über längere Zeit hinweg zu tradieren vermag.

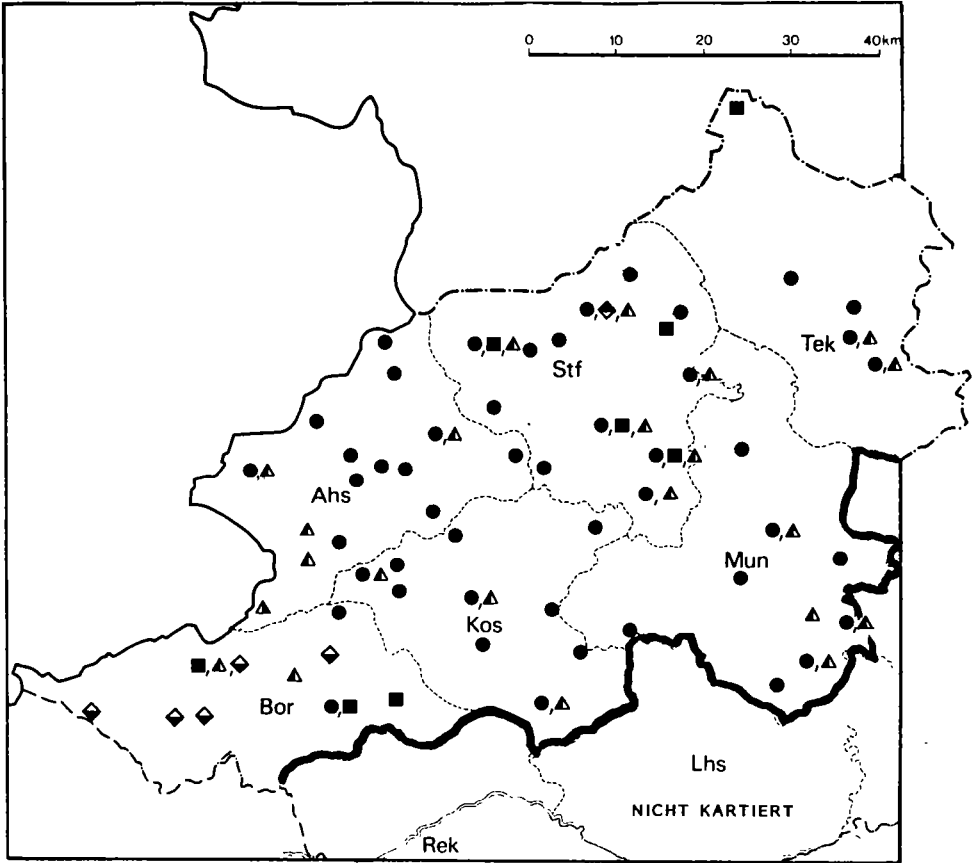
Ein Beispiel dafür bietet die Kartenfolge 26-28. Karte 26 (= *Westfälisches Wörterbuch* Karte I,2 in Lfg.2, Sp.195f.) gibt nach dem NWA-Fragebogen I (1950) die Bezeichnungen für den Obstgarten wieder. Hier interessiert ein westlicher Kartenausschnitt, der die Kreise Bor, Kos, Ahs, Mun, Stf und Tek umfaßt. Er zerfällt in eine nördliche Zone, in der hauptsächlich *Appelgärde* und *Obstgärde*, eine mittlere, in der fast ausschließlich *Appelhof* (neben vereinzelt *Obstgärde* und *Appelgärde*), und eine südliche, in der *Bungerd* (< *Bō<sup>2</sup>mgärde*), *Appelbungerd* und *Obstbungerd* gelten. Mit Ausnahme der in Randlage zum Rheinischen gebräuchlichen Form *Bungerd* spielt die Bezeichnung *Bō<sup>2</sup>mgärde* 'Obstgarten', wie Karte 26 zeigt, nur im östlichen Westfälischen eine gewisse Rolle.

35 Zum Niederdeutschen Wortatlas (NWA) s. Renate SCHOPHAUS, *Zur Wortgeographie und zu den Wörterbüchern*, in: *Niederdeutsch. Sprache und Literatur. Eine Einführung*, Bd.1: *Sprache*, hrg. v. J. GOOSSENS, Neumünster<sup>2</sup> 1983, S.182.





Obstgarten  
Karte 26 (Wfäl. Wb., Lfg.1, Kt.2)



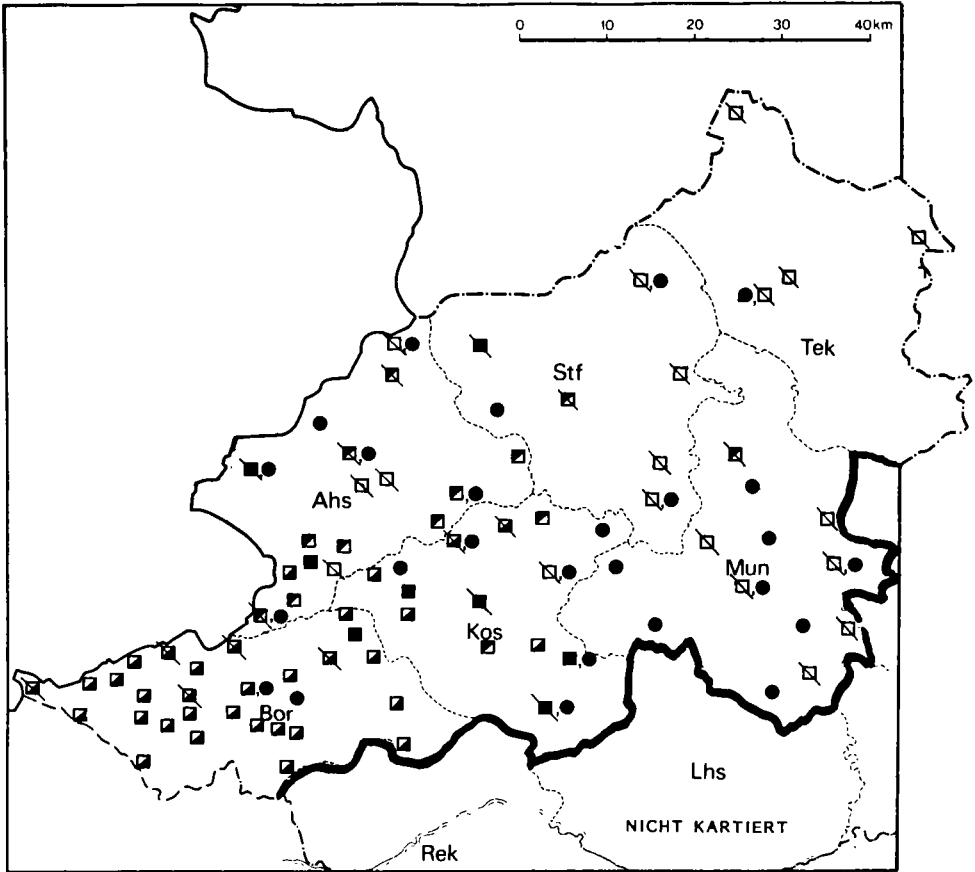
Die Flurnamen APPELHOF, APPELGARTEN, APPELBUNGERT, OBSTGARTEN, OBSTHOF und OBSTBUNGERT

- Appelhof
- Appलगarten
- ◊ Appelbungert
- ▲ Obstgarten
- ▲ Obsthof
- ◊ Obstbungert

Westfälisches Flurnamenarchiv

Karte 27

Die Karten 27 und 28 geben für den beschriebenen Gebietsausschnitt die Flurnamen wieder, die auf Bezeichnungen für den Obstgarten basieren; Karte 27 zeigt zunächst die, welche auf



Die Flurnamen BAUMGARTEN und BAUMHOF

● BAUMHOF

BAUMGARTEN

- ▣ Baumgarten, Bomgaren, Bomgoren, Bumgoren ...
- ▣ Boomer(t), Bommer(t), Bummer(t) ...
- ▣ Bungert, Bongert, Bungard ...

Westfälisches Flurnamenarchiv

Karte 28

Zusammensetzungen mit *Appel-* und *Obst-* zurückgehen, Karte 28 dann die Komposita mit *Bo<sup>2</sup>m-* (*Baumhof*, *Baumgarten*).

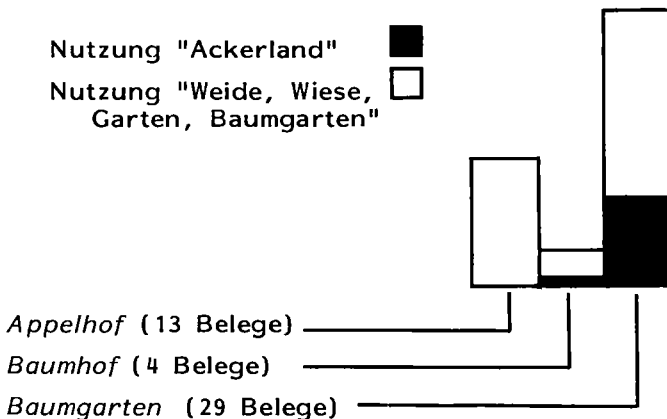
Für die *Appel-* und *Obst-*Komposita lassen sich zwischen Bezeichnungs- und Flurnamenkarte keine grundlegenden Unterschiede feststellen, wenn man davon absieht, daß die regionale

Abgrenzung zwischen den einzelnen Typen (etwa *Appelhof* - *Appelgarten* im Norden) auf der Namenskarte noch unschärfer als auf der Appellativkarte ist und die sprachgeschichtlich offenbar jüngeren Zusammensetzungen mit *Obst-* auf der Namenskarte weniger stark hervortreten.

Anders sieht es bei den *Bo<sup>2</sup>m*-Komposita aus. Hier reicht *Baumgarten* über den gesamten Kartenausschnitt, wenn auch die Belegdichte nach Norden hin abnimmt. Drei Zonen lassen sich erkennen: eine südliche mit dem Typ <*Bungard, Bungert, Bongert*>, eine mittlere, in der Schreibungen wie <*Bommert, Bommer, Bumert, Bummer*> u.ä. vorherrschen, aber auch <*Baumgarten, Bomgaren, Bumgoren*> u.ä. vorkommen, und schließlich eine dritte, in der das Kompositum in den Schreibungen noch durchweg erkennbar ist - <*Baumgarten, Bomgaren, Bomgoren ...*>. Die beiden nördlichen Gebiete haben keine Entsprechungen auf der Appellativkarte. Nur in einigen außerhalb des Fragebogens ermittelten Reliktbelegen ist die Form der mittleren Zone im Wörterbuch-Archiv als Appellativ dokumentiert: *bumert* 'Obstgarten' Kos Hohe Mark, *bomert* 'Obsthof' Rek Kirchhellen.

Daß das Namenkompositum *Baumgarten* eine wortgeschichtlich ältere Schicht repräsentiert, läßt sich auch aus den Nutzungsangaben für die damit benannten Parzellen in den Urflurbüchern ablesen.

Belege für die Flurnamen *Appelhof*, *Baumhof* und *Baumgarten* in den Urflurbüchern des Kreises Coesfeld (1826-1830):



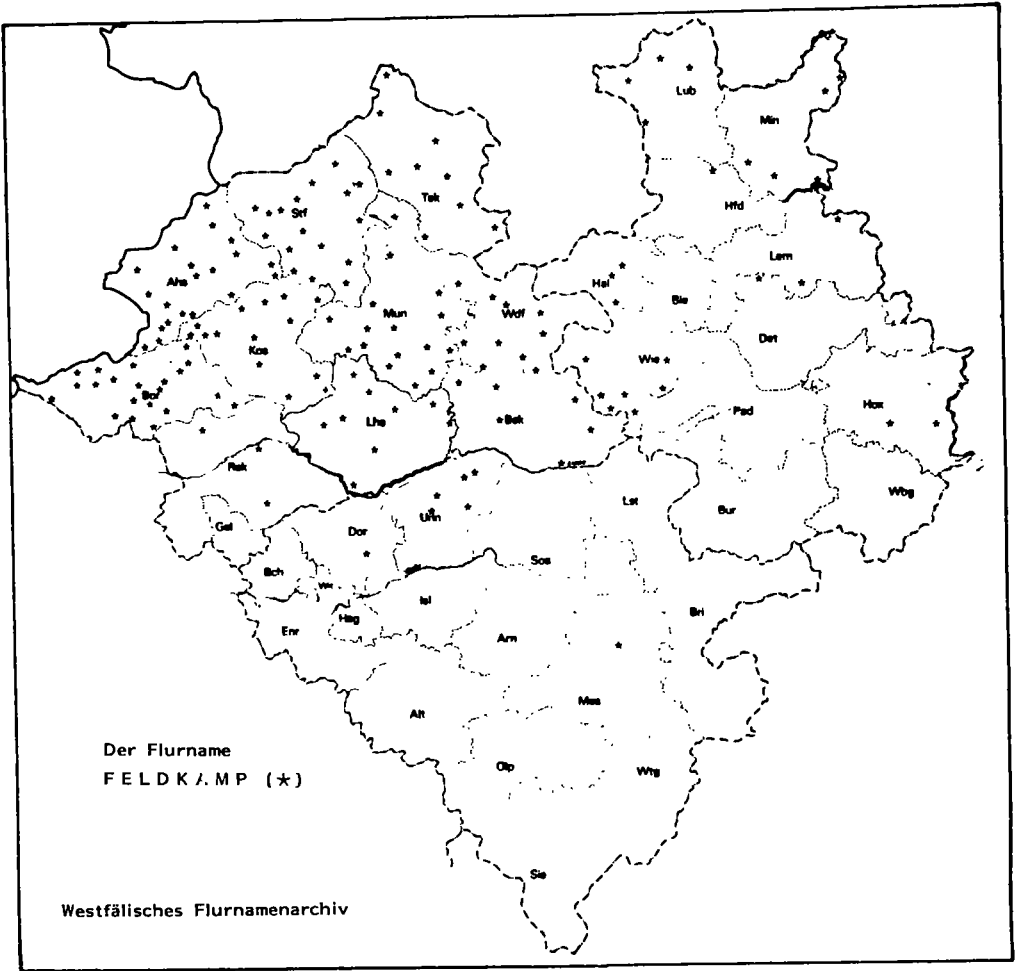
Die Nutzungsvermerke für die *Appelhof*-Parzellen stehen zur Bedeutung 'Obstgarten' nicht in Widerspruch (Garten, Baumgarten, Wiese oder Weide - die Obstgärten wurden ja auch als Mähwiesen und Kleintierweide genutzt), während *Baumgarten* daneben auch einige Ackerparzellen benennt, was Benennungsverschiebungen oder Nutzungsveränderungen voraussetzt und was bereits ein Indiz für das Fehlen eines kopräsenten Appellativs *bo<sup>2</sup>mgärde* 'Obstgarten' sein dürfte.

Im gesamten Kartenausschnitt galt als alte Bezeichnung für das hofnahe und eingezäunte Gelände, das u.a. zur Obst- und Gemüsegewinnung diente, *gärde*. Dieses geschlossene *gärde*-Gebiet ist durch expandierendes *hof* 'Garten', mit dem auch *appelhof* gebildet ist, gespalten worden. Eine Zwischenstufe zwischen altem *bo<sup>2</sup>mgärde* und neuem *appelhof* repräsentiert *bo<sup>2</sup>mhof*, das in den Flurnamen der mittleren Zone, wie Karte 28 zeigt, recht häufig vertreten ist. Die Annahme einer früheren Bedeutungs-differenz zwischen *Baumgarten* und *Appelhof* bzw. *Appelgarten* - etwa 'Garten, der mit nicht Obst tragenden Bäumen bestanden ist' : 'Obstgarten' - ist recht unwahrscheinlich. *Bo<sup>2</sup>mgärde* 'junge Baumpflanzung', vereinzelt südwestfälisch bezeugt, ist auszuschließen, dafür galten bzw. gelten innerhalb des Kartenausschnitts *pothof* und *potgärde* oder (bei Eichenpflanzungen) *telgen-*, *he<sup>2</sup>stergärde*.

Mit Hilfe einer Kartierung der Nutzungsangaben für die mit *Feld* und *X-feld* benannten Flächen ist auf Karte 6 (S.82) versucht worden, eine Grenze zwischen den Bedeutungen *feld* 'Acker' und *feld* 'Heide' zu rekonstruieren. Der Versuch, eine solche Scheide in dem auf Karte 6 abgegrenzten Gebiet für die Mundarten mit Hilfe des Wörterbuch-Archivs zu bestimmen, schlägt fehl. Die Belege für *feld* 'Acker' beschränken sich danach im wesentlichen auf einen Bereich südlich der Lippe und östlich einer Linie Hal Steinhagen und Wie Rheda; nördlich und westlich davon gilt mehrheitlich *land* (neben *esk*, *kamp*, *acker*; Hauptquelle Fragebogen 3,26: *Das Feld ist schon gepflügt*). Belege für *feld* 'Heide, freie offene Mark mit wenig Gehölz, baumlose, (früher) unkultivierte Fläche u.ä.' sind insgesamt spärlich und setzen erst in einigem Abstand nördlich der auf Karte 6 eingetragenen Grenzlinie ein. Dazwischen liegt ein sehr breiter Streifen, aus dem Belege für das Wort *feld* überhaupt fehlen. Das kann man sicher nur zum Teil aus zufälligen Materialdefiziten erklären. Die dürftige Dokumentation von *feld* 'Heide' spiegelt eher einen Verlust des Wortes in den Mundarten wieder, da die Sache selbst, die Heide, infolge der landwirtschaftlichen Entwicklungen des letzten Jahrhunderts weitgehend verschwunden ist.

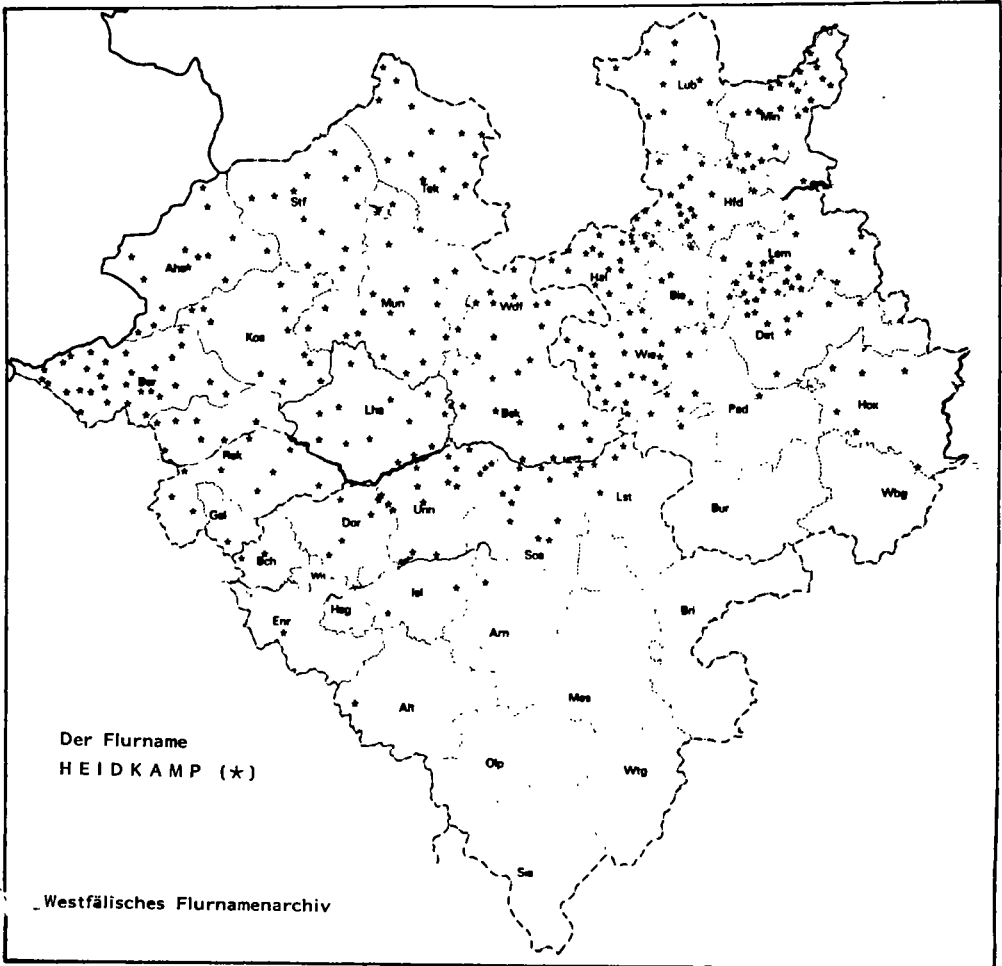
Auch die mit Hilfe des Urkatasters rekonstruierte Grenze scheint eine Rückzugslinie zu sein.

Zu den für den Nordwesten besonders charakteristischen



Karte 29

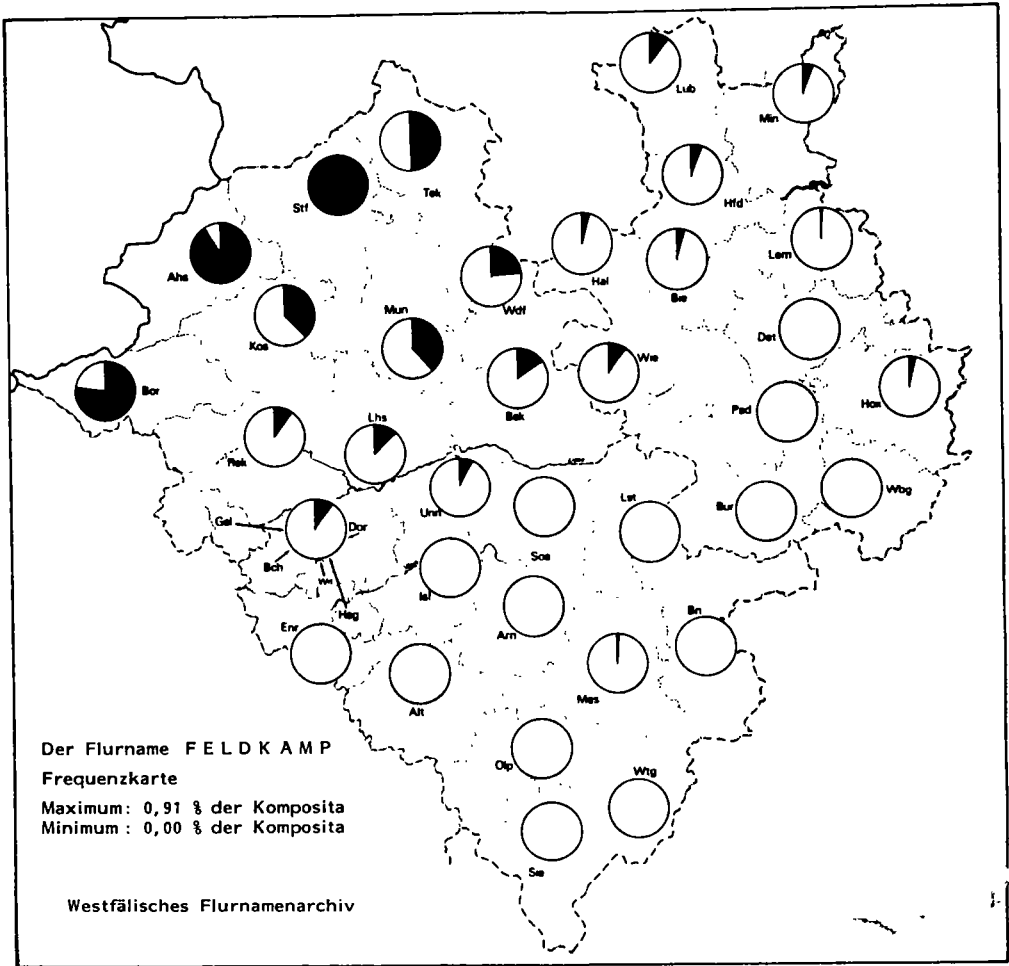
Flurnamen gehört *Feldkamp* (s. Karte 29). Die meisten Belege stammen zwar aus dem auf Karte 6 (S.82) abgegrenzten "Feld 'Heide'"-Gebiet, doch setzt sich eine geschlossene Belegzone im Süden bis etwa zur Lippe, im Osten bis in den Raum Halle-Wiedenbrück (Hal, Wie) fort. Streubelege reichen sowohl im Osten wie im Süden über diese Linien hinaus. Anhand von Flurkarten kann man deutlich erkennen, daß die *Feldkämpfe* vielfach unmittelbar an ausgedehnte Heide- und Weidegebiete angrenzen, es gibt Fälle, in denen ein *Feldkamp* genanntes Grundstück, gänzlich isoliert vom übrigen Ackerland, noch zur Zeit der preußi-



Karte 30

schen Urvermessung vollständig von Heide- und Gemeinheitsland umschlossen war. Zwar wird es sicher *Feldkämpe* gegeben haben, die ihren Namen von einem benachbarten "Acker"-*Feld* erhielten, so könnte es sich jedenfalls bei einigen der ost- und südwestfälischen Streubelege verhalten; aber im geschlossenen nordwestlichen Verbreitungsgebiet wird das erste Glied im Kompositum *Feldkamp* im wesentlichen nicht mit der Bedeutung 'Acker', sondern eher mit 'Heide, Odland, gemeinschaftlich genutztes Weideland o.ä.' verbunden werden dürfen.

Es gibt ein weiteres sprachgeographisches Indiz, das diese

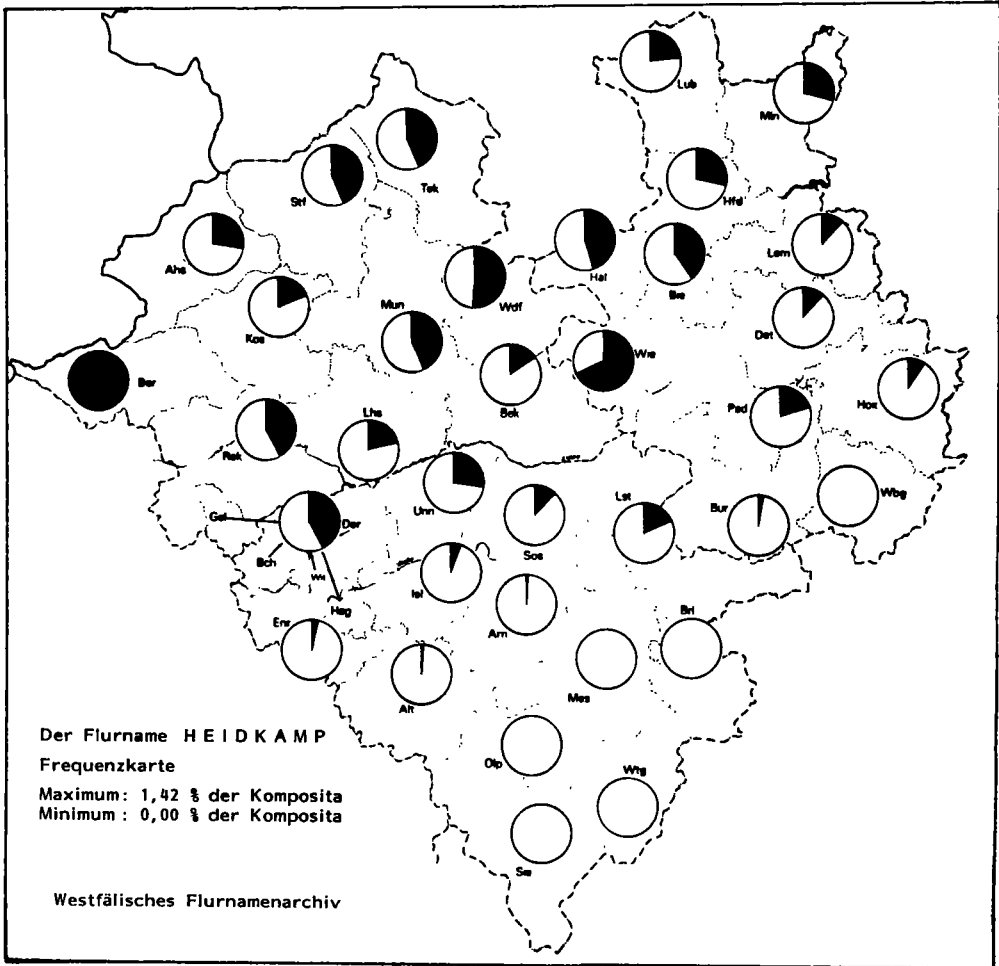


Karte 31

Annahme stützt. Karte 30 gibt die Verbreitung des Flurnamens *Heidekamp* wieder, dessen appellativische Basis, wenn die obige Interpretation richtig ist, ein Synonym zu *Feldkamp* war oder sich mit dessen Bedeutung zumindest erheblich überschneidet. *Heidekamp* ist insgesamt häufiger und weiter verbreitet als *Feldkamp*, reicht im Süden bis etwa zur Südgrenze der ausgedehnteren Heideflächen in Westfalen.

Karte 31 gibt die Frequenzen für *Feldkamp* wieder, deren höchste Werte, wie schon gesagt, innerhalb des "Feld 'Heide'"-Gebietes erreicht werden. Karte 32 zeigt die Frequenzen für





Karte 32

*Heidekamp*. Es ist deutlich, daß dafür auffällig hohe Werte gerade am Rand der *Feldkamp*-Zone liegen (*Wdf*, *Wie*, *Bor*, *Gel/Bch/Wit/Hag/Dor*, *Unn*), daß sie aber in deren Zentrum - vor allem in *Ahs* - verhältnismäßig niedrig sind.

Dies ist wohl so zu interpretieren, daß mit dem Rückgang der Bedeutung *feld* 'Heide u.ä.' auch der Rückzug von *\*feldkamp* 'Kampflur an oder in einem Heide-, Öd-, Gemeinheitsland' verbunden war, daß zum Rande hin *Feldkamp* also früher und stärker von *Heidekamp* überlagert worden ist.

### 3.10. Nachbemerkungen

Der vielleicht als ermüdend empfundene Umfang, in dem hier Namenkarten mit den Verweisen auf ihr Kartierungskonzept und ihre Aussagefähigkeiten abgedruckt worden sind, ist im wesentlichen von zwei Motiven her bestimmt. Zum einen sollte an recht unterschiedlichen Beispielen deutlich werden, daß auch bei einem Flurnamenarchiv, dessen Datenbestand erhebliche Wünsche offen läßt (Mundartaufzeichnungen, historischer Unterbau), sprachgeschichtlich-sprachgeographisch relevante Fragestellungen möglich sind, sofern nur ein Datenhorizont möglichst gleichmäßig und systematisch erhoben worden ist; zum anderen sollte die Vielfältigkeit denkbaren Karteneinsatzes die Einsicht in Entscheidungen darüber erleichtern, in welcher Form und in welchem Kontext Flurnamenkarten am zweckmäßigsten innerhalb eines Publikationskonzepts ihren Platz finden sollten. Dabei ist festzuhalten, daß trotz ihrer Zahl mit den hier abgedruckten Beispielen weder eine Vollständigkeit der möglichen Kartentypen und Kartierungstechniken, noch gar eine repräsentative Beschreibung der möglichen Kartierungsthemen angestrebt war. Es bleibt eine Sammlung von Versuchen aus den Jahren 1983/84, für die vorauszusehen ist, daß sie in vielen Punkten verbesserungsfähig sind.

#### 4. Zum Verhältnis Namenkarten und Namenbuch

Soviel dürften die vorgelegten Karten gezeigt haben, daß sie zum überwiegenden Teil mehr oder weniger ausführlicher Kommentare bedürfen, die unmittelbar zu den Karten geschrieben werden müssen und die sich nicht innerhalb der Artikel eines Namenbuches realisieren lassen. Andererseits halte ich die Notwendigkeit eines Namenbuches für gegeben, da Karten das vorhandene Gesamtmaterial immer nur in Ausschnitten verwerten werden und in ihnen auch der Einzelbeleg - vor allem bei Karten mit einem erhöhten Abstraktionsniveau - nicht mit der Summe aller mit ihm verbundenen Informationen sichtbar wird.

In der Dialektologie werden mit guten Gründen lexikographische und sprachgeographische Unternehmungen organisatorisch getrennt durchgeführt, sie bedienen sich auch in der Regel verschiedener, unterschiedlich erhobener Daten. Ein solches Vorgehen ist bei einer Publikation der westfälischen Flurnamenbestände sicher nicht zu empfehlen. Zum einen, weil hier eine identische Datenbasis für beide Darstellungsformen vorliegt, zum anderen, weil eine publizistische Trennung der beiden zwangsläufig zu einer, mit Arbeitsmehraufwand verbundenen Beschreibungsredundanz führen würde, da vieles, was im Atlas dargestellt, im Namenbuch wiederholt werden müßte. Die getrennte Veröffentlichung eines Flurnamenatlases vom Flurnamenbuch hätte überdies den Effekt, daß, die gegenwärtige Personalausstattung an der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens als konstant vorausgesetzt, eines der Projekte zurück-

gestellt werden müßte, was für das zurückgestellte ein Realisierungsrisiko bedeuten könnte.

Arbeitsökonomischer ist es ohne Zweifel, Namenbuch und Kartenwerk als Teile einer Veröffentlichung zu konzipieren und ihre Bearbeitung parallel voranzutreiben. Dabei können einfache Karten, die vorwiegend der Artikelentlastung dienen (wie etwa Nr.4f.), im Namenbuch selbst abgedruckt, und solche, die Kommentare verlangen, oder für die aufgrund der verwendeten Darstellungsmittel ein größeres Format zur Lesbarkeit unerlässlich ist, im Atlasteil publiziert werden. Der Arbeitsökonomie wird es dabei sehr entgegen kommen, wenn Karten jeweils gleichzeitig mit Namenartikeln, mit dem sie vom Material her zusammenhängen, bearbeitet und veröffentlicht werden können.

Die Absicht, parallel zu den Lieferungen des Namenbuchs Atlaskarten zu veröffentlichen, beinhaltet selbstverständlich nicht, den Atlas als lose Folge von zueinander in keiner Beziehung stehenden Einzelkarten aufzufassen. Ein Sprachatlas, der diesen Namen verdient, setzt ein Konzept zu behandelnder Problemkreise voraus, denen die einzelnen Karten thematisch zugeordnet werden können. Man wird von diesem Konzept verlangen dürfen, daß es den "namengeographischen Aufbau" Westfalens, genauer, die historische Stratigraphie der westfälischen Mikrotoponymie, im Zusammenhang darstellt und darüber hinaus auch sachgeschichtlich-sachgeographische, im wesentlichen agrar- und flurgeschichtliche Problemstellungen mitberücksichtigt. Dabei muß es ein Rahmenkonzept bleiben, elastisch genug, um während der Arbeit modifiziert werden zu können.

Es scheint mir gegenwärtig noch nicht der Zeitpunkt gekommen, einen gründlich reflektierten Rahmenplan vorzulegen. Die andauernde Phase des Experimentierens mit Karten läßt mich vermuten, daß er noch einige Veränderungen erfahren wird.

Entscheidungen werden schließlich auch noch im Zusammenhang mit der technischen Herstellung der Karten getroffen werden müssen. Obwohl die vorgelegten Versuchskarten z.T. rechnerunterstützt vorbereitet wurden, ist ihre Zeichnung doch von Hand erfolgt. Natürlich liegt es bei einem elektronisch gespeicherten Material nahe, auch die Kartierung in einem automatisierten Verfahren von einem Plotter durchführen zu lassen. Erfahrungen und zum Teil adaptionsfähige Software liegen dafür zwar in Münster vor<sup>36</sup>, doch sprechen diese Erfahrungen nicht uneingeschränkt für einen Plottereinsatz im vorliegenden Fall.

---

36 Vgl. W. WESTERHOFF, *Ein Programmpaket zur automatischen Erzeugung sprachgeographischer Karten* (Schriftenreihe des Rechenzentrums der Universität Münster, 39), Münster 1979; H. EICKMANS, *Automatische Sprachkartographie im Rahmen des Projekts "Fränkischer Sprachatlas"*, NdW 19 (1979) 133-164.

Die Mühe des Herausfilterns der für eine Karte jeweils benötigten Teilmenge aus der Gesamtmenge der vorhandenen Archivdaten kann durch ein effizientes Dialogsystem zwar verringert, aber nicht grundsätzlich beseitigt werden; dieses Filtern kann nicht voll automatisiert werden, sondern muß der philologischen Einzelkontrolle unterworfen bleiben. Voraussetzung für einen sinnvollen Plottereinsatz wäre die weitgehende Reduzierung der Kartierungsformen auf einige wenige Standardtypen und nicht zuletzt die Verfügbarkeit über einen graphisch leistungsfähigen Plotter, der Druckvorlagen in einer Qualität liefert, wie sie ein Zeichner zu liefern vermag.

## WESTFÄLISCHE STADTSPRACHENFORSCHUNG

Siegfried Grosse zum 22. 10. 1984

1. Benennungen für sprachliche Varietäten (Sprachformen) geben sich oft als normale Termini. Bei näherem Zusehen stellt sich aber meist heraus, daß Ausdrücke wie "Alltagssprache", "Umgangssprache" oder auch "Stadtsprache", "Ortssprache" gebraucht werden, ohne daß sie exakt definiert sind; bestenfalls besitzen sie den Rang einer vorläufigen Etikettierung.

Nur um eine solche vorläufige Etikettierung soll es sich auch im folgenden bei der Verwendung des Ausdrucks "Stadtsprache" handeln. Es soll um die gesprochene Sprache gehen, die heute in den westfälischen Städten anzutreffen ist. Dabei soll nicht von vornherein nur die Sprache des täglichen Umgangs<sup>1</sup> im Vordergrund stehen, sondern es soll versucht werden, die gesamte Bandbreite des Sprachgebrauchs zu berücksichtigen. Dahinter steht die Hypothese, daß vor allem dort, wo die alten Dialekte nicht mehr anzutreffen sind, einzelne Varietäten nur schwer abzugrenzen sind. Die Übergänge sind fließend, und es kann vorkommen, daß ein Sprecher in einer kurzen Sprechphase die gesamte Bandbreite seines Repertoires realisiert. Mit anderen Worten: Stadtsprachenforschung kann sich nicht von vornherein auf einen Ausschnitt aus dem Spektrum der Sprachformen beschränken, sondern muß die ganze Bandbreite berücksichtigen, auch wenn nur eine Sprachform im Mittelpunkt des Interesses stehen sollte.

2. Auch der Ausdruck "westfälische Stadt" trägt die implizite Aufforderung in sich, den Horizont möglichst weit zu ziehen: Wenn man von der kommunalen Gliederung des heutigen Westfalens ausgeht<sup>2</sup>, hat man es praktisch nur mit Städten zu tun. In

---

1 Vgl. J. EICHHOFF, *Wortatlas der deutschen Umgangssprachen*, Bd.1, Bern München 1977, S.9f. (Band 2 ist 1978 erschienen). Zu den Schwierigkeiten, die der Ausdruck "Umgangssprache" zusätzlich zu den anderen Ausdrücken für sprachliche Varietäten bietet, vgl. H.H. MENGE, *Was ist Umgangssprache? Vorschläge zur Behandlung einer lästigen Frage*, ZDL 40 (1982) 52-63.

2 Im folgenden soll eine Beschränkung auf das heutige Westfalen erfolgen. Das *Westfälische Wörterbuch* etwa im Gegensatz dazu zwar den sog. "Raum Westfalen" zugrunde gelegt (vgl. F. WORTMANN, *Überlegungen zum Entwurf einer Karte der westfälischen Mundarten*, NdW 17 (1977) 85-114, vor allem Anm.1), das hat aber nicht nur sprachgeschichtliche, sondern auch territorialgeschichtliche Gründe. Bei der Erforschung der heutigen Stadtsprachen sollte man aber von den heutigen Grenzen ausgehen, dabei allerdings sprachgeschichtliche Tatbestände mitberücksichtigen. Letzteres hieße vor allem, das heutige Essen (d.h. das Gebiet, das dem ehemaligen Reichsstift Essen entspricht), Teile von Oberhausen sowie Hamminkeln-

den drei westfälischen Regierungsbezirken des Landes Nordrhein-Westfalen (Arnsberg, Detmold und Münster) gibt es insgesamt 231 kommunale Einheiten, nämlich 9 kreisfreie (Groß-) Städte (Bielefeld, Bochum, Bottrop, Dortmund, Gelsenkirchen, Hagen, Hamm, Herne und Münster mit insgesamt 2.520.474 Einwohnern<sup>3</sup>), 148 kreisangehörige Städte und nur 74 nichtstädtische Gemeinden (mit insgesamt 706.641 Einwohnern). Das heißt: Nicht einmal ein Zehntel der Bevölkerung Westfalens (7.822.658 Einwohner) wohnt in Gemeinden, die nicht den Status einer Stadt innehaben. Im gesamten westfälischen Teil des Kommunalverbandes Ruhrgebiet (KVR) gibt es sogar nur zwei nichtstädtische Gemeinden (Bönen und Holzwickede)<sup>4</sup>, die mit 17.763 bzw. 16.178 Einwohnern allerdings größer sind als viele Städte im übrigen Westfalen.

Ob Stadt oder nicht Stadt, für sprachwissenschaftliche Untersuchungen spielt die kommunale Gliederung bestenfalls eine praktische Rolle, sie gibt den äußeren Orientierungsrahmen ab. Der eigentliche Ausgangspunkt ist die einzelne Kommunikationsgemeinschaft, wie sie sich im Laufe der Zeit herausgebildet hat. Das kann das alte Dorf auf dem Lande oder der Stadtteil einer Großstadt sein<sup>5</sup>. Dortmund etwa, die größte Stadt Westfalens (589.955 Einwohner), bildet nicht nur eine Kommunikationsgemeinschaft, sondern besteht aus vielen solcher Gemeinschaften.

---

Dingden einzubeziehen und den heutigen Kreis Siegen unberücksichtigt zu lassen. Im übrigen zwingen (etwa im Ruhrgebiet) viele sachliche Gründe dazu, den Blick nicht an den Landesgrenzen haltmachen zu lassen.

- 3 Die statistischen Daten im folgenden sind dem vom Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik herausgegebenen statistischen Bericht *Die Bevölkerung der Gemeinden Nordrhein-Westfalens am 31. Dezember 1983*, Düsseldorf 1984, entnommen.
- 4 Auf die Problematik, ob diese beiden Gemeinden überhaupt zum Ruhrgebiet zu zählen sind, soll hier nicht näher eingegangen werden, vgl. dazu etwa H.H. MENGE, *Regionalsprache Ruhr: Grammatische Variation ist niederdeutsches Substrat*, Nd.Kbl.84 (1977) 48-59.

Insgesamt gehören 36 Gemeinden Westfalens zum Gebiet des KVR, davon sieben der neun kreisfreien Städte. In diesen 36 Gemeinden wohnen 3.296.197 Einwohner, d.h. über 40 % der Bevölkerung Westfalens (genau 42,14 %) leben im Ruhrgebiet.

Im rheinischen Teil des KVR wohnen insgesamt 1.983.571 Einwohner, das sind 37,6 % der Gesamtbevölkerung des Kommunalverbandes. Legt man sprachgeschichtliche Kriterien an, dann ist der westfälische Anteil des Ruhrgebiets noch größer. In diesem Fall müßte man ca. zwei Drittel der Bevölkerung von Essen (insgesamt 631.408) und ca. ein Drittel der von Oberhausen (225.139) zum westfälischen Gebiet rechnen.

- 5 Auch in den Großstädten des Ruhrgebiets fühlt man sich in der Regel eher dem Stadtteil als der Stadt zugehörig. Vgl. dazu etwa den Ausspruch eines Borbeckers (Essen-Borbeck liegt am westlichen Rand des Sprachraums Westfalen): "Ich bin und ich bleibe in Essen ein Borbecker!" (B. PARISIUS, *Lebenswege im Revier. Erlebnisse und Erfahrungen zwischen Jahrhundertwende und Kohlenkrise - erzählt von Frauen und Männern aus Borbeck*, Essen 1984, S.174-177).

Diese sind teilweise mit den "statistischen Bezirken" identisch (das sind praktisch "Stadtteile", der übergeordnete Begriff ist "Stadtbezirk"), die in ihrer Größe oft durchaus mit kleineren oder mittleren Städten im übrigen Westfalen vergleichbar sind.

Wie viele solcher Kommunikationsgemeinschaften ("Orte", "Identifikationsräume") es in Westfalen gibt, ist schwer abzuschätzen. Im Kreis Paderborn und im Kreis Höxter (dem alten "Hochstift"), die zusammen 370.255 Einwohner haben, gibt es davon ca. 200. Das ergibt einen Durchschnitt von rund 1.850 Einwohnern pro Kommunikationsgemeinschaft<sup>6</sup>. Legt man diesen Durchschnitt einer Berechnung für das ganze Land zugrunde, so gäbe es in Westfalen rund 4.230 Kommunikationsgemeinschaften. Geht man umgekehrt von einem an Dortmund orientierten Schlüssel aus (37 statistische Bezirke, 589.955 Einwohner, Durchschnitt ca. 15.950), dann gäbe es in Westfalen rund 490 Kommunikationsgemeinschaften. Vermutlich ist der am Hochstift Paderborn gewonnene Schlüssel der zutreffendere; dann wäre davon auszugehen, daß es in Westfalen mehrere tausend Ortsgemeinschaften gibt<sup>7</sup>.

Die genaue Zahl der westfälischen Ortsgemeinschaften wird nur schwer zu ermitteln sein. Vielleicht sollte man zunächst einmal ein Inventar der statistischen Bezirke anlegen. Das ist deshalb schwieriger, als auf den ersten Blick zu vermuten ist, weil die Ämter für Statistik der einzelnen Städte unterschiedliche Kriterien bei der Einteilung ihres Gebietes zugrundegelegt haben. Wünschenswert wäre dann in einem zweiten Schritt die Erstellung einer Karte mit diesen statistischen Bezirken. Als vorläufiger Ersatz können historische Karten dienen, die die kommunale Einteilung von vor den ersten Gebietsreformen bieten<sup>8</sup>. Allerdings sind auch diese Karten in einigen Fällen zu grob. Die Gemeinde

6 Vgl. dazu H.H. MENGE, *Zur Realität des Niederdeutschen in Ostwestfalen. Skizze eines Programms umfassender kontrastiver Untersuchungen zum Gebrauch der Sprachformen im Raum Paderborn und erste Ergebnisse einer vorbereitenden Umfrage*, Nd.Jb. 102 (1979) 162-186.

7 Solche Kommunikationsgemeinschaften müßten auch der Ortsauswahl bei statistischen Erhebungen zum Gebrauch des Niederdeutschen zugrundegelegt werden. Bei der bekannten Umfrage zur Lage des Niederdeutschen sind aus Westfalen Münster, Paderborn, Bocholt, Porta Westfalica und Neuenkirchen bei einem Pretest berücksichtigt worden. Im Falle Neuenkirchens (11.188 Einwohner) mag die heutige kommunale Einheit mit der Kommunikationsgemeinschaft identisch sein, aber Paderborn besteht aus mindestens neun solcher Gemeinschaften mit z.T. unterschiedlichem Plattgebrauch. Der Ortsteil, in dem der höchste Anteil an Plattsprechern anzutreffen ist (Sande), wird kaum eine Chance haben, von den Interviewern berücksichtigt zu werden (vgl. MENGE (wie Anm.6)). Im Falle von Münster dürfte ähnliches gelten.

8 Vgl. Karte *Gemeindegrenzen 1897* in: *Geschichtlicher Handatlas von Westfalen*, hrg. v. Provinzialinstitut für Westfälische Landes- und Volksforschung, 2.Lfg., Münster 1982; vgl. Stephanie REEKERS, *Zur Karte "Gemeindegrenzen 1897"*, Wf. Forsch. 26 (1974) 157-167.

Buer etwa bestand 1905 aus vier damals so genannten "Wohnplätzen" und nicht, wie die Karte zeigt, aus nur einem<sup>9</sup>.

3. Die sprachliche Situation in Westfalen läßt sich auf einer allgemeinen Ebene relativ leicht beschreiben (die Schwierigkeiten liegen auch hier im Detail): hier sind alle Möglichkeiten gegeben, die bei der Beschreibung von gesprochener Sprache in Deutschland überhaupt vorkommen können:

- Es gibt Kommunikationsgemeinschaften, in denen die Sprache des alltäglichen Umgangs das Platt ist<sup>10</sup>. In bestimmten Situationen sprechen die Mitglieder dieser Kommunikationsgemeinschaften eine Variante der Standardsprache, die durch Interferenzen aus dem Platt gekennzeichnet ist.
- In anderen Kommunikationsgemeinschaften ist an die Seite des Platt ein standardsprachliches Subsystem getreten, das in Opposition zur Standardsprache steht. Nur in ganz bestimmten, sehr speziellen Situationen werden die alten Dialekte noch benutzt.
- Weiter gibt es Kommunikationsgemeinschaften, in denen die alten Dialekte keine Rolle mehr spielen. Hier existiert nur noch die Standardsprache und ein standardsprachliches Subsystem.
- Außerdem ist noch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß es Kommunikationsgemeinschaften gibt, in denen praktisch nur das standardsprachliche Subsystem anzutreffen ist<sup>11</sup>.

Insgesamt lassen sich also in Westfalen fast alle Etappen eines Prozesses feststellen, der durch den Wechsel von den alten Dialekten zur Standardsprache gekennzeichnet ist. Dieser Prozeß

9 Vgl. *Gemeindelexikon für die Provinz Westfalen sowie die Fürstentümer Waldeck und Pyrmont. Auf Grund der Materialien der Volkszählung vom 1. Dezember 1905 und anderer amtlicher Quellen bearbeitet vom Königlich Preußischen Statistischen Landesamte*, Berlin 1909.

10 Das mag überraschend sein, aber die Umfragen von Menge, Kremer und Hartig deuten darauf hin, siehe MENGE (wie Anm.6); L. KREMER, *Mundart im Westmünsterland. Aufbau, Gebrauch, Literatur* (Schriftenreihe des Kreises Borken, 5), Borken 1983; M. HARTIG, *Sozialer Wandel und Sprachwandel. Explorative Studie zur Entwicklung der Dialektfunktion in unserer Gesellschaft* (Tübinger Beiträge zur Linguistik, 182) Tübingen 1981. Die Umfragen von Hartig und Kremer sind zwar nicht kommunikationsgemeinschaftsbezogen, lassen sich aber so interpretieren, daß zumindest in Teilen von Kommunikationsgemeinschaften das Platt vorwiegend gebraucht wird. Signifikant sind vor allem Fragen nach dem Sprachgebrauch zwischen Eltern und Schulkindern sowie zwischen Schulkindern untereinander.

11 Diese Einteilung findet ihre Entsprechung in der Systematik, wie sie bei H.H. MUNSKE, *Umgangssprache als Sprachenkontakterscheinung*, in: *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*, hrg. v. W. BESCH u.a. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 1), Bd.1,2, Berlin New York 1983, S.1002-1018, anzutreffen ist. Zum Problem, zwischen der dritten und vierten Möglichkeit zu trennen, vgl. unten Punkt 10.



hat im letzten Jahrhundert eingesetzt und ist noch lange nicht abgeschlossen<sup>12</sup>. Die Ausgangsetappe ist wohl in keiner Kommunikationsgemeinschaft in Deutschland mehr gegeben, nämlich die ausschließliche Geltung des Dialekts in allen Kommunikationssituationen; die letzte Etappe ist vielerorts erreicht, nicht nur in vielen Stadtteilen des Ruhrgebiets, sondern auch in sehr kleinen Gemeinden Westfalens, z.B. in Beverungen an der Weser<sup>13</sup>.

Exakte Aussagen über den jeweiligen Stand des Prozesses lassen sich für ganz Westfalen leider nicht machen. Man sollte auch mit generellen Feststellungen vorsichtig sein, hat sich doch gezeigt, wie unterschiedlich (zeitlich gesehen) der Wechsel vom Platt zum Hochdeutschen in nahe beieinanderliegenden Orten verlaufen kann<sup>14</sup>. Genauere Daten lassen sich wohl erst durch eine kleinräumige Befragung gewinnen, wobei vor allem auch die Frage Aufschluß bringt, wann die Eltern damit aufgehört haben, ihren Kindern Platt beizubringen.

4. Weiß man über den Verlauf des Prozesses des Sprachwechsels schon wenig, so weiß man über die Beschaffenheit der einzelnen Varietäten im Detail noch viel weniger, sieht man einmal von den alten Dialekten ab, die relativ gut erforscht sind. Auch hier lassen sich, allerdings in allgemeiner Form, schon eher Aussagen machen.

Gewöhnlich nennt man die Sprachform zwischen Dialekt und Standardsprache "Umgangssprache". Aber zwischen den Umgangssprachen in den beiden ersten und den beiden letzten Fällen der oben skizzierten Möglichkeiten gibt es doch einen gewichtigen Unterschied: In den ersteren Fällen ist das System der Umgangssprache relativ instabil, während es in den beiden anderen Fällen relativ stabil ist. Allerdings dürfte der Zustand, in den das instabile System übergeht, von dem des festen nicht allzuweit entfernt liegen, konstatiert doch etwa Kremer für ein Gebiet, in dem die ersten beiden Situationen vorherrschen, eine große Ähnlichkeit in der Umgangssprache fest geworden ist (Westmünsterland versus Ruhrgebiet)<sup>15</sup>. Auch dem "Kontrastiven Sprachheft Westfälisch", dessen Materialgrundlage aus einem Ort südlich von

12 Mit Prognosen sollte man bekanntlich vorsichtig sein. Aber andererseits sollte man auch nicht die Augen vor der Tatsache verschließen, daß selbst in einer "der stabilsten Mundartlandschaften im niederdeutschen, ganz sicher aber im westfälischen Raum" das Weitergeben des Dialekts an die Kinder fast ganz eingestellt worden ist, vgl. KREMER (wie Anm.10) S.104 und S.80.

13 Vgl. MENGE (wie Anm.6) Karte 2.

14 Vgl. MENGE (wie Anm.6) S.178, wo ein großer zeitlicher Abstand zwischen Höxter-Bruchhausen und Umgebung beschrieben wird.

15 KREMER (wie Anm.10) S.85, Anm.9: "... das sogenannte "Ruhrdeutsche", das mit der im Westmünsterland gesprochenen hochdeutschen Umgangssprache viele Züge gemein hat."

Osnabrück stammt, läßt sich entnehmen, daß sehr viele Interferenzen in den Schulheften der Kinder mit bestimmten Eigenarten der Umgangssprache des Ruhrgebiets korrespondieren<sup>16</sup>.

Daß man im Detail aber nur wenig weiß, ist vor allem Folge der methodischen Schwierigkeiten bei der Erforschung gesprochener Sprache; diese haben dazu geführt, daß man sich bis jetzt kaum aus originären Quellen informieren kann. Die *Proben deutscher Umgangssprache*<sup>17</sup> enthalten zwar auch Aufnahmen aus Münster, Bochum, Dortmund und Paderborn; aber abgesehen davon, daß es erhebliche methodische Unzulänglichkeiten bei den einzelnen Aufnahmen gegeben hat<sup>18</sup>: Es handelt sich bei den Sprachproben um regional gefärbte Standardsprache und nicht um Umgangssprache<sup>19</sup>.

Der Mangel an umgangssprachlichen Beispielen hat dazu geführt, daß man sich an Surrogaten orientiert hat. Seit dem Erscheinen der *Bottroper Protokolle* 1968 haben Ausschnitte aus

16 H. NIEBAUM, *Westfälisch* (Dialekt/Hochsprache - kontrastiv. Sprachhefte für den Deutschunterricht, 5), Düsseldorf 1977. Es bestätigt sich also eine Bemerkung von MUNSKE (wie Anm.11), daß sich "aus den Fehlerbeschreibungen der Kontrastiven Sprachhefte alle wesentlichen Erscheinungen der betreffenden regionalen Umgangssprachen" eruieren ließen (S.1004).

Ähnliche Gedanken finden sich auch in der Rezension einiger kontrastiver Sprachhefte von H.H. MENGE in Rhein.Vjbl. 44 (1980) 322f.

17 Margret SPERLBAUM, *Proben deutscher Umgangssprache (Bundesrepublik Deutschland)* (Phonai. Lautbibliothek der europäischen Sprachen und Mundarten. Deutsche Reihe, 17), Tübingen 1975.

18 Der Sprecher in Nr.10 (III/38; Paderborn) ist auch gleichzeitig Aufnahmeleiter. Nr. 9 (III/248; Dortmund) gibt ein Paradebeispiel für einen Aufnahmeleiter - wie er nicht sein sollte! Für Nr.8 (III/57; Bochum) gilt das gleiche wie für Nr.10, zudem stammt der Sprecher/Aufnahmeleiter nicht aus Bochum, sondern aus Grevenbroich. Die Sprecherin in Nr.7 (III/45; Münster) stammt nicht aus Münster oder Umgebung, sondern aus Riesenbeck.

Man wird die Tatsache, daß Desiderate nicht erfüllt sind, die sich erst durch den weiteren Gang der Wissenschaftsentwicklung ergeben haben, nicht als Vorwurf formulieren können; aber es wäre doch hilfreich gewesen, wenn nicht nur interessante Textstücke aus den ja meist mehr als 10minütigen Aufnahmen ausgewählt worden wären, sondern auch deren Einbettung in die Gesprächsumgebung geleistet worden wäre. Der Dortmunder Arbeiter z.B. (Nr.9) erzählt während der gesamten, über 12minütigen Aufnahme nur ein einziges Mal, diese Erzählung von einem Unfall ist für den Abdruck in den Proben ausgewählt worden. Warum er erzählt, kann der Leser/Hörer nicht ermitteln, denn die vorhergehende Passage, in der der Elektriker gefragt wird, ob er Arbeiter oder Angestellter sei, und wo er, entgegen der Erwartung des Aufnahmeleiters, antwortet, er sei Arbeiter, ist nicht abgedruckt. Die Funktion der Erzählung ('auch Arbeiter können etwas leisten') bleibt also unklar.

19 Für die in den "Proben" nicht berücksichtigten Aufnahmen des Deutschen Spracharchivs im IdS (Mannheim) gilt ähnliches wie das in Anm.18 Gesagte. Insgesamt existieren 40 "westfälische" Aufnahmen, acht in Paderborn aufgenommene (hier hat der Aufnahmeleiter außer sich selbst vor allem Studenten berücksichtigt), zwölf in Münster, acht in Bochum, vier in Witten und acht in Dortmund. Von den Gewährspersonen stammen vierzehn nicht aus dem westfälischen Raum. Auch der Aufnahmeleiter in Witten hat sich übrigens selbst aufgenommen.

den Interviews immer wieder als Beispiel für die regionale Umgangssprache herhalten müssen<sup>20</sup>. Man wußte zwar, daß die Texte von der Autorin redigiert waren, konnte sich aber insofern beruhigen, als die Frage nach der Authentizität der Texte durch die Recherchen von Gisela Schulz zufriedenstellend beantwortet schien<sup>21</sup>.

Mittlerweile gibt es zwar bessere Ersatzquellen als die *Bottroper Protokolle*, aber auch für alle anderen veröffentlichten Texte gilt das gleiche wie für die Rungeschen Texte, daß sie nämlich weit von der originalen Fassung entfernt sind. Das heißt nicht, daß die ursprünglichen Aufnahmen nicht für sprachwissenschaftliche Zwecke nutzbar zu machen wären. Es ist zum Beispiel denkbar, daß die Interviews, die Wolfgang Körner für sein Bändchen *Meine Frau ist gegangen* im Dortmunder Raum gemacht hat, ein hervorragendes Beispiel für alltägliches Sprachverhalten abgeben, und zwar wegen der Betroffenheit der Aufgenommenen aufgrund des brisanten Themas<sup>22</sup>.

Ähnliches ist zu vermuten für die Interviews, die im Rahmen der "oral-history-Forschung" vor allem im Ruhrgebiet gemacht worden sind. Für das Forschungsprojekt "Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960" ist eine Fülle von sogenannten "lebensgeschichtlichen Interviews" aufgenommen worden<sup>23</sup>. Derartige Interviews liegen auch für einzelne Stadtteile

20 *Bottroper Protokolle*. Aufgezeichnet von Erika RUNGE. Vorwort von M. WALSER (Edition Suhrkamp, 271), Frankfurt 1968 u.ö.

21 Gisela SCHULZ, *Die Bottroper Protokolle. Parataxe und Hypotaxe* (Linguistische Reihe, 17), München 1973. Schulz und der Betreuer ihrer Arbeit, Dieter Wunderlich, hatten sich mehrfach brieflich an die Autorin Runge gewandt (vgl. S.51-54). Schulz kam dabei zu dem Ergebnis, daß "weitgehende Texttreue in bezug auf die innere Struktur der Sätze angenommen werden" könne (S.54). Davon kann überhaupt keine Rede sein, man vergleiche etwa die Passagen im Suhrkamp-Taschenbuch mit denen in den Transkripten bei F. CAROLI, *Pragmatische Aspekte syntaktischer Variation in der gesprochenen Sprache* (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, 219), Göppingen 1977. Caroli hat ausgewählte Passagen aus den Rungeschen Interviews in einem adäquaten Transkriptionsverfahren verschriftlicht.

Im nachhinein ist es eigentlich kaum nachvollziehbar, daß man sich mit den Auskünften der Autorin zufriedenen geben konnte. Man hätte zumindest einen Blick in die Verschriftlichungen der Autorin werfen können. Aber das soziolinguistische Interesse Anfang der Siebziger Jahre hatte eben noch nicht zu einer Sensibilisierung der gesprochenen Sprache gegenüber geführt.

22 W. KÖRNER, *Meine Frau ist gegangen. Verlassene Männer erzählen* (Fischer Taschenbuch, 3803), Frankfurt 1979.

23 Sie sind ausschnittsweise zitiert in den beiden von L. NIETHAMMER herausgegebenen Bänden *"Die Jahre weiß man nicht, wo man die hinsetzen soll..."*. *Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet*, Berlin Bonn 1983 sowie *"Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist"*. *Nachkriegs-Erfahrungen im Ruhrgebiet*, Berlin Bonn 1983.

vor, z.B. für Essen-Borbeck<sup>24</sup>, Oberhausen-Osterfeld<sup>25</sup> und Recklinghausen-Hochlarmark<sup>26</sup>.

In der Regel laufen Projekte zur oral-history-Forschung ohne die Beteiligung von Sprachwissenschaftlern ab. Das ist sehr bedauerlich, da die Historiker von den Erfahrungen der Linguisten bei der Sprachdatenerhebung profitieren könnten und die Linguisten umgekehrt von Beginn an ihre Interessen geltend machen könnten, ohne großen zusätzlichen Aufwand zu erzeugen. Eine Kooperation hätte für den Sprachwissenschaftler den unschätzbaren Vorteil, daß die Gesprächspartner bei der Aufnahme nicht auf das eigene Sprachverhalten fokussiert sind.

Ebenso ungehoben wie der Schatz der unredigierten bzw. nichtveröffentlichten Interviews sind in der Regel die Aufnahmen, die im Rahmen von speziellen linguistischen Fallstudien gemacht worden sind. In den entsprechenden Veröffentlichungen sind meist nur ausgewählte Beispiele transkribiert abgedruckt, der Rest ist nur für die eigenen Fragestellungen ausgewertet worden<sup>27</sup>. Relativ umfangreich sind die Transkripte bei Steinig<sup>28</sup> und Hoffmann<sup>29</sup>, aber auch diese stellen nur einen kleinen Ausschnitt aus dem Untersuchungskorpus dar<sup>30</sup>.

24 Vgl. Anm.5.

25 Janne GÜNTER, *Mündliche Geschichtsschreibung. Alte Menschen im Ruhrgebiet erzählen erlebte Geschichte*, Mülheim 1982. Oberhausen-Osterfeld, wo auch die bekannte Kolonie Eisenheim liegt, ist sprachgeschichtlich wie Essen-Borbeck zum Westfälischen zu rechnen.

26 *Hochlarmarker Lesebuch. Kohle war nicht alles. 100 Jahre Ruhrgebietsgeschichte*. Bergarbeiter und ihre Frauen aus Recklinghausen-Hochlarmark haben in Zusammenarbeit mit dem kommunalen Stadtteilkulturreferat ihre Geschichte aufgeschrieben, Oberhausen 1981.

27 Hier käme der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens vielleicht die wichtige Funktion zu, die vorhandenen Textkorpora zu registrieren, eventuell sogar zu archivieren. In den letzten Jahren sind auch im Rahmen vieler Staats- und Examensarbeiten Sprachdaten erhoben worden, deren Archivierung sich durchaus lohnen würde. Möglicherweise ließen sich diese Aktivitäten sogar koordinieren, so daß dann "Wegauskünfte" nicht nur am Hochschulort und in dessen Umgebung, sondern landesweit erhoben würden.

28 W. STEINIG, *Soziolekt und soziale Rolle. Untersuchungen zu Bedingungen und Wirkungen von Sprachverhalten unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen in verschiedenen sozialen Situationen* (Sprache der Gegenwart, 40), Düsseldorf 1976.

29 L. HOFFMANN, *Zur Sprache von Kindern im Vorschulalter. Eine Untersuchung in zwei Kindergärten aus dem niederdeutschen Sprachraum* (Niederdeutsche Studien, 25) Köln Wien 1978.

30 Die genannten Surrogate für die nicht vorhandenen umgangssprachlichen Texte gehen alle auf tatsächlich erhobene Interviews zurück. Von den im eigentlichen Sinne literarischen Surrogaten soll hier nicht die Rede sein. Sie sind natürlich noch unbrauchbarer als die genannten redigierten Fassungen von Interviews. Aus Veröffentlichungen wie *Anita Drögemöller* oder *Ahnsberch* von J. LODEMANN läßt sich wenig über die gesprochene Sprache lernen, eher etwas über das, was sich Autoren unter gesprochener Sprache vorstellen.

Angesichts der geschilderten Situation, was die Möglichkeit betrifft, sich über westfälische Umgangssprache zu informieren, hat sich das Bochumer Forschungsprojekt "Gesprochene Sprache im Ruhrgebiet", das unter der Leitung von Siegfried Grosse jetzt zuende geführt wird, auch zur Aufgabe gemacht, umgangssprachliche Texte zu veröffentlichen. Diese stammen aus Bottrop, Gelsenkirchen-Buer, Recklinghausen, Castrop-Rauxel und Dortmund. Da sie in streng standardisierten Situationen gewonnen worden sind, sind sie gut miteinander vergleichbar<sup>31</sup>. Leider läßt sich die Erhebung nicht auf das gesamte Westfalen ausdehnen, da die Methodik ganz auf die Großstadt zugeschnitten ist.

5. Wer sich nicht über die Umgangssprache als Gesamtvarietät, sondern nur über die Lexik informieren will, ist in einer etwas besseren Lage. Vor allem der *Wortatlas der deutschen Umgangssprachen*<sup>32</sup> bietet auch für den westfälischen Raum viel Material. Zwar läßt sich gegen die Ortsauswahl viel einwenden, vor allem das Ruhrgebiet ist in zu geringem Maße berücksichtigt, aber für eine erste Heuristik ist der Atlas gut geeignet. Es gibt zwar kein westfälisches Schibboleth (dem am nächsten kommt *Schlinderbahn*)<sup>33</sup>, aber auf vielen Karten läßt sich die Teilhabe Westfalens an größeren Räumen bzw. lassen sich westfälische Teilräume gut erkennen. Um hier zu genaueren Kenntnissen zu kommen, wäre es sehr zu wünschen, wenn der Eichhoffsche Fragebogen bzw. ausgewählte Fragen aus ihm einer landesweiten Umfrage zugrundegelegt werden könnten. Dann könnte das Belegnetz dichter gewählt sowie aus jedem Ort eine größere Anzahl von Informanten befragt werden. Sehr interessant wäre dabei auch die Fragestellung, ob sich in Gebieten mit größerer Zuwanderung (nicht nur im Ruhrgebiet, sondern auch in Städten wie

31 Vgl. U. THIES, *Sprachvariation im Ruhrgebiet. Ein Beitrag zur Methodologie stadtsprachlicher Forschung*, in: *Mehrsprachigkeit in der Stadtregion. Jahrbuch 1981 des Instituts für deutsche Sprache*, hrg. v. K.-H. BAUSCH (Sprache der Gegenwart, 56), Düsseldorf 1982, S.108-148.

32 EICHHOFF (wie Anm.1).

33 Karte 53 bei EICHHOFF (wie Anm.1). Auch *schlindern* (Karte 54) scheint den ganzen westfälischen Raum zu umfassen. Interessant für weitere regionale Untersuchungen zum Wortschatz scheint überhaupt alles zu sein, was mit Kindern zu tun hat. Vgl. z.B. auch Karte 63 (Bonbon). Auch alles, was Essen/Trinken bzw. Nahrungsmittel betrifft, tendiert zur Kleiräumigkeit. Gunter Müller hat in seinem wichtigen Aufsatz zur umgangssprachlichen Lexik in Norddeutschland gerade solche Lemmata, die zu kleinen Arealen neigen, übergangen. Seine Untersuchungsabsicht rechtfertigt dieses Vorgehen zwar, bei künftigen Untersuchungen sollten aber gerade diese Bereiche im Zentrum stehen. Vgl. G. MÜLLER, *Hochsprachliche lexikalische Norm und umgangssprachlicher Wortschatz im nördlichen Teil Deutschlands*, NdW 20 (1980) 111-130. Siehe auch J. GOOSSENS, *Zum Verhältnis von mundartlichem und umgangssprachlichem Wortschatz in Niederdeutschland*, in: *Gedenkschrift für Heinrich Wesche*, hrg. v. W. KRAMER u.a., Neumünster 1979, S.39-51.

Gronau) nicht doch auch Wortgut von außerhalb in bestimmten Kommunikationsgemeinschaften (in einer Kolonie zum Beispiel) gehalten hat<sup>34</sup>.

Da landesweite Untersuchungen sehr aufwendig sind, ist es im Prinzip sehr zu begrüßen, wenn zunächst lokale umgangssprachliche Wortschatzsammlungen angelegt werden. Es ist zum Beispiel längst an der Zeit, dem Dortmunder Dialektwörterbuch ein Dortmunder umgangssprachliches Wörterbuch an die Seite zu stellen<sup>35</sup>. Erste Versuche, den örtlichen oder regionalen Wortschatz zu sammeln<sup>36</sup>, sind noch unbefriedigend, weil es den Autoren nur um Idiotismen ging und der sprecherbezogene Aspekt völlig unberücksichtigt blieb<sup>37</sup>.

6. Angesichts der Tatsache, daß die westfälische Umgangssprache im Detail weitgehend unerforscht ist, ist es nicht verwunderlich, daß es eine Fülle von interessanten Untersuchungsgegenständen gibt. Im folgenden sei nur eine Auswahl genannt:

- Wie stellt sich die /r/-Aussprache in Westfalen dar? Gibt es überall die Längung des vorhergehenden Vokals vor vokalisiertem /r/ und damit auch seine Erhöhung (außer nach /a/)? Findet sich nach Vokal auch eine nichtvokalisierte Realisierung?<sup>38</sup>

34 In Gebieten, in denen es einen starken Zuzug von außerhalb gegeben hat, genügt es eigentlich nicht, Informanten danach auszuwählen, daß sie im Ort geboren sind. Man müßte als zusätzliches Kriterium die Familienherkunft berücksichtigen.

35 W. SCHLEEF, *Dortmunder Wörterbuch* (Niederdeutsche Studien, 15), Köln Graz 1967.

36 *Lexikon der Alltagssprache des Ruhrgebiets. 1000 Worte Bottropisch*. Mit zahlreichen Abbildungen, Essen 1982; C. SPRICK, *Hömma! Sprache im Ruhrgebiet*. Mit einem Nachwort von K. BIRKENHAUER (Europäisches Übersetzer-Kollegium. Glossar Nr.3), Straelen 1984.

37 Es wäre zu überlegen, ob die Sammlung lokalen umgangssprachlichen Wortschatzes nicht auch von der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens angeregt bzw. koordiniert werden könnte. Hilfreich wäre sicher eine kurze Handreichung für interessierte Laien. Daß deren Interesse groß ist, zeigt zum Beispiel die breite Resonanz, die ein Aufruf zum Einschicken von ruhrgebietspezifischen Ausdrücken hervorrief, der von der WAZ (Westdeutsche Allgemeine Zeitung) veranstaltet wurde (vgl. insgesamt sechs Ausgaben der "Revierseite" der Zeitung von Ende 1981 bis Anfang 1982).

38 Auch für die westfälische Dialektologie ist die /r/-Realisierung ein weitgehend unerforschtes Problem. In der Lauttabelle des Westfälischen Wörterbuchs ist sie nur sporadisch notiert (mit Absicht, wie aus dem Vorwort hervorgeht, vgl. *Westfälisches Wörterbuch. Beiband*, bearb. v. F. WORTMANN, Neumünster 1969, S.67), und die Untersuchung von Niebaum zeigt, daß Einzelbefunde nicht für Westfalen verallgemeinert werden können, vgl. H. NIEBAUM, *Zur synchronischen und historischen Phonologie des Westfälischen. Die Mundart von Laer (Landkreis Osnabrück)* (Niederdeutsche Studien, 22), Köln Wien 1974, S.98ff.

Zum /r/ in der Umgangssprache vgl. auch NIEBAUM (wie Anm.16) S. 33-35. Ob die hier geäußerten Generalisierungen zutreffen, muß sich wohl erst noch erweisen.

- Gibt es eine vom Nachfolgekonsonanten unabhängige Dehnung und (damit verbunden) Erhöhung kurzer Vokale? Beobachtungen im Ruhrgebiet scheinen darauf hinzudeuten.
- Gibt es in der Umgangssprache über die Nasal- und Lateral-explosion hinaus eine Glottisexplosion?<sup>39</sup> In bestimmten Gegenden Westfalens scheint *Köttelbecke* ('Abwässerkanal u.ä.') wie [kœʔ|bəkə] ausgesprochen zu werden. Und der Name der Stadt Witten ist gelegentlich als [vʔʔn] ausgesprochen zu vernehmen.
- Wie werden die unbetonten Silben, vor allem auch die Suffixe, realisiert? Welche Stufen der Reduktion gibt es? Zum Beispiel hat man im Ruhrgebiet für *weißt du* die Möglichkeiten

vais du:  
 vais dʊ  
 vais də  
 vaisə  
 vais

- Bei den Feminina auf *-ung* gibt es die Singular/Plural-Opposition [-ʊŋk] vs. [-ʊŋ], wobei beim Plural gegenüber der standardsprachlichen Singular-Aussprache im Extremfall nur ein winziger intonatorischer Unterschied besteht. Übrigens scheint die *k*-Aussprache bei *-ung* bzw. *-ng* nicht für ganz Westfalen zu gelten.
- Wo in Westfalen ist ein retroflexes / anzutreffen? Ist das Verbreitungsgebiet möglicherweise mit dem *wol*-Gebiet deckungsgleich?<sup>40</sup>

Neben diesen Beispielen, die vor allem die phonologische Ebene betreffen, seien aus den anderen Ebenen noch genannt:

- Wie sieht das Kasussystem der Umgangssprache aus? Dabei stellt sich vor allem die Frage nach der Umschreibung des Genitivs, aber auch die nach der Dativ-/Akkusativvertauschung.
- Welche Eigenarten zeigen sich beim Flexionssystem? Vor allem die Deklination des Adjektivs dürfte viele Abweichungen vom Standard zeigen.
- Wie verbreitet ist die Verlaufsform? Wie sieht der Konjunktivgebrauch aus? Ist der Konjunktiv I wirklich außer Gebrauch (das heißt, auch außerhalb der Indirekten Rede)?<sup>41</sup> In wel-

39 Vgl. dazu auch NIEBAUM (wie Anm.38) S.74-77.

40 Vgl. Karte 104 bei EICHHOFF (wie Anm.1).

41 Nicht nur bei der Indirekten Rede (wenn sie überhaupt gebraucht wird), sondern auch in anderen Fällen kann man gelegentlich die Substitution des Konjunktivs I durch den Konjunktiv II hören, etwa *Das wäre das Tor!* statt *Das sei das Tor!* beim Kinderfußball, wenn die Torbegrenzung z.B. mit Steinen markiert wird.

chen Tempora wird Vergangenes berichtet, das heißt, wie sind die Domänen von Perfekt und Imperfekt verteilt?

- Welche Besonderheiten der Wortbildung kommen vor? (Zu denken wäre etwa an das Diminutivum oder an das Fugenelement -s-.)

Über den Bereich der Lexik ist oben schon einiges gesagt worden. Bei lexikalischen Untersuchungen zur Umgangssprache sollte versucht werden, pragmatische Aspekte mitzuberücksichtigen. Mindestens ebenso interessant wie das oft traktierte "Wegauskünfte einholen" ist der Sprechakt des Grübens: Die Varianz bei den umgangssprachlichen Grußformeln ist noch viel größer, als die Karte 48 bei EICHHOFF<sup>42</sup> ohnehin schon erwarten läßt<sup>43</sup>.

Die Fülle möglicher Untersuchungsgegenstände ist mit den Sprechakten aber noch nicht erschöpft. Der Horizont ist erst erreicht, wenn die gesamte kommunikative Praxis einer Ortsgemeinschaft einbezogen ist. Das ist deshalb wichtig, weil nicht davon ausgegangen werden kann, daß sie in ganz Westfalen gleichgeartet ist. Unterschiede aber können sich auf allen sprachlichen Ebenen auswirken. Das Sprechen über das Wetter etwa kann in der Großstadt "small talk" sein, während es auf dem Lande fast eine Art Fachgespräch abgeben kann. Ein sog. "Erstgespräch" mit einem Auswärtigen ist in einer Kleinstadt möglicherweise eine andere Textsorte als in der Großstadt, wo es fast zum Alltag gehört, Fremden zu begegnen. Ebenso ist vorstellbar, daß die ganz anders geartete Abhängigkeit von Naturabläufen in agrarisch strukturierten Gemeinden zu einem ganz andersgearteten Reden über Natur und Umwelt führt, als das in industriellen Gebieten der Fall ist. Aber auch innerhalb eines industriellen Ballungsgebietes gibt es erhebliche Unterschiede in der kommunikativen Praxis: So ist in einer alten Zechensiedlung schon allein der Umfang kommunikativer Akte erheblich größer als in einem Neubauviertel<sup>44</sup>.

42 Wie Anm. 1 ("Abschiedsgruß unter guten Freunden"). Vgl. auch den entsprechenden Kommentar zu Karte 48 auf S. 33 (Bd. 1).

43 Bei Sprechakten wie "Grüben" stößt übrigens die Methode der schriftlichen Befragung an ihre Grenzen. Vgl. dazu auch MUNSKE (wie Anm. 11) S. 1013, der darauf hinweist, daß alle sprachlichen Bereiche, die über die Darstellungsfunktion von Sprache hinausgehen, nur schwer zugänglich sind.

Um wenigstens einen Eindruck von der Vielfalt der Ausdrucksmöglichkeiten zu geben, die beim Grüben in Gebrauch sind, seien hier einige Beispiele genannt: *Morgn; Moin; Tach; Tach zusamm; Tachchen; Hallo; Halloo; Hallöchen; Na; Na, du; Na + Vorname; Na, alles klar; Na, wie isset; Na, wie war's; Na, wie geht's; Hey; Hai; Grüß dich; Mahlzeit* etc. (Abschiedsgrüße sind dabei nicht berücksichtigt; bei ihnen dürfte die Varianz noch größer sein).

44 Über weite Strecken wird man über die Unterschiede in der kommunikativen Praxis nur spekulieren können. Umfassend ist sie bisher kaum einmal ausführlich beschrieben worden (Vgl. allerdings Janne GÜNTER, *Leben in Eisenheim. Arbeit, Kommunikation und Sozialisation in einer Arbeitersied-*



7. Wie oben betont, ist der Status der Umgangssprache in Westfalen unterschiedlich, je nachdem wie weit der Prozeß des Sprachwechsels fortgeschritten ist. Das bedeutet, daß Untersuchungen zur Umgangssprache in Westfalen immer auf diesen Prozeß bezogen sein müssen, was angesichts der Tatsache, daß - wie gezeigt - mit kleinräumigen Unterschieden zu rechnen ist, sicher kein leichtes Unterfangen ist, zumal - wie sich zeigen wird - erhebliche Schwierigkeiten bei der Sprachdatenerhebung hinzukommen.

Aus diesen Gründen wird nichts anderes übrigbleiben, als ausgewählte Fragestellungen in ausgewählten Kommunikationsgemeinschaften an ausgewählten Sprechern zu untersuchen. Dabei wird es immer darauf ankommen, die in einem Ort überhaupt mögliche Bandbreite sprachlichen Verhaltens (bzw. eines ausgewählten sprachlichen Phänomens) festzustellen. Da diese wahrscheinlich geschlechts-, schichten- und altersspezifisch verschieden sein wird (von dem zusätzlichen Problem der Gebürtigkeit von Eltern und Großeltern wurde oben schon gesprochen), müßte jeder der ausgewählten Orte mit mehreren Informanten vertreten sein, es sei denn, mehrere der für Varianz möglicherweise verantwortlichen Faktoren würden konstant gehalten. Um tatsächlich die gesamte Bandbreite zu dokumentieren, müßte das Sprachverhalten zudem in Situationen unterschiedlichen Formalitätsgrads erhoben werden.

An dieser Komplexität, also am Umfang der bei der Erforschung von Umgangssprache zu berücksichtigenden Parameter, muß jede Untersuchung, wenn sie in ihren Zielsetzungen nicht sehr bescheiden angesetzt ist, eigentlich scheitern. Schon der Einbruch bei nur einem Parameter, etwa beim Formalitätsgrad, kann das ganze Unternehmen kippen lassen<sup>45</sup>. Das ist ungefähr so, wie wenn bei komplizierten Rechnungen an einer einzigen Stelle falsch gerechnet worden ist: Das Ergebnis ist falsch, auch

---

lung, Weinheim Basel 1980). Obwohl man also über konkrete Unterschiede wenig sagen kann, ist es trotzdem wichtig, den Punkt "kommunikative Praxis" in die theoretischen und praktischen Überlegungen zur Umgangssprache einzubeziehen, weil er gewichtige Auswirkungen schon auf die Methodik der Datenerhebung hat.

45 So wegweisend die Untersuchung von D. STELLMACHER, *Studien zur gesprochenen Sprache in Niedersachsen. Eine soziolinguistische Untersuchung* (Deutsche Dialektgeographie, 82), Marburg 1977, auch ist (vor allem wegen ihrer methodologischen Reflexionen): auch sie ist, was die ursprünglichen Zielsetzungen betrifft, nicht ans Ziel gelangt, weil das Projektdesign nicht in allen Punkten durchführbar war; für die Textsorten "Dienstleistungsgespräch" und "Meinungsaustauschgespräch" waren nicht genug Probanden zu finden.

wenn an allen anderen Stellen vorzügliche Rechenarbeit geleistet worden ist<sup>46</sup>.

Ohne Kompromisse zu schließen, ist also vorläufig die Erforschung der Umgangssprache nicht voranzutreiben. Im folgenden soll ein Kompromiß für die Methodik der Sprachdatenerhebung vorgestellt werden, der von der Hypothese ausgeht, daß auch in eher formellen Situationen informelles Sprachverhalten (möglicherweise die ganze Bandbreite des betreffenden Gesprächspartners) erhoben werden kann, wenn es nämlich gelingt, den Partner zum Zitieren, vor allem von eigenen Äußerungen, zu bringen.

8. Jeder, der sich mit der Erhebung sprachlicher Daten, insbesondere in informellen Situationen, beschäftigt, wird sich schnell der methodischen Schwierigkeiten bewußt<sup>47</sup>. Auch dort, wo sie noch als geringfügig erscheinen, nämlich bei der Erhebung von lexikalischem Material, sind sie im Prinzip größer, als die bisherige Forschungspraxis vermuten läßt. Bei der Beantwortung von schriftlich oder mündlich vorgelegten Fragen ist eigentlich nur der Teil des Wortschatzes zu erheben, der dem Bewußtsein des Sprechers zugänglich ist, und wie das Beispiel des Grüßens zeigt<sup>48</sup>, ist das oft nur der geringere Teil des Gesamtinventars. Vor allem auch der phraseologische Teil des Wortschatzes entzieht sich weitgehend dem Bewußtsein. So wird man den Ausdruck *Ich werd wahne!* (für *Ich werd verrückt!*, Hörbeleg) mit den üblichen Erhebungsverfahren (also mit dem Fragebogen) kaum elizitieren können. Das gleiche gilt für den Ausdruck *Ab morgen heißt der Hund widder "rüe!"* (Hörbeleg)<sup>49</sup> oder auch für eine Aufforderung mit *Komm, tu nochn Dröppken drin!*<sup>50</sup>

46 Die methodischen Probleme bei der Corpuserstellung beeinträchtigen auch stark den Wert der Untersuchung von Th. HARDEN, *Untersuchungen zur R-Realisation im Ruhrgebiet. Analyse einer diatopisch-diastratischen Variation und ihrer Bewertung* (ZDL, Beihefte, 40), Wiesbaden 1981. Das erhobene Sprachmaterial stammt übrigens aus dem rheinischen Teil des Ruhrgebiets.

47 Vgl. z.B. die knappe Skizze der Problemlage bei Eva NEULAND, *"Punkt zwölf muß et Essn auf'm Tisch stehn!" Analyse alltäglicher Kommunikation in einer Arbeiterfamilie*, Linguistische Berichte 76 (1981) 64-89. Der bei Neuland abgedruckte Text ist im westfälischen Teil des Ruhrgebiets erhoben worden.

48 Vgl. die Grüße in Anm.43 mit den Antworten bei EICHHOFF (wie Anm.1) Karte 48 und S.33.

49 Das wurde beim Zahlen an der Theke am Sonntagabend gesagt und sollte wohl bedeuten: "Morgen fängt der Alltag wieder an!". Der Spruch muß schon älter sein, denn dort, wo er zu hören war, ist der Sprachwechsel zum Hochdeutschen schon vor mehreren Jahrzehnten vollzogen worden.

50 Dieser Spruch darf keineswegs als Indiz für das Vorliegen einer Diglossie verstanden werden. *Dröppken* ist Teil der örtlichen Umgangssprache. (Der Sprecher hat Eltern, die Polnisch als Muttersprache haben.)

Interessant ist übrigens auch die Antwort der Wirtin: "Mit einem Tropfen ist das nicht getan!". Sie nimmt das informelle Signal nicht auf und geht (fast körperlich spürbar!) auf Distanz.

Mit anderen Worten: Auch die Tatsache, daß Lexikologie bzw. Lexikographie der gesprochenen Sprache über eine eingespielte Methodik verfügen, kann über die Tatsache nicht hinwegtäuschen, daß im Prinzip bei weitergesteckten Zielen die methodischen Probleme ähnlich gelagert sind wie im Fall der anderen sprachlichen Ebenen. Wenn man mit dem Anspruch, den umgangssprachliche Forschung heute stellt, ernst macht, wird man auch bei lexikalischen Untersuchungen nicht an der direkten Erhebung authentischen Materials vorbeikommen.

Nun ist in den letzten Jahren unstreitig eine Verfeinerung des methodischen Instrumentariums gelungen. Dazu gehört vor allem, daß nicht ein einziger Forscher einem einzigen Informanten gegenübersteht, sondern daß zumindest auf Seiten der Aufzunehmenden wenigstens zwei Sprecher zugegen sind<sup>51</sup>. Auch für das Hervorrufen von Stilwechseln hat man die von Pionier Labov ausgearbeiteten Methoden weiterentwickelt. Man hat sogar der Tatsache Rechnung getragen, daß der Spontaneität bei Erstgesprächen Grenzen gesetzt sind, indem man Aufnahmesequenzen erhoben hat, d.h. den Erstaufnahmen später Zweit- und Drittaufnahmen hat folgen lassen<sup>52</sup>. Trotzdem ist man von dem Ziel, Sprachverhalten in den unterschiedlichsten, vor allem auch informellen Situationen erheben zu können, immer noch weit entfernt. Sprachaufnahmen bewegen sich heute meist auf einer Schiene vom Interview zum Gespräch (meist Unterhaltungsgespräch), und man muß froh sein, wenn es überhaupt gelingt, vom reinen Interviewstil wegzukommen. Natürlich hat man auch "Beratungsgespräche", "Dienstleistungsgespräche", "Diskussionen" etc. erhoben; aber die entsprechenden Situationen sind hier in der Regel formeller Art<sup>53</sup>. Die "Schiene" Interview-Gespräch markiert zwar nicht die Grenze linguistischer Datenerfassung, aber alles, was jenseits liegt, ist nur mit großem Aufwand zu erreichen; denn um Sprachdaten in unterschiedlichen informellen Situationen erheben zu können, muß der Explorator sich wenigstens partiell in den Alltag der Gesprächspartner integrieren.

- 
- 51 Auf der anderen Seite sollten sich die Forscher aber nicht ganz fortstellen. Die Technik der "unbeobachteten Aufnahme" scheint mir im Gestus den Aufzunehmenden gegenüber fast zynisch zu sein, ganz abgesehen davon, daß es eine Illusion ist, anzunehmen, daß scheinbar unbeobachtete Aufnahmen natürliches Sprachverhalten erzeugen. Vgl. dazu Ursula JÜNGER-GEIER - Angelika KALL-HOLLAND, *Methodische Probleme bei der Erhebung von Ortsprache. Ein Bericht zum Kelzenberg-Projekt*, Rhein.Vjbl. 47 (1983) 347-361.
- 52 Vgl. dazu MENGE (wie Anm.1) und THIES (wie Anm.31).
- 53 Das läßt sich z.B. gut zeigen an einigen Texten in *Texte gesprochener deutscher Standardsprache III: Alltagsgespräche*, hrg. u. eingel. v. H.P. FUCHS - G. SCHANK (Heutiges Deutsch. Reihe II: Texte, 3), München 1975.

Das kann aber nur bedeuten, daß es zunächst noch darum gehen muß, eine Verbesserung der Erhebungstechnik bei normalen Aufnahmegesprächen anzugehen. Das ist nicht in dem Sinne gemeint, daß es Tricks zu finden gilt<sup>54</sup>. Bei dem jetzt vorgestellten Vorschlag handelt es sich nur darum, den/die Gesprächspartner dazu zu bringen, von früher zu erzählen. Dabei soll zitiert werden, und deshalb sind die Erzählgegenstände die geeignetsten, die mit sich bringen, daß auch von vergangenen Sprechhandlungen berichtet wird.

9. Der oben angedeutete methodische Vorschlag für die Sprachdatenerhebung basiert auf der Beobachtung, daß vergangene Rede in der Regel direkt zitiert wird. "Indirekte Rede" im tradierten grammatischen Sinn kommt in der gesprochenen Sprache Westfalens zwar vor<sup>55</sup>, scheint aber nur marginale Bedeutung zu haben. Natürlich gibt es Sprecher, die die Regeln der indirekten Rede anwenden; aber obwohl diese tagtäglich in den Medien streng reglementiert befolgt werden, gilt der Gebrauch in der alltäglichen gesprochenen Sprache als maniert. Mit Sicherheit gibt es bei der Verwendung der indirekten Rede Unterschiede je nach sozialer Herkunft bzw. je nach dem Grad der schulischen Bildung. Aber weder in meinem eigenen Spracharchiv<sup>56</sup> noch im Korpus des Bochumer Projekts "Gesprochene Sprache im Ruhrgebiet" sind Sprecher anzutreffen, die in größerem Maßstab die indirekte Wiedergabe von früher Gesprochenem anwenden<sup>57</sup>.

Für die Methodologie der Erhebung gesprochener Sprache ist nun wichtig, daß nicht nur das, was andere gesagt haben, sondern vor allem auch das, was man selbst gesagt und gedacht hat, direkt zitiert wird. Wichtig ist weiter, daß die Sprachform, in der zitiert wird, relativ "originalgetreu" ist: Selbst in sehr formellen Situationen, z.B. bei einem SPIEGEL-Gespräch, kann es passieren, daß sehr "informell" zitiert wird. Das sei an einer Passage demonstriert, die aus einer textnahen Transkription

54 Tricks sollte man im Umgang mit Informanten nie anwenden, obwohl zuzugeben ist, daß es einem oft in den Fingern juckt. Im Anfangsstadium des Bochumer Projekts, zu einem Zeitpunkt, als wir für das Problem der heimlichen Aufnahme (mit nachträglicher Information der Betroffenen) noch nicht genug sensibilisiert waren, haben wir eine Fülle von Tricks entworfen, wie wir an alltägliches Sprachverhalten zu kommen gedachten. Einmal waren wir fast soweit, einen Würstchenstand aufzumachen, und das war nicht einmal das bizarrste der entworfenen Szenarien.

55 Wenn sie vorkommt, dann wird immer der Konjunktiv II in Westfalen gebraucht.

56 Vgl. Anm. 61.

57 Bei allgemeinen bzw. überregionalen Aussagen zum Konjunktivgebrauch wird man vorsichtig sein müssen. Vor allem die Verhältnisse in Süddeutschland scheinen ganz anders gelagert zu sein als die im Norden Deutschlands. Vgl. dazu R. GRAF, *Übergänge in den Formen der Redewiedergabe*, in: *Historische, geographische und soziale Übergänge im alemannischen Sprachraum*, hrg. v. W. KÖNIG - H. STOPP (Schriften der Philosophischen Fakultäten der Universität Augsburg, 16), München 1980, S. 121-130.

eines solchen SPIEGEL-Gesprächs stammt<sup>58</sup> (der Sprecher ist zur Zeit der Aufnahme Minister, er stammt aus Schwelm (Westfalen)):

und dann hat er zu mir gesagt wenn er mal stürbe könnte<sup>59</sup> ich die Uhr (erben) erben / und das hat er dann bei den vielerlei Besuchen immer mal wiederholt bis ich ihn dann schließlich gefragt habe *Opa wann sterbste denn*

Interessant ist vor allem auch, daß nicht nur eigene Gedanken, sondern auch die unterstellten Gedanken anderer "zitiert" werden. Dabei wird darauf geachtet, daß das Zitat in der richtigen Sprachform formuliert wird; beim Erzählen des Märchens von Schneewittchen unterschiebt eine Kindergärtnerin der bösen Königin Gedanken (die bei den Grimms nicht zu finden sind), dabei wählt sie die Sprachform, die ihr für eine Königin angemessen zu sein scheint<sup>60</sup>:

Da wurde die Königin blaß und dachte das darf doch nicht wahr sein / es darf niemanden geben der schöner ist als ich

Sie dachte es gibt gar keinen anderen Weg Schneewittchen muß sterben

Das Zitieren von vergangenem Reden und Denken scheint es nun zu ermöglichen, von ein und demselben Sprecher auch bei relativ kurzen Aufnahmen unterschiedliches Sprachmaterial zu erheben. Dabei ist vielleicht nicht zu erwarten, daß tatsächlich die gesamte Bandbreite im oben skizzierten Sinn zu belegen ist; erste Analysen haben aber gezeigt, daß der Abstand zwischen den beiden Polen relativ groß ist. Das soll jetzt an einem Beispiel ausführlich gezeigt werden.

Zu begegnen wäre noch dem Einwand, daß die Art und die Häufigkeit des Auftretens von Zitaten in Sprachaufnahmen von einer irgendwie gearteten "imitativen Kompetenz" des Sprechers abhängt. Aber abgesehen davon, daß es oft um Selbstzitate geht, kommt es in den anderen Fällen nicht darauf an, daß "richtig" zitiert wird, sondern daß die Bandbreite des Spre-

58 Die Passage findet sich bei Barbara WACKERNAGEL-JOLLES, *Untersuchungen zur gesprochenen Sprache: Beobachtungen zur Verknüpfung spontanen Sprechens* (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, 33), Göppingen 1971, S.10.

59 Ob die Form *könnte* richtig transkribiert ist, kann ich nicht nachprüfen; so ist sie jedenfalls "falsch" gebraucht. Sie repräsentiert aber die Schwierigkeit, die viele Sprecher des Deutschen mit der indirekten Rede haben.

60 Vgl. WACKERNAGEL-JOLLES (wie Anm.58) S.74. Es könnte natürlich eine Angleichung an die Textsorte "Märchen erzählen" vorliegen; diese ist ja meist schriftsprachlich par excellence orientiert.

Vorher dichtet die Kindergärtnerin übrigens auch der leiblichen Mutter Schneewittchens ein Zitat an (S.73). Es ist genauso elaboriert: die Königin sagte es soll weil es solch eine weiße Haut hat Schneewittchen heißen

chers in ihnen zum Ausdruck kommt. Natürlich gibt es Virtuosen sprachlichen Nachahmens - der Vereinswirt von Schalke 04 gehört zum Beispiel dazu -, aber insgesamt ist diese Fähigkeit nicht sehr weit gestreut. Auch die Häufigkeit des Zitierens hängt mit einer "imitativen Kompetenz" nicht zusammen, eher mit Faktoren wie thematische Betroffenheit u.ä., es kann auch Stilmittel sein, etwa um Spannung zu erzeugen<sup>61</sup>.

10. Im folgenden wird eine Passage von ca. fünfminütiger Dauer herangezogen, die Teil eines ca. einstündigen Gesprächs ist<sup>62</sup>. Sie stammt zwar nicht vom unmittelbaren Beginn des Gesprächs, ist aber Teil des ersten Themas, das sich an die Begrüßung anschließt. Es geht bei diesem Thema um ein Fest, das einige Tage zuvor stattgefunden hat. Assoziativ werden mit dem Thema mehrere Exkurse verbunden. Den größten Teil der Passage nimmt der Bericht über eine Tombola ein, bei der der Sprecher unerwartet viele Gewinnlose zieht, teilweise sogar die von ihm selbst gestifteten Preise gewinnt.

Der Aufnehmende kennt den Sprecher seit ca. einem Monat, hat ihn gelegentlich besucht, dabei auch schon Aufnahmen gemacht; im Vergleich zu späteren Aufnahmen ist die Aufnahmesituation aber noch relativ formell, obwohl das Duzen der Gesprächspartner auf größere Vertrautheit zu deuten scheint<sup>63</sup>.

An keiner Stelle des Gesprächs ist das Sprachverhalten des Informanten so informell wie oft da, wo er sich und andere zitiert. Insgesamt zitiert er innerhalb von fünf Minuten vierzigmal sich selbst und andere. Im einzelnen verteilt sich das wie folgt: Er zitiert

61 Das im Ruhrgebiet auch heute noch gelegentlich anzutreffende "mangern" ist übrigens ein Beispiel dafür, daß das Imitieren von Sprache auch dann als etwas Besonderes empfunden wird, wenn die imitierte und die eigene Sprache nicht sehr weit auseinanderliegen: "Gemangerte" Passagen werden meist durch ein oder mehrere Abgrenzungssignale (Pause, Tonhöhen- oder Sprechtempoveränderung, oder auch das Beendigungssignal *wol?*) klar vom übrigen Redefluß abgehoben. Zur Funktion des "mangerns" vgl. H.H. MENGE, *Ist unser Ruhrdeutsch ein echter Dialekt?*, in: *Im Anfang war das Wort*. Jahressgabe 1983 der Hoesch Werke AG, Dortmund 1982, S.80-85 (81f.).

62 Es handelt sich um Nr.7 meines privaten Spracharchivs. Interessenten kann die Passage gern überspielt und zur Verfügung gestellt werden. Das gleiche gilt für die Transkription des ganzen Ausschnitts. Auch über die anderen Aufnahmen des Bestandes wird gern Auskunft erteilt.

63 Arbeiter sind im Ruhrgebiet im allgemeinen schnell bereit, jemanden zu duzen. Im vorliegenden Fall kommt noch hinzu, daß der Aufnehmende gerade zum Sangesbruder des Aufgenommenen avanciert ist. Es handelt sich also auch sozusagen um ein Vereinskameraden-Du.

Was den Gebrauch der Anredeformen betrifft, so läßt sich seit Jahren im Ruhrgebiet beobachten, daß das Ihrzen oft die Vorstufe des Übergangs zum Du ist.

elfmal eigenes früheres Sprechen  
 achtmal eigenes früheres Denken  
 fünfmal einen Vereinskameraden  
 viermal seine Frau  
 viermal einen Bekannten  
 dreimal den Leiter der Kapelle  
 dreimal "alle" Anwesenden  
 einmal seinen Vater  
 einmal irgendjemandes Denken<sup>64</sup>

Wie spätere Aufnahmen mit dem gleichen Sprecher zeigen, ist sein Sprachverhalten in den Zitaten fast immer nahe am standardfernen Pol seiner sprachlichen Möglichkeiten. Das wird vor allem im syntaktischen Bereich augenfällig. Nur einmal, als er eine Durchsage zitiert, ist die Syntax standardsprachennah<sup>65</sup>. Auch in den Passagen zwischen den Zitaten, die im Anhang nicht aufgeführt sind, ist der Bau der Sätze "korrekter" als in den Zitaten. Zum Beispiel sagt er da einmal: "Ich find das auch gut. Wir sind Europäer und wir müssen auch darauf hinausarbeiten. Das ist nie verkehrt, wenn wir weiter hinaus denken."<sup>66</sup> Dort heißt es auch einmal: "Heute war ich zum Beispiel in einer Gaststätte anwesend, nich wahr." Die Rückversicherung wird in den Zitaten nie mit *nich wahr* ausgedrückt, sondern meist mit *nech* oder *ne*. (Auch Hyperkorrektheiten wie *ich war anwesend* sind in den Zitaten undenkbar; dort würde es statt *Gaststätte* sicher auch *Kneipe* heißen.)

Auch für die anderen Ebenen ließe sich im einzelnen zeigen, daß der Grad der Abweichung in den Zitaten viel größer ist als in den übrigen Textpassagen. Reduktionen wie *mei' go'* (für "mein Gott", Nr.19) oder *do' gani'* für "doch gar nicht" (Nr.18)

64 Im Anhang werden alle vierzig Stellen aufgeführt. Das Transkriptionssystem ist ein modifiziertes Henne-Rehbock-System (vgl. H. HENNE - H. REHBOCK, *Einführung in die Gesprächsanalyse* (Sammlung Göschen, 2212), 2., verb. und erw. Aufl. Berlin New York 1982, S.72-88), wie es ähnlich auch beim Projekt "Gesprochene Sprache im Ruhrgebiet" angewandt wird.

Es sind auch alle redееinleitenden Ausdrücke sowie eingeschobene kommentierende Textstücke notiert. Die Redeeinleitung erfolgt nicht immer durch *verba dicendi* oder *sentiendi*, sondern oft auch durch Ausdrücke, die eher zu den *verba movendi* zu rechnen sind, z.B. "na wir hin" (Nr.28) oder "an den sin' se ja rangetret'n" (Nr.24). Auch die Markierung eines Zitatabschlusses ist, falls vorhanden, mitaufgenommen.

Manchmal ist die Zuordnung eines Zitats gar nicht einfach. In Nr.33 könnte einiges vom Sprecher selbst, und nicht von seinem Vater gemeint sein (dann handelte es sich nicht um ein Zitat). Zweifel beseitigt aber das abschließende "ja so hat mein vadder gesprochn", was wohl deshalb so explizit formuliert wird, weil der Gesprächspartner sich über die Zuordnung auch nicht im klaren war und das wohl nonverbal zu erkennen gegeben hat.

65 Vgl. Nr.13 im Anhang.

66 Da es um die Satzstellung geht, sind phonetische Eigenarten hier nicht mittranskribiert.

kommen in den anderen Passagen nicht vor. Auch Phraseologismen wie *weiß der schinder* (Nr.11) sind dort kaum erwartbar.

11. Wer es mit Texten zu tun hat, die aus einem Gebiet stammen, das durch Diglossie gekennzeichnet ist, also etwa aus Teilen des Westmünsterlandes oder des Paderborner Raums, ist bei der Analyse in einer leichteren Situation als der, der sich mit Texten aus Gebieten beschäftigt, in denen die Dialekte keine Rolle mehr spielen. Obwohl es auch da vielfältige Abgrenzungsprobleme gibt<sup>67</sup>, ist bei sprachlichen Äußerungen aus Dialektgebieten "eine deutliche Zuordnung zu einer der beiden Größen Platt oder Hochdeutsch ... in jedem Fall möglich"<sup>68</sup>. Alternanzen sind also in der Regel leicht feststellbar. Bei Texten aus dialektlosen Gebieten ist das Problem der Abgrenzung von Varietäten ungleich schwieriger. Bei vielen Sprechern aus dem Ruhrgebiet stellt sich sogar die Frage, ob hier überhaupt über mehrere Varietäten verfügt wird oder ob es sich bei Varianzen nur um stilistische Unterschiede innerhalb der gleichen Varietät handelt. Diese Frage derzeit beantworten zu wollen, dürfte aber verfrüht sein. Im Augenblick muß es darum gehen, das Ausmaß der Variation für mehrere Sprecher des gleichen Orts auf allen sprachlichen Ebenen festzustellen. Möglicherweise wird sich erst bei fortschreitender Sensibilisierung herausstellen, daß scharfe Konturen vorhanden sind, wo zunächst keine sichtbar waren.

Um in einem raschen Zugriff das Ausmaß dieser Variation wenigstens vorläufig eruieren zu können, scheint mir die Elizitierung von Zitaten eine ausbaufähige Methode zu sein.

---

67 Vgl. KREMER (wie Anm.10) S.11f.

68 Ebd. S.113ff.



## ANHANG

- also ich sach das darf doch nich' wah' sein , ne '
- i' sa' ach , + solln die altn menschn auch ma' 'n bißchn freude , nich '
- und 'a-hab ich gesacht na ja gut ,
- jetz' + betti greif zu '
- 5 - ers' sacht' se zu mir WALTER ,
- nei' ich sach' mach du ma'
- fünf lose
- sacht se zu mir hier has' du drei , ++ ich hab zwei , gut ,
- ZWEINFÜMFZICH ,
- 10 - OUH sa' ich ou
- ich ahnte ja ganich was darauf steht , + nech ' vleich 'ne tafel schokolade oder weiß der schinder
- SECHSNZWANZICH ,
- et wurd ja durch = + mikrofon gesacht = + äh = + die leute die nummern auf den losn ham bitte hier meldn ,
- da sachte mein sangesbruder , ++ nummer '
- 15 - walter ein\_korb
- ich sach das darf doch ni'\_wahr sein ,
- walter noch '\_n korb ,
- ich sa'\_heini du bis ja verrückt sa'\_i' das gib'\_s do' gani'
- ich denk mei' go' jetz' muß ich wieder schleppm hier , + weiße '
- 20 - du un' dann , + walter , + un' noch '\_ne schachtl pralin' ,
- ich denk das DAAF do' nich' wah' sein ,
- da hab ich so gesacht JETZ' fehlte der heinz hier ,
- un' alle ham se gerufn BETTI WALTER weiße
- an den sin' se ja rangetretn , + hö'\_ma' , + die beidn da + te te te te weiße nich''
- 25 - ich denk mir mein gott sollz '\_e da noch sollz '\_e nich' ,
- ich denk gut betti = + versuchn wir '\_s =
- ZUGABE ZUGABE ZUGABE riefn se alle ,
- na wir hin kapellmei =/

- ja selbverSTÄNDLICH
- 30 - sacht\_èr DA ,
  - bequem sacht se =/
  - mensch sacht\_èr selbverSTÄNDLICH warum kamt ihr nich' eher warum kām̄t ihr nich' eher , + wir freun 's ma' um eine kleine ablösung da könn' wër nã' 'n bißkēn schlucken ,
  - sacht\_èr ach , sacht\_èr = + äh = + wißt ihr kinder + ich hatte schon viele = + schöne nette abmdē erlebt auch im schützverein der war im = + früher ma' schützvereīn = + aber sowas schönes an = + gesellichkeit , + an kapellmeister + nech ' also was die so spielen , + so = ++ aus der altn zeit die richtigng lustigng weisn die wir alle ma' heute vermissn nur das englische un' das amrikanische , un' so wir w=/ sin' doch DEUTSCHE wir brauchn doch d=/ dās DEUTSCHE volksgut , + die DEUTSCHN lieder die sollte man doch =/ wir solltn doch lieber die deutschn lieder in AMERIKA singen das wär doch viel SCHÖNER , ja so hat mein vadder gesprochn , ne'
  - manch einer sacht si' mensch ker' wenn\_ich die deutschn sachn hör , + is' do' wat schönēt
- 35 - mensch. sacht\_èr ihr beidn ja bitte kommt\_doch , ++ nech' für ein gläschen bier
  - mensch sacht\_èr hör ma' zu is' das nich' schön , + we'\_man so: in unsern reihen wir DEUTSCHE
  - da hab\_i' gesacht hör\_ma' ihr seid in äußersten fälle seid ihr europäer ,
  - hö'\_mal sacht\_èr
  - da sachte der aber ' + der ein äh = + marinesoldat war , + und ja so: = wer weiß wat all' durchemacht im letztn krieg , + sacht\_er hö'\_ma' wir sind DEUTSCHE un'\_keine europäer ,
- 40 - i'sach' kurt , + von deiner ansicht aus has' du vleicht recht ABER von der heutigng gegngwart , + ich sach is'\_es doch viel schöner ' we'\_man sacht du alter europäer na wat häls' 'e davon ich sach wenn e au' jetz' kein' antwort gebm kanns' aber überlech dir dās , + beim nächsn mal = + sprechn wir uns mal weiße

Timothy S o d m a n n, Billerbeck

GOSWYN VAN GHEMEN GHENANT PROVESTINCK ./ DIE  
ERSAMEN HEREN DEKEN UNDE CAPITELL UNDE PROVISORES  
OFF KERKMESTERS SUNT REMIGIJ TO BORKEN

Zur Anwendung des *Sachsenspiegels* in einem Rechtsstreit des  
15. Jahrhunderts

Unter den Urkunden und Akten der St. Remigiuskirche in Borken, die eines der umfangreichsten Pfarrarchive Westfalens besitzt, ist ein Vorgang dokumentiert, in dem die bedeutendste deutschsprachige Sammlung mittelalterlicher Gesetze, der *Sachsenspiegel*, eine wichtige Rolle spielt<sup>1</sup>.

Im Jahre 1447 schenkten Goswin von Gemen, gt. Pröbsting "de olde", der ein Enkel Goswins V., des Begründers der Linie Gemen-Pröbsting gewesen war, und seine Frau Gertrud, geb. Wytenhorst, der Kirche und dem Kapitel zu Borken den sogenannten Pröbstinghof (*Provestinck-*, *Pravestinckhoff*) im Kirchspiel Raesfeld südlich von Borken (*curtem suam Provestinchof dictam in parochia Raesfelde sitam, cui a S. Martino hodie cognomen est vulgo Martin-Schulte*) zur Beschaffung von Brot und Wein sowie zu einer ewigen Memorie für sich und ihre Vorfahren aus den Familien Provestinck und Wytenhorst (*vor oir unde or olderen selen salicheit*)<sup>2</sup>. Der *Provestinckhoff*, der nachweislich seit 1552 zusammen mit dem *Rhodinckhoff* und den Höfen *to Meyerinck* und *Berneveltt* zu den vier Haupthöfen Raesfelds gehörte und von 1574 bis ins 17. Jahrhundert hinein den ersten Platz in den Listen der Xantener Vogtgüter in Raesfeld einnahm, lag am Ostrand des Ortskerns gegenüber dem Pfarrhof<sup>3</sup>; das

1 Zum *Sachsenspiegel* und seinem Verfasser vgl. H. SCHLOSSER, *Eike von Repgow*, in: A. ERLER - E. KAUFMANN (Hrg.), *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte*, Bd. 1, Berlin 1971, Ep.896-899; Ruth SCHMIDT-WIEGAND, *Eike von Repgow*, in: K. RUH (Hrg.), *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*, Bd.2, Berlin New York <sup>2</sup>1980, Sp.400-409. Ausgaben: K.A. ECKHARDT, *Sachsenspiegel Landrecht*, Göttingen <sup>3</sup>1973; DERS., *Sachsenspiegel Lehnrecht*, Göttingen <sup>3</sup>1973 (*Monumenta Germaniae Historica, Fontes Ivris Germanici Antiqui, Nov.Ser. Tom.I, Pars I et II*); *Eike von Repgow. Der Sachsenspiegel*, hrg. v. C. SCHOTT (Mansse Bibliothek der Weltliteratur), Zürich 1984.

2 Vgl. die Urkunden des Pfarrarchivs Borken (masch.schriftliches Repertorium von N. DIDIER, 1918), Nr. 214, (Or. Nr.114) v. 12. Juni 1447.

3 W. RAVE - St. SELHORST, *Kreis Borken* (Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, 46), Münster 1954, S.346; Pfarrarchiv Borken, Urk. Nr.167 vom 2. Mai 1441. Für weitere Information zur Geschichte des Pröbstingho-

Wohnhaus befand sich vermutlich dort, wo heute die Gaststätte Schulze-Böckenhoff steht.

Schenkungen zu mildtätigen Zwecken an Kirche, Kloster, Stadt oder Armenstiftung sind für das ausgehende Mittelalter nichts Ungewöhnliches. Einerseits sollten sie, wie im vorliegenden Fall, dem Seelenheil des Schenkers und seiner Familie dienen, andererseits boten sie in einer Zeit dürftigster sozialer Sicherung vielen Armen eine Überlebensemöglichkeit. Interessant wird der genannte Schenkungsvorgang deswegen, weil er einen Rechtsstreit nach sich zog, in dem die beteiligten Parteien ihre Ansprüche aus jeweils unterschiedlichen Rechtsnormen ableiteten.

In einer Urkunde vom 2. September 1451 wird *Goessen van Gemen gen. Pravestinck* als verstorben bezeichnet<sup>4</sup>. Seine Ehe war kinderlos geblieben. Als nächster Erbe bemächtigte sich im Jahre 1454 Goswin von Gemen, Neffe des Testators und Sohn des zwischen 1416 und 1430 amtierenden Drostens zu Bocholt, Wilhelm von Gemen gt. Pröbsting, wieder des verschenkten Pröbstinghofes, was schließlich Anfang der 60er Jahre zu einem Prozeß mit der Borkener Remigius-Kirche vor dem Bischof von Münster als Landesherrn führte<sup>5</sup>. In ihm argumentierte das Borkener Kapitel nach dem Römischen Recht des Erzbistums Köln, während Goswin für die Anwendung des Sächsischen Landrechts plädierte.

Der *Sachsenspiegel* hat unter den mittelalterlichen Rechtsbüchern zweifellos die größte Wirkung auf die deutsche und ostmitteleuropäische Rechtsgeschichte ausgeübt. Als "Spiegel", als kodifizierte Wiedergabe des sächsischen Gewohnheitsrechts seiner elbstfälischen Heimat wurde die um 1230 entstandene Gesetzessammlung Eikes Jahrhunderte hindurch immer wieder bearbeitet und ergänzt. Die umfangreiche handschriftliche Überlieferung des Textes in niederdeutscher, hochdeutscher, niederländischer und lateinischer Sprache, die geographisch weite Verbreitung des Werkes bis nach Polen, Böhmen und in die Ukraine hinein, die Übernahme ganzer Abschnitte in verschiedenen Stadtrechten vor allem Nord- und Osteuropas, aber auch die Verwendung des *Sachsenspiegels* als Grundlage und Muster für ein eigenes "Tochterrecht" im süddeutschen Sprachraum, das "Schwabenspiegel" genannte *Kaiserliche Land- und Lehnrechtsbuch*, sind ein beredtes Zeugnis für seine herausragende Bedeu-

---

fes im 17. und 18. Jahrhundert bin ich Herrn Johannes Böckenhoff in Raesfeld sehr zu Dank verpflichtet.

4 Pfarrrarchiv Borken, Urk. Nr. 236 (Or. Nr. 128).

5 Pfarrrarchiv Borken, Urk. Nr. 279 (Or. Nr. 165) vom 21. März 1462, 280 v. 15. April 1462, 281 v. 26. April 1462, 282 v. 21. Mai 1462 und 283 v. 24. Mai 1462 sowie die zeitgenössischen Abschriften im Kopiar, Pfarrrarchiv Borken, Hs. II.

tung im Rechtsleben vergangener Epochen. Sogar bis in die Neuzeit, ja bis ins 20. Jahrhundert hinein war der *Sachsenspiegel* - zumindest als subsidiäre Rechtsquelle - gültig; in Preußen bis zum Erlaß des *Allgemeinen Landrechts* 1794, in der Provinz Sachsen bis 1863, in Anhalt, Thüringen, Holstein und Lauenburg bis zum Inkrafttreten des BGB am 01.01.1900. Die vorläufig letzte rechtliche Verwendung des *Sachsenspiegels* stellen Rückgriffe auf die darin enthaltenen Normen in einzelnen Urteilen des Reichsgerichtes dar - die jüngste aus dem Jahre 1932, runde 700 Jahre nach der Entstehung des Werkes<sup>6</sup>.

Dieser gut belegten und langjährigen Überlieferungstradition steht jedoch erstaunlicherweise nur eine relativ kleine Anzahl zeitgenössischer Zeugnisse gegenüber, die eine tatsächliche Benutzung des *Sachsenspiegels* in der Rechtspraxis des Mittelalters erkennen lassen<sup>7</sup>. So sind für die Erforschung der deutschen Rechtsgeschichte, zugleich aber auch für die niederdeutsche Philologie, Hinweise auf die praktische Anwendung des sächsischen Land- oder Lehnrechts vor allem aus den weniger gut erschlossenen westfälischen Urkundenbeständen des 15. Jahrhunderts von besonderer Bedeutung.

In seiner Antwort auf die Darstellung der Rechtslage durch das Kapitel<sup>8</sup> leitet der Erbe Goswin von Gemen seinen Anspruch auf den Pröbtinghof ausdrücklich aus Buch I, Artikel 52, des *Sachsenspiegels* ab.

1. Ane erven gelof unde ane echt dink ne mut neman sin egen noch sine lude geven. Doch weslet de herren eredenstman wol ane gerichte, of men de wederwesle bewisen unde getugen mach. Gift he it weder rechte sunder erven gelof, de erve underwinde't sek mit ordelen, also of he dot si, jene de it dar gaf, so he is nicht geven ne mochte.

2. Alle varende have gift de man ane erven gelof in allen steden, und let unde liet gut, al de wile he sek 'so vermach, dat he, sek begort mit eneme swerde unde mit eneme scilde, op en ors komen mach, van eneme stene oder stocke, ener dumelnen ho, sunder mannes hulpe, deste men eme dat ors unde den stegerep halde; swen he disses nicht dun ne mach, so ne mach he geven noch laten noch lien, dat he it jeneme untverne, de is na sineme dode wardende is.

6 Vgl. *Die Entscheidungen des Reichsgerichts in Zivilsachen*, Bd.137, Berlin Leipzig 1932, S.343f., wo gerade derselbe Artikel (Landrecht I, Artikel 52 § 1) zitiert wird, mit dem wir uns hier befassen.

7 Vgl. K. KROESCHELL, *Rechtsaufzeichnung und Rechtswirklichkeit. Das Beispiel des Sachsenspiegels*, in: P. CLASSEN (Hrg.), *Recht und Schrift im Mittelalter* (Vorträge und Forschungen, 23), Sigmaringen 1977, S.349-380, insbes. S.367-375.

8 Pfarrarchiv Borken, Urk. Nr.283 vom 24. Mai 1462 als etwa gleichzeitige Abschrift im Kopiar, Hs. II, enthalten.

3. Swat aver he iemanne genomen hevet mit unrechte, dat mut he eme wol weder laten in sine gewere, dar ne mach jene denne nene gave an spreken, mer so gedan recht, also he dar an hadde, er it eme genomen worde.

4. Swe binnen siner suke sine have vergift oder ut sat to der tit, so he is nicht dun ne scal, dat wif unde dat ingesinde scal dar nemande umme sculdegen, went se ne mogen noch ne moten des mannes gave nicht weder spreken, se si recht oder unrecht. Gift men iemande icht mit unrechte, dat vordere men mit rechte weder oppe den, deme it gegeben is. Dat wif ne antwardet vor nen des mannes gut, wan vor dat, dat dar under er irstorven is.

Sein Onkel Goswyn de olde sei bekanntermaßen *eyn wal geboren schiltbordich, rittermatich man in dessen gestichte van Monster, der Hof zu Pröbsting eyn vry, dorslachtich egen gud*. Darum müsse man sich *na dem priuilegie, wonte vnd lantrechte dessen gestichtes richten, das vnder vnd manck der ritterschop also van oldes hijr ... gehalten is vnde gehalten wert*. Demnach aber durfte *de selue selige Gosswyn ane syner eruen geloff vnde vulbort des nicht [...] geuen eff laten. Vnd efft he id dar en teghen hedde geuen, so mochten sick de eruen des hebben vnderwunnen na den vorscreuen texte des lantrechtes*. Goswin stellt ferner fest, daß sein Onkel zur Zeit der Schenkung, *in tijd des vorscreuen jars vnd dages* – was auch jedermann wisse – *in kranckheit vnde suke des krenctes befangen [was], dar he na inne verstoruen is*. Er sei also nicht in der Lage gewesen, gemäß § 2 des Artikels *myt eynen bygordeden swerde vp eyn pert to sittene*. Darüber hinaus habe Goswyn de Olde bereits im Jahre 1414 seinem Bruder Wilhelm mit Brief und Siegel versprochen, ohne seine Zustimmung nichts aus dem Gutsbesitz zu verkaufen oder zu verschenken.

In seiner Gegendarstellung appelliert Goswin an den Fürsten Johannes und an die Ritterschaft des Landes. Doch der Fürst ist zugleich Bischof<sup>9</sup>, die entscheidende Instanz, der Official des Hofes zu Münster, ein geistlicher Richter. Das Urteil wird am 23. August 1462 im Paradies des Domes zu Münster verkündet. Goswin wird verurteilt, den Pröbstinghof, in dessen Besitz er sich widerrechtlich gesetzt habe, dem Kapitel wieder herauszugeben. Er muß ferner dem Kapitel die bisher erhobenen Einkünfte sowie die entstandenen Kosten erstatten<sup>10</sup>. *Dat utwendich recht*, das fremde, ausländische Römische Recht bekommt den Vorzug, der *Sachsenspiegel, uns lantrecht*, wie es Goswin einmal formuliert, hat das Nachsehen.

9 Johannes III, Pfalzgraf von Simmern-Zweibrücken.

10 Pfarrarchiv Borken, Urk. Nr.286 (Or. Nr.167) mit Transsumpt vom 28. Juni 1465.

Gleichsam als ein Postscriptum gibt es noch einmal im Jahre 1471 eine letzte, diesmal außergerichtliche Auseinandersetzung zwischen Goswin von Gemen gt. Pröbstring und der Borkener Kirche, vertreten durch die Kanoniker Werner Schucking und Johannes Burman, festgehalten in einem notariell beglaubigten Protokoll vom 22. Mai<sup>11</sup>. Vor den beiden Kanonikern und sechs als Zeugen namentlich aufgeführten Bürgern der Stadt Borken erscheint Goswin als ungebetener Gast und beschimpft Dechant und Kanoniker ("*Gy vulen, snoden boven, tusscher und vorreders. Gy papen. Wen gy my dat myne so nemen wollen, god geve u hundred dusent drose!*"). Trotz der beschwichtigenden Worte Burmans ("*Dilecte Gosswine, her borchgreve*") wird er zuletzt so ausfällig, daß er bei Gott und den Heiligen schwört, den Dechanten und seine Kanoniker mit dem Schwerte umzubringen, bedrohliche Worte, denen jedoch keine Taten folgten.

## ANHANG<sup>12</sup>

Antworde Goswyn van Ghemen ghenant prouestinck

Op sodane scrifften als de ersamen heren Deken vnde Capittell vnde prouisores off kerkmesters sunt Remigij kerken to Borken ouergesant hebben teghen mij, Gosswyn van Ghemen genant prouestinck, dat se meynen, oir ansprake to wesene, so vele unde so veer my des jn deme rechte noet is, to vorantwo[rd]lene der nottelen vnde dedinghe vor den erwerdighen jn god vader hogheborn forsten vnde heren, heren Johanne, Bisschop to monster, tuschen vns beyden perthien gemaket vnde bededinget vuldoende vnde na to gane sette ick, Goswyn vorscreuen, vnde scriue, so nagescreuen steyt.

Als de heren vnd prouisores vorscreuen hebben vor sick gestalt vnde doen scriuen, wo gosswyn van prouestinck de olde myns seligen vader broder sy gewest vnde ick des seluen seligen Gosswyns broder some, der bekantnisse dancke ick en, als dat ock war is, vnde neme dat vor my to bate myns rechten vnde nicht vorder eff anders. Vort als se scriuen, de vorgenomde selige Gosswyn van prouestinck de olde vnde Gertrud syn echte huesfrouwe solen hebben jn deme jaer vnser heren mccccxlvij des maendages na vnser heren lichames dage gifte vnde vpdracht

11 Pfarrarchiv Borken, Urk. Nr.317 (Or. Nr.187).

12 Der Abdruck des Textes erfolgt unter Auflösung der Kürzel und Einführung einer modernen Interpunktion.

gedaen vnde ouergegeuen vor richter vnde Borgermester jn der stad Borken oeren hoff to prouestinck, belegen in deme kerspele van Raisfelde, vor oir vnde or olderen selen salicheit, jn de vorscreuen kerken vnde he solle desseluen hoffs ock gelouet hebben, vor sick vnde vor syne eruen gude, rechte, ewige warschop to done etc. vnde dit all myt vorworden vnde maneren, so in der vorscreuen vormetenen ansprake vorder is gescreuen. Dar by so bidde ick, Gosswyn vorgenomet, jnt erst to merkene vnde to gedenckene, dat myn selige vedder Gosswyn, so wal lantwitlichen gerochtlich vnde kundich is, was eyn walgeborn schiltbordich, rittermatich man jn dessen gestichte van monster vnde dar vor gheholden vnde benomet van alle den ghennen, de ene bekanden. Vnd in der vormetenen ansprake steyt nicht gescreuen eff vormeten to bewisen, dat de selue selige Gosswyn also gesunt vnde mechtich sy gewest vnde dat he de giffte vor wederkore so hebbe gedaen, als sick dat na dem priuilegie, wonte vnd lantrechte desses gestichtes solde hebben moghen geboren, welkes vnder vnd manck der ritterschop des landes also van oldes hijr, den lenger dan menschen hijr aff begyn dencket, geholden is vnde geholden wert, so men ock vorder van vnwerdicheit der vorberorden vormetenen giffte jn vnssen lantrechte vyndet bescreuen jn den xlii [!] artikell des ersten bokes, de sich begyuet "Ane Eruen geloff" etc. Wante de hoff to prouestinck, als de anspreker schriuet vnde kemet, eyn vry dorslachtich egen gud was vnde dar umme de selue selige Gosswyn ane syner eruen geloff vnde vulbort des nicht mochte geuen eff laten. Vnd efft he jd dar enteghen hedde geuen, so mochten sick de eruen des hebben vnderwumen na den vorscreuen texte des lantrechtes. Jd is ock openbaer lantwitlich, dat de selue selige Gosswyn jn tijd des vorscreuen jars vnd dages was jn kranckheit vnde suke des krenctes befangen, dar he na jnne verstoruen is. Were des noet, dat wolde ick wall, so recht is, bewysen. Dan want de ansprekere nicht hebben gesat vnde so nicht mogen bewysen, dat selige Gosswyn vorscreuen jn tijd der vormetenen giffte gesunt vnde mechtich sy gewest, myt eynen bygordeden swerde vp eyn pert to sittene, so stelle ich Gosswyn dat an uwer forstliken gnade vnd uwer gnaden ritterschop desses landes vorclaringe na bescreuen lantrechte vnd older wonte desses landes, dat he in der kranckheit nicht mechtich en was, to geuene syn vry egen gut buten syner eruen vulbort. Ock en was he dar en bouen des nicht mechtich, to vortiggene buten myns seligen vaders willen vnde vulbort, als de selue selige Gosswyn hadde vorsegelt vnd vorebreuet mynen seligen vader to vorn jn den jare vnnes heren mccccxiiij [...] Ock is lantkundich, dat de vorscreuen ansprekere den vorscreuen mynen seligen vedderen vor den vorscreuen hoff to prouestinck so langhe als he leuede jarlix vnde alle jar so vole wal betalen vnde geuen, als de hoff jarlix mogen [!] doen to pacht und ock na synen dode syner huesfrowen eyne somme geldes jarlix unde alle jar dar aff solden beta-



len. Weer desses no<sup>et</sup>, wolde ick ok wal bewysen. De selue husfrouwe doch nyn recht hadde, to vorkopene eff giffene myns seligen vedderen erue vnd eghen, dar vmme, so selige gosswyn vorscreuen vnde myn selige vader gosswyns broder sick vnder malkanderen hebbt vorredet vnde vorsegelt: Ton ersten so, dat Gosswyn nyn gud solde mogen vorkopen eff vortijghen, he en hedde dat erst mynen seligen vader geboden, des he also nicht heuet geboden den vorscreuen hoff to prouestinck. Vnde na vnssen lantrechte vnde desses landes wonte, wes eyne broder deme anderen vorsegelt, dat is billich malck deme anderen vnvorkortet holde. Dar vmme so truwe ich gode vnde deme rechten na deme bescreuen lantrechte vnde older wonte desses landes to ridderrechte vnd na der vorscreuen ewiger broder vorredinge vnde vorsegelinge, jch heb gewest vnde sy neger in deme rechten to bliuene by mynen gheerffeden eghenen dan de ansprekers by oere[n] vormetenen giffte eff koepe [...] Ock so kan ick bewysen, eff my des no<sup>et</sup> geborn solde, dat myn selige vedder Gosswyn van prouestinck jn tyd deser vormetenen giffte grotkrefflich gud schuldig was vnde solde billix de giffte vorscreuen, dar vmb vnlouelich vnde van ghyner wert en sy gewest, de schuldeners en hedden erst van synen gude deger vnde all vornoget vnde betalt gewest. Des nicht en was, want myn selige vedder in dem banne vmb syr schulde willen starff, dar ick vor in syne stede genck staen vnd help eme, dat he vp den kerchoff quam [...] vnde wedderspreke hyr vp oer vermetene clage vnde ansprake an schaden vnde houetgude, so se dat hebbet bescreuen, gesloten und ouergegeuen vnd bidde uwe hogeborne forstlike genaden, genedige leue here, dat uwe genaden my wille beholden vnde doen bliuen by deme mynen unde myr quijt schelden vnde to rechte quijt ordelen van der vorscreuen ansprake. Wante na deme, dat de vormetene seligen Gosswyns vortijchnisse, giffte eff vorkopinge na reden vorgeroyrt van gynen gewerde gewest en is, in deme rechte so en is ock dat gut vnde de hoff ny geystlick geworden. Dar vmb so en heuet ny stede dar by so, wes se dar vp jn ore ansprake gesat hebben, dat de hoff nicht en moghe to wertliken handen komen [...], dat en drepet sich nicht hijr by. Want de almechtige god beschonet vnde wil nicht, dat almissen geschien van gude, dar eyne ander recht an heuet, gelich myn selige vader vnd ich an den vorscreuen houe to prouestinck hebben na rechte, wonte vnd vorsegelinge vorgerort. Hijr vm getruwe ich gode vnde deme rechten, ich sy neger to bliuene by den vorscreuen houe to prouestinck vnd all syner tobehoringhe vnd by vnschult der vormetenen ansprake dan se my jchtes in deme rechte sollen moghen dar aff wymmen [...]

Desser myner antworde vnde rechticheit to o<sup>e</sup>rkunde heb ick, Goswyn van ghemen genant prouestinck, myn jngesegell witlichen vnder vpt spacium desser schrifft doen drucken. Ghegeuen jnt jar vnser heren dusent veerhundert twe vnde sestich des neesten maendages na deme sundage Vocem jocunditatis etc.